FRANCKESCHE STIFTUNGEN

Alte Drucke

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland

Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten fünfzig Jahren

Niemeyer, August Hermann

Halle, 1824

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:gbv:ha33-1-159532

Visual Library

106 a. 4

128. D. 13.

106 L 4

Beobachtungen
auf einer
Deportationsreise
nach Frankreich
im Jahr 1807.

Hauptbibliothek des Waisenhauses.

Nebst
Erinnerungen
an
denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen
in den letzten funfzig Jahren.

Von
D. August Hermann Niemeyer.

Notre Dame.

Erste Hälfte.

Halle 1824,
in der Buchhandlung des Waisenhauses.

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale

Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland.

Nebst

Erinnerungen

an

denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen

in den letzten funfzig Jahren.

Von

D. August Hermann Niemeyer.

Vierten Bandes

Erste Hälfte.

Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807.

Halle,

in der Buchhandlung des Waisenhauses.

1824.

Franckesche Stiftungen
Haupt
Bibliothek
Halle/Saale

Als ich im October des Jahres 1806, von meiner Reise nach Holland zurückkehrend, eine verödete Vaterstadt und eine aufgehobene Universität fand, da lag mir wohl kein Gedanke so fern, als im nächsten Jahr eine noch weitere Reise anzutreten. Und doch kam es so! Am 18ten May 1807 ward ich aus der Zurückgezogenheit und Stille, in welcher ich, von den meisten öffentlichen Geschäften feyernd, den Wissenschaften lebte, auf einmal in eine mir neue und gerade damals mich am wenigsten anziehende Welt gerissen, und, aller eignen Willensbestimmung beraubt, genöthigt, zu folgen wohin man mich und meine Gefährten führte.

Hätte mir indeß diese gewaltsame Wegführung, über die ich Bericht zu erstatten so oft und von so vielen Seiten aufgefordert bin, auch nicht Gelegenheit gegeben, sehr viel Merkwürdiges zu sehen und mir Neues zu lernen, so würde ich sie doch ganz vorzüglich in die Reihe der Schicksale meines Lebens stellen müssen, welche die göttliche Vorsehung, nach einem sehr bedenklich scheinenden Anfang, ein gutes Ende gewinnen ließ, und mir — ich darf es ohne Widerspruch zu fürchten freymüthig sagen — für augenblickliche Kümmernisse, Leiden und Entbehrungen, den reichsten Ersatz in dem Bewußtseyn gewährte, für die Institute, denen in meinem Beruf alle meine Kräfte angehörten, einiges Gute bewirkt zu haben.

Daneben hat die vielseitige Theilnahme, welche ich in jener traurigen Zeitperiode in der Nähe und aus der Ferne erfahren habe, alles Schmerzliche der Erinnerung längst ausgelöscht. Selbst manches unfreundliche Urtheil, auf das in jener aufgeregten Zeit fast Jeder, der sich unter

einer neuen Herrschaft zu bleiben entschloß, von manchen, die so glücklich waren, den angestammten Fürsten nicht zu verlieren, gefaßt seyn mußte, konnte, bey der eignen inneren Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, leicht ertragen werden. Daneben hatte mich die Billigung meiner Schritte von Seiten unsres theuren Monarchen, wovon man die Beweisstücke am Ende dieser Schrift finden wird, und die mir vor allen die wichtigste blieb, über jeden Zweifel oder Vorwurf beruhigt.

Halle ist als eine alte würdige Stadt, als der Sitz einer seit mehr als hundert Jahren blühenden und vielbesuchten Universität, und der in ihrem Ursprung wie in ihrem Umfang gleich merkwürdigen Frankischen Stiftungen, schon lange der Gegenstand nicht geringer Aufmerksamkeit und Theilnahme in allen Gegenden Deutschlands und selbst des Auslands geworden. Schon darum darf ich hoffen, daß man auch noch itzt nicht ungern authentisch erfahren wird, was diese Stadt in jenen unglücklichen Jahren, die sie von dem

preußischen Staat trennten, Hartes erfahren, und wie ihr doch über Hoffen und Erwarten das erhalten ist, was sie am schmerzlichsten entbehrt haben würde. Habe ich einiges Verdienst darum, so verdanke ich es meinem Aufenthalt gerade an dem Ort, von wo aus in jener Zeit über das Schicksal so vieler Länder und Menschen in letzter Instanz entschieden wurde, so wie manchen dort zufällig zusammentreffenden günstigen Umständen. Unter gleichen Verhältnissen, bey gleichen Begünstigungen, würde Jeder dasselbe zu thun sich zur Pflicht gemacht haben.

Schon in dieser Hinsicht habe ich es für zweckmäßig gehalten, noch bey meinem Leben über den Zusammenhang meiner Deportationsreise mit ihren das Allgemeine betreffenden Folgen etwas Zuverlässiges zu hinterlassen; dadurch manche die Wahrheit entstellende Sage zu berichtigen, und es besonders klar zu machen, daß nicht durch knechtische Anschmiegung, oder gar geheimes Gegenwirken gegen andre zum Theil ältere und gleich verdiente hohe Schulen, die das Opfer der Zeit ge-

worden sind, sondern auf offnem und geradem Wege Halle als Universität erhalten ist. Da es jedoch zu dieser Erörterung nur weniger Bogen bedurft hätte, so hat mich die so günstige Aufnahme der auf späteren Reisen gemachten Bemerkungen, zugleich veranlaßt, die Ausbeute von Beobachtungen und Erfahrungen, wozu sowohl die Hin- und Rückreise durch einen Theil von Deutschland und die Niederlande, als der Aufenthalt in Frankreich selbst, so viel Gelegenheit gab, in eben der Art mitzutheilen. Auch dießmal bescheide ich mich im Voraus, daß weder die Erdkunde und Statistik, noch irgend ein andres Fach der Literatur dadurch etwas von Bedeutung gewinnen werde, da ohnehin das neuerlich so vielbesuchte und vielbeschriebne Frankreich und seine Hauptstadt, noch weit bekannter als England und Holland geworden ist. Indeß werden doch vielleicht die Standpuncte, aus welchen ich manche von Andern weniger beachtete Gegenstände ansah, manche nicht allen zugängliche dort angeknüpfte Verbindungen, selbst die Stimmung eines zwar Freyumhergehenden aber doch seiner

Freyheit Beraubten, den Ansichten und Urtheilen einige Eigenthümlichkeit geben. Auch darf ich hoffen, daß die Erneuerung des Andenkens an einige fast schon vergeßne Menschen und Begebenheiten, an welche mich die Orte, wo jene wohnten, wirkten, duldeten, starben, so lebhaft erinnerten, den Freunden der Geschichte, besonders der französischen Vorzeit, nicht unwillkommen seyn werde.

Da übrigens unsre Zeit durch die großen Veränderungen, die wir in der politischen Welt erlebt haben, die Gemüther ruhiger gestimmt hat, so darf ich um so mehr darauf rechnen, daß man das Bestreben überall gerecht zu seyn so wenig tadeln als verkennen wird. Aller Nationalhaß ist mir von jeher als eine Verleugnung unsres eignen deutschen Charakters erschienen, zu dessen Ruhm es von jeher gehörte, jedes Verdienst anzuerkennen. Wer möchte so parteyisch seyn, leugnen zu wollen, daß auch Frankreich, daß auch Paris Großes und Vortreffliches in sich vereinigt? Zwar hat mir selbst das unruhige ewig wechselnde Treiben in der Hauptstadt gar wenig zuge-

sagt. Ich habe mich auch durch Anschauung nur noch mehr überzeugt, wie schwer es seyn mag, in diesem Leben voll Schein und Schimmer, Flachheit, Nichtigkeit und gemüthloser Veränderlichkeit, sich Festigkeit des Charakters, unbefangnes Urtheil über Werth und Unwerth der Menschen und Dinge, Tiefe des Gefühls für Liebe und Freundschaft zu bewahren; wie schwer, umgeben von so ungeheurer Verderbniß, die immer der Fluch unnatürlich sich vergrößernder Städte ist, sittlichen Grundsätzen treu und reines Sinnes zu bleiben. Aber daneben habe ich doch nicht nur persönlich die freundlichste Aufnahme und die schonendste Behandlung von allen Seiten zu rühmen, sondern auch vieles Herrliche, was dem reich begabten Lande angehört, und viele treffliche Menschen kennen gelernt, die mit der Bildung und Anmuth der Sitten, welche Niemand der Nation absprechen kann, nicht nur Gründlichkeit des Wissens, sondern auch Gediegenheit des Charakters und warmen Diensteifer verbanden, was in einem so zerstreuten und bewegten Leben doppelt verdienstlich ist.

Die zweyte Hälfte dieser Schrift wird, hoff' ich, der ersten unverzüglich folgen können. Bey so vielem Merkwürdigen war es nicht wohl möglich Alles in einen Band zusammenzudrängen. Der Besuch mehrerer sehr wichtiger Anstalten, wie des Findelhauses, der Blinden- und Taubstummen-Institute; vieler auch geschichtlich so bedeutender Orte, wie des Pantheons, Versailles, Marly, St. Germain, St. Cloud, St. Denis; die Bekanntschaft mit mehreren auch für Deutschland wichtigen Gelehrten; die Erinnerung an so manche Personen, die durch die Eigenthümlichkeit ihres Charakters, wie der unlängst verstorbene Graf von Schlabbrendorf, oder durch ihre Schicksale so allgemeine Theilnahme erweckten, wie das unschuldigste und empörendste Opfer der Revolution, die liebenswürdige Prinzessin Lamballe; die nähere Kenntniß des Schul- und Unterrichtswesens und des kirchlichen Lebens; die Wanderung in die Katakomben, diese Unterwelt von Paris; — auf der Rückreise der Besuch von Cambray, Brüssel, Ant-

werpen, Aachen, Cölln, Neuwied; endlich auch die fortgesetzten Unterhandlungen mit der provisorischen Regierung des neuen Königreichs in Cassel, — dieß alles hat der Beobachtung einen sehr reichen Stoff gegeben, und wird nebst vielem Andern den Inhalt der Fortsetzung ausmachen.

Indem ich itzt einen Theil der Arbeit, die in den wenigen mir übrigen Mußestunden nur langsam fortschreiten konnte, dem Publicum übergebe, kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, daß sie nicht mehr in die Hände sämmtlicher zugleich mit mir nach Frankreich abgeführten Freunde kommen kann, die so treu die Leiden und Freuden der Reise mit mir theilten, und mich wohl noch einmal darauf begleitet hätten. Denn zwey von ihnen sind bereits in das Land, in welches der Uebergang uns allen bevorsteht, vorangegangen. Der biedere Major v. Heyden starb im J. 1814; der sehr ehrenwerthe, unstreitig durch die Deportation am meisten leidende, für seine patriotischen Anstrengungen am wenigsten entschädigte Raths-

meister D. Keferstein, im J. 1816. Ich konnte daher bey manchen Stellen nur noch einige Notizen benutzen, welche mir von den beyden sie Ueberlebenden, Hrn. Geheimderath v. Madeweis in Königsberg in Preußen, und Hrn. Landrath v. Wedell in Piesdorf im Mansfeldschen, gefällig mitgetheilt wurden, und freue mich des Anlasses, hier meinen Dank auch für so viele andre Beweise des Wohlwollens auszusprechen, durch welche mir so manche trübe Stunde der Abgeschiedenheit vom Vaterlande erheitert wurde.

Mögen sie die Geschichte unsres gemeinsamen Schicksals, das uns so enge verband, als sich zunächst zugeeignet betrachten, und dabey auch in der Ferne des Freundes eben so freundlich gedenken, als er Ihrer, indem er sie niederschrieb, dabey gedacht hat.

Halle, am 10. November 1824.

Inhalt.

Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807.

Halle im October 1806 . . . . . S. 3 — 8
Die Aufhebung der Universität. (S. Beyl. Nr. I.) 9 — 13
Halle in den Wintermonaten 1806 und 1807. . 14 — 25
Der erste Pfingsttag am 17. May. . . . . 26 — 27
Die Deportation am 2ten Pfingsttage den 18. May. 28 — 31
Die Moritzburg. . . . . 32 — 35
Die Abreise und die Reisegesellschaft. . . . 36 — 38
Cönnern. . . . . 39 — 41
Aschersleben. . . . . 41 — 43
Halberstadt. . . . . 43 — 45
Rocklum. Braunschweig. (Der Minister von Wolffradt. Campe und seine Familie.) 46 — 56
Reise von Braunschweig über Seesen und Nordheim (General Niemeyer) nach Göttingen. (Heyne.) . . . . 57 — 62
Reise von Göttingen nach Cassel. . . 62 — 64
Reise von Cassel nach Marburg. . . 64 — 66
Marburg. (Die heilige Elisabeth.) . . 66 — 73
Gießen. . . . . 74 — 75
Frankfurt am Main. . . . . 76 — 81
Eintritt in das französische Gebiet. . . 82 — 86
Maynz. Der Marschall Kellermann. Das Lyceum. Prof. Butenschön. (S. Beyl. Nr. II.) Die Sammlung römischer Alterthümer.

Prof. Lehne. (S. Beyl. Nr. III.) Grabmal des Cardinal Albert. (S. Beyl. Nr. IV.) S. 87—102
Fortsetzung der Reise von Maynz. — Landstuhl. (Sickingen. S. Beyl. Nr. V.) . 103—109
Courcelles. (Der lustige Postillion.) . 110—113
Saarbrück. (Die Familie Röchling.) . 113—116
Metz. (Kathedralkirche. Gerichtshof.). . 116—122
Der Aquäduct bey Metz. . . . . 123—125
Ankunft in Pont-a-Mousson. . . . 126—128
Pont-a-Mousson. Stadt u. Gegend. . 129—133
Erinnerungen aus dem Leben in Pont-a-Mousson. (Lebensweise. Bekanntschaften.) 134—145
Die Prämonstratenserabtey. (Norbert.) Biblioth. 146—149
Johanna Hachette, die Retterin Beauvais. (Roucher. S. Beyl. Nr. VI.) . 150—252
Schulbesuche. . . . . 153—157
Mittag zu Noroy. . . . . 157—160
Der Sonntag in Pont-a-Mousson. . 160—164
Ein Todtenamt. Begräbnisse. Der Pfarrer von St. Genevieve. (Rhapsodie.) . . 165—174
Neue Bekanntschaften. . . . . 175—179
Evang. Kirchenweihe in Nancy. (Pred. Boissard.) 180—187
Der Johannistag. . . . . 188—189
Die Spanier in Pont-a-Mousson. . 190—195
Fabrication künstlicher Steine. (Prof. Fleuret.) . . . . . 196—200
Persönliche Lage. Versuche frey zu werden, oder nach Paris gehen zu dürfen. . . 201—209

Der fünf und zwanzigste Julius.

Erste Nachricht von dem Tilsiter Frieden. — Erlaubniß nach Paris zu gehen. . . 210—215
Abschied von Pont-a-Mousson. . . . 216—217
Reise über Toul nach Dom-Remy, der Geburtsstadt der Jungfrau von Orleans. . 218—229
Dom-Remy la Pucelle. (S. Beyl. Nr. VII.) 230—234
Rückreise nach Nancy. . . . . 235—237
Nancy. . . . . 238—242

Fortsetzung der Reise nach Paris.
St. Aubin. — Ligny. — Bar le Duc. — Vitry. — Chalons sur Marne. — Die catalaunischen Felder. — Epernay. Moëtscher Champagnerkeller. — Meaux. — (Bossuet. S. Beyl. Nr. VIII.) . . . . S. 243—256

Paris.

Ankunft. . . . . 259—265
Erste Bekanntschaften und Verwendungen für die Vaterstadt. — Dr. Oerthling. — Der Tribun Koch. — Der Consistorialpräsident Marron. — Schriftliche Vorstellung für Halle an den Staatsrath von Beugnot. — (S. Beyl. Nr. IX.) . 266—272
Ankunft der Deputirten aus den Provinzen des neuen Königreichs Westphalen. . . . 273—275
Siegs- und Vermählungsfeste Hieronymus Napoleons. (Cramer. S. Beyl. Nr. X.) . 276—284
Die Merkwürdigkeiten der Stadt. — Allgemeiner Blick auf Paris. . . . . 285—289
Notre Dame, Kathedralkirche. . . . . 289—301
Das Hotel Dieu. — Die Morgue. . . 301—308
Der Justizpallast. — Die Conciergerie. — (Marie Antoinettens letzter Aufenthalt. S. Beyl. Nr. XI.) — Die heilige Kapelle. . 309—313
Der Louvre. . . . . 313—318
Die Tuillerien. — Vorhof. — Triumphbogen. — Venetianische Pferde. — Schloß. — Garten. Platz Ludwig des XV. (Guillotine.) (S. Beyl. Nr. XII.) — Magdalenenkirchhof. (S. Beyl. N. XIII.) — Die elysäischen Felder. 319—334
Das Museum der Künste im Louvre. Local. — Ueber die Antiken und die Gemählde-sammlung. — Allgemeiner Eindruck. — Apoll von Belvedere. — Laokoon. — Venus Mediçea. — (Fürst Leopold v. Dessau.) — Gemählde-sammlung. (S. Beyl. Nr. XIV.) — Christusbilder. (Raphael.) — Rückkehr vieler Sta-

tuen und Gemählde in die alten Stellen der beraubten Länder. (Lord Castlereaghs Note über die Rückgabe, s. Beyl. Nr. XV.) . S. 334—370
Das Palais Royal und Bicetre. Die beyden Endpuncte menschlichen Wohllebens und menschlichen Elends. . . . . 371—386
Erstes Gespräch mit dem Staatsrath nachmaligen Minister Gr. v. Beugnot über Halle und seine Institute (S. Beyl. Nr. XVI.) . 387—394

Beylagen.

I. Actenstücke über die Aufhebung der Universität Halle. . . . . 397—400
II. Prof. Butenschöns Erfahrungen während der Revolution . . . . . 400—403
III. Römische Alterthümer in Maynz. . . 404—405
IV. Ueber den Cardinal Albert, Erzbischof von Maynz. . . . . 406—408
V. Nachtrag über Franz von Sickingen. . 409
VI. Der Dichter Rouché. . . . . 410—411
VII. Nachtrag über die Jungfrau von Orleans. . . . . 411—412
VIII. Nachtrag über Bossuet. . . . 413—414
IX. Originalmemoire über die Stadt und Universität Halle, so dem Organisateurs des Königreichs Westphalen übergeben ward. . 415—420
X. Nachtrag über C. F. Cramer. . . . 420—421
XI. Die Königin Marie Antoinette in der Conciergerie. . . . . 421—422
XII. Erstürmung der Tuillerien am 10. Aug. 1792 423—426
XIII. Die Ausgrabung der Königl. Leichname. 426—427
XIV. Literatur über das Museum. . . 427—428
XV. Note des Lord Castlereagh über die Zurückgabe der Kunstwerke an die vormaligen Eigenthümer. . . . . 429—434
XVI. Merkwürdige Vorhersagung der franz. Revolution in J. J. Rousseaus Emil. . . 435

I.

Deportationsreise

nach

Frankreich

im Jahr 1807.

Halle
im October 1806.

Was ich über die Lage meiner Vaterstadt in jenem verhängnißvollen Monat berichten werde, um vorzubereiten, welchen Einfluß sie auch auf mein Schicksal und viele spätere Ereignisse meines Lebens gehabt hat, das habe ich nur aus den Erzählungen glaubwürdiger Augenzeugen entnehmen können. Mir selbst war, wie man schon aus dem vorigen Theil dieser Schrift weiß, der Weg zur schnelleren Rückkehr aus Holland und Westphalen abgeschnitten. Habe ich indeß die Leiden meiner Mitbürger nicht anwesend getheilt, so hat der Abwesende die Entfernung, von allem was ihm das Theuerste war, nur noch schmerzlicher empfunden.

Schon im September war es nicht mehr zweifelhaft, daß sich Preußen zum Kampf gegen Frankreich rüste, und, wie überall, so glich auch in Halle nichts der Begeisterung, welche die erste sichre Nachricht, daß eine längst genährte Hoffnung der Erfüllung nahe sey, die Einwohner in allen Ständen ergriffen hatte.

Durch den Anblick der durchziehenden Truppen, insonderheit der prächtigen Garden, war eben so sehr das Vertrauen auf einen glorreichen Ausgang befestigt, als der patriotische Sinn durch die Anwesenheit des Königs und der Königin aufs neue geweckt und erhöht. Einfach, wie immer, ernst und mild sah man den Monarchen fast ohne alle Begleitung. So trat er auch unangemeldet in die Frankischen Stiftungen ein, als wollte er den Eindruck, den ihr ihm unerwarteter Umfang schon im J. 1799 gemacht hatte, erneuen. Nach der Bestimmung und dem Zustande des Einzelnen fragend, ging er den langen inneren Hof des Waisenhauses hinauf und hinab, und die durch sein Erscheinen überraschten Beamten, hörten aus seinem Munde tröstende Zusicherungen fernerer Hülfe, wo sie nöthig sey, so bald nur Ruh und Friede befestigt seyn werde. So schied er von dem Werk des Glaubens und der Liebe, dessen Schutz und Erhalter er war, wie keiner seiner erhabenen Ahnherrn. Wer hätte an jenem Tage — es war der zwey und zwanzigste September — ahnden können, daß es ein Abschied auf sieben lange Jahre der Trennung seyn, daß es ihm erst nach acht Jahren möglich werden sollte, sein segnendes Wort wahrhaft königlich zu erfüllen.

Die Feindseligkeiten hatten seit dem 8ten October unter den schlimmsten Vorbedeutungen ihren Anfang genommen, und der Prinz Ludwig Ferdinand war bey Saalfeld als das erste große Opfer gefallen. Als

wenige Tage darauf die Kunde davon Halle erreichte, ward die Stimmung, wie immer bey dem Unerwarteten der Fall ist, getheilter; auch wechselten unaufhörlich bessere und schlechtere Nachrichten von Siegen oder Niederlagen, und jeder glaubte oder zweifelte, jenachdem mehr das Gefühl oder ruhige Ueberlegung und Berechnung in ihm vorherrschend war. Selbst als am 14ten der Donner der Schlacht von Auerstädt und Jena her, auf den Anhöhen vor den Thoren vernommen ward, kämpfte zwar Hoffnung und Furcht stärker als je in allen die besonnen blieben und es redlich meinten mit der Sache des Vaterlandes. Doch waren die meisten von dem Siege unsrer Heere fest überzeugt.

Als es endlich, nach wiederholten Täuschungen, gewiß geworden war, daß die Schlacht verloren, der greise Feldherr Carl von Braunschweig tödtlich verwundet, ein Theil des Heeres vernichtet, ein andrer versprengt sey, da konnten dem verständigen Zuschauer und Beobachter dessen, was er vor sich sah, weder das unter dem Befehl des Herzogs Eugen von Würtemberg in und um Halle liegende Reservecorps, noch die Nähe und die Anstalten des Heerführers Beruhigung gewähren. Bey aller, als es zum Kampfe kam, entschiedenen Tapferkeit der Mannschaft, die selbst von manchen ihrer Anführer erfahrne Härte und Beeinträchtigung nicht hatte beugen können, bey dem kühnsten Muth Einzelner, der auch dem Feinde Bewunderung abzwang, soll es doch an

rechter Ueberlegung, kluger Disposition und rascher Thätigkeit nur zu sehr gefehlt haben.

So ist die Stadt schon am 17ten nach kurzer Gegenwehr in die Gewalt des Feindes, unter Anführung des General Dupont, übergegangen. Von allen Seiten sind an diesem Tage des Schreckens die siegtrunkenen Heerhaufen eingedrungen; der Markt und die Straßen sind zum Schlachtfelde geworden, indeß man vor den Thoren mit wechselndem Glück, bey gegenseitiger Erbitterung gekämpft, und von beyden Seiten bedeutende Niederlagen erlitten hat. Gar bald sind die Hospitäler mit Verwundeten und Sterbenden angefüllt. Als auf der Straße kein Preuße mehr Widerstand geleistet, sind viele friedliche Häuser der Bürger ein Raub der Plünderung geworden. Doch ist nach wenigen Stunden Bernadotte, Prinz von Ponto Corvo, itziger König von Schweden, erschienen, und hat die anfangs hohe Geldforderung auf zwölftausend Thaler herablassend, durch ernste Befehle an die auf dem Markt versammelten Krieger den Sturm beschworen. Indeß werden noch Kinder und Enkel von den ersten Stunden der Angst zu erzählen wissen, in denen ihre Eltern und Großeltern alles, bis auf die letzte Bedeckung des Körpers, verloren, zum Theil reichen, durch treuen Erwerbfleiß gewonnenen Besitz in wenigen Augenblicken zerstört oder geraubt sahen, und die unentbehrlichsten Bedürfnisse von Freunden annehmen mußten, die der Zufall verschont hatte. Sie

werden noch der Mißhandlungen und Kränkungen gedenken, die ehrwürdige Männer und Frauen am Tage der Einnahme erfahren haben. Ward doch selbst ein feindlicher Officier von dem Uebermuth eines Andern empört, der dem siebzigjährigen Rösselt, der ihm bleich und wankend entgegen kam, um ihm sein Quartier zu öffnen, und nur für das eine Zimmer seiner kaum entbundenen Tochter um Schonung bat, trotzig erklärte, „er habe aufgehört Herr seines Hauses zu seyn.“ — „Halten Sie ein — hat Jener gesagt — ich müßte kein Mensch seyn, wo ich diesen Mann nicht schonte.“ Und als ein andrer akademischer Veteran, Prof. Schütz, der eben einem verwundeten Feind mit Wein erquickt hatte, gewaltsam, ohne nur das Haupt bedecken zu können, fortgerissen, und — weil man geflüchtete Preußen in seinem Hofe entdeckte — unter Drohungen als Verräther erschossen zu werden, bis an das äußerste Stadtthor geführt ward, indeß in seinem Hause die Plünderer Thüren und Schränke zerschlugen und ausleerten, hat nur seine ruhige Fassung, und das Verlangen vor Bernadotte geführt zu werden, endlich der Wuth Einhalt zu thun vermocht.

Wohl sind dieß Uebel, auf die jede eroberte Stadt — wer auch der Eroberer sey — gefaßt seyn muß, und die selbst der schonendste Feldherr kaum in den ersten Augenblicken, wo Amt, Stand und Alter vor dem gemeinen oder berauschten Krieger keine Gnade findet, nicht ganz abzuwehren vermag. Scenen dieser

Art wiederholen sich in jedem Kriege, und wenn Halle anfangs mehr als andre Städte gelitten hat, so ist dabey nicht zu vergessen, daß es dem Kampfplatz so nahe lag, daß das Unglück, gleich einer vom Sturm gejagten Wetterwolke, schneller als man hoffen durfte vorüberging, daß es endlich bey weitem nicht alle Einwohner so hart wie einzelne Personen und Familien betroffen hat.

Viele der größeren Häuser schützte sehr bald die Gegenwart eingelegter Generale und Officiere von höherem Rang, wenn sie auch Bedrückungen und Erpressungen nicht ganz verhüten konnte. Auch meine Wohnung auf dem großen Berlin hat diese Schonung im vorzüglichen Grade erfahren. Geräumig durch die Verbindung zweyer Häuser, und dicht an das Meckelsche (vormals Ochsensche) Haus, welches zur Aufnahme des französischen Kaisers in Beschlag genommen ward, angränzend, hatte man sie für die Ersten des Generalstabes gewählt. Bald ist auch der General Eblé, mit welchem ich in der Folge in mehrfache Berührung kam, bald nach ihm sind die Generale Lefevre, Mouton, Berger, Gardanne, Corbino erschienen. Die größeren Zimmer hat man dem Prinzen Jerome Napoleon überlassen. Im Auditorium hat eine Compagnie der Garde; im zweyten Hofe leichte Reiterey die Wache gehabt.

Die Aufhebung der Universität.

Noch am ersten Tage der Einnahme der Stadt, erhielten nicht bloß die nur kurze Zeit der Plünderung ausgesetzten öffentlichen Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten Schutzwachen, sondern auch der Universität verbürgte eine von Bernadotte selbst ihren Deputirten in die Feder dictirte Erklärung, vollkommne Sicherheit, ihrer Fortdauer und ihrer Erhaltungsmittel *).

So erholte man sich allmählig von der Angst oder Betäubung, von welcher, nach einer so unerwarteten Vernichtung aller Hoffnungen, fast keiner frey blieb, wiewohl es sich auch hier bestätigt haben soll, daß gerade die, welche vielleicht für schwach, zaghaft und kleinmüthig galten, am meisten Muth und Besinnung behielten und sich ruhig in das Unabänderliche ergaben, indeß die, welche von Großthaten gesprochen und den Feind hochmüthig verachtet hatten, am ersten die Besinnung verloren, oder sich, nur auf ihre Sicherheit bedacht, bis zu den kleinlichsten Mitteln erniedrigten.

Zwey Tage später erschien der Kaiser selbst. Eine Deputation der Universität und des Magistrats erwar-

*) Man findet sie, so wie alle folgende officielle Schreiben, in der Beylage Nr. I.

tete ihn in seiner Wohnung. Mit den Professoren ward das Gespräch bald wissenschaftlich. Auch der Juden geschah Erwähnung. Er habe große Plane mit ihnen gehabt, sie den Christen anzunähern. Nichts sey ihm weniger als dieß gelungen. Der Studirenden und ihrer angeblichen Idee, sich zu einem Regiment zu vereinigen, ward wohl gedacht, doch mehr lächelnd als bitter. An Vorwürfen, daß aus den Häusern auf Franzosen geschossen sey, fehlte es zwar nicht; aber Ton und Sprache in der ganzen Unterhaltung war gemäßigter, milder und beruhigender als man es erwartet hatte. Selbst die von Bernadotte ausgestellte Erklärung zum Besten der Universität, ward zu bestätigen versprochen, und bald darauf dem Professor Maaß, als zeitigem Prorector, mit einem Schreiben des Marschall Alexander Berthier zur öffentlichen Bekanntmachung übersendet.

Doch — welch ein Wechsel ist schon am nächsten Tage eingetreten! Ein Schreiben des Platzcommandanten General Menard enthielt den Befehl „daß sofort alle Vorlesungen eingestellt, und alle Studenten mit französischen Pässen versehen in ihre Heimath zurückgeschickt werden sollten. Jeder, der den folgenden Tag noch hier verweile, habe zu erwarten aufgegriffen und gefangen genommen zu werden.“ Mündlich fügte sogar der General hinzu, daß auch die Professoren in dem Befehl begriffen wären.

Eine an Berthier sich wendende Deputation ward nicht vorgelassen, sondern an Menard verwiesen, auch die augenblickliche Anfertigung einer Liste der Studirenden anbefohlen. Es war die Zeit der Herbstferien kaum verflossen. Im Sommerhalbenjahre belief sich die Anzahl an 1100. Itzt waren sehr viele nicht zurückgekehrt, und nur an 650 gegenwärtig — größtentheils aus entfernten Gegenden; viele ganz ohne Geld. Der General Menard machte mündlich wenigstens Hoffnung für die akademischen Lehrer, die er auch bald darauf schriftlich bestätigte, aber um so strenger auf die Entfernung aller Studirenden drang. (des étudians et toute espèce d'écoliers.) Die Aeußerung, daß, obwohl auch diese Waffen geführt, die Maaßregel doch vielleicht nur für den gegenwärtigen Augenblick nothwendig sey, mochte wohl mehr den Zweck haben, alle weitere Verwendung abzuschneiden, als in vollem Ernste gemeint seyn.

So traten denn an sechshundert junge Akademiker, die man, so weit es in einer so bedrängten Lage möglich war, mit einem kleinen Reisegelde versah, ihr Exil an. Gefahrlos wären sie, nachdem so große Kraftanstrengungen mißlungen waren, gewiß geblieben, und hätten in den Wissenschaften ihren Trost gesucht. Itzt schieden sie mit einem Herzen voll tiefen Ingrimms, und nährten in ihrer Brust nur die Hoffnung, daß die Nemesis nicht ausbleiben werde. Viele von ihnen hat man sieben Jahre später bey Lützen

und Leipzig siegreich kämpfen oder glorreich fallen sehen.

Oft ist gefragt, man hat es auch wohl für unerklärlich gehalten, wovon diese schnelle Veränderung in den Gesinnungen des Kaisers, der sonst überall die Sitze der Wissenschaften geschont habe, ausgegangen sey? Und doch liegt die Antwort so nahe.

Hat es denn in Zeiten, wie diese waren, je an Menschen gefehlt, die, wo sie zu gewinnen hoffen, oder auch nur um sich desto sichrer zu stellen, zu Verräthern werden? Wird nicht öfter noch unbesonnenes, wenn gleich argloses Geschwätz, wehmüthiges Klagen, oder zu spät kommende Weisheit „was hätte unterbleiben, was geschehen sollen“ von dem jedem Feinde so natürlichem Argwohn begierig aufgefaßt? Kann der siegende Feind glauben, mit einer eroberten Stadt auch die Herzen erobert zu haben? Der wohlbekannte Haß gegen den Unterdrücker Deutschlands, in den von Vaterlandsliebe durchglühten Jünglingen, ließ sich in einem Alter, das zu klüglicher Berechnung aller möglichen Folgen und Gefahren, am wenigsten geeignet ist, nicht so leicht in die Schranken behutsamer Rede zurückdrängen. Auch ward es ja bestimmt ausgesprochen, daß gerade dieß, und selbst die patriotischen Gesinnungen, die einzelne Lehrer in ihren Vorlesungen nicht zurückgehalten haben mochten, jene harte Maaßregel herbeygeführt habe, so bald es zur Kunde des Kaisers gekommen sey! Endlich hörte man, und fast am häufigsten

besonders von den militairischen Behörden, die Aeußerung, daß es nie rathsam sey, eine so kräftige und exaltirte Jugend im Rücken der Armee zurückzulassen. Freylich ist es schwer zu begreifen, wie einem Sieger, dem eine solche Macht zu Gebote stand, eine verhältnißmäßig doch so kleine Zahl unbewaffneter, durch den Willen ihrer Eltern gebundener, selbst durch den furchtbaren Schlag bey Jena schon genug geschreckter Jünglinge, Besorgnisse erwecken konnte. Vielleicht erklärt es sich nur aus dem Bewußtseyn, welche Funken der Rache durch die Mißhandlungen Deutschlands in jede jugendliche Brust geworfen waren. Denn gewiß waren nur Wenige, entweder durch den Unwillen über manche eigne Verschuldung des Unglücks, oder durch die Bewunderung der überlegenen Größe eines neuen Alexanders und Cäsars, eine Zeitlang kalt geworden gegen Freyheit und Vaterland.

Am 20sten October verließ der Kaiser mit seinem Gefolge die Stadt. Mit ihm der größte Theil der Truppen. Still wie das Grab ward nach einem so triumphirenden Einzuge, nach solchem Waffenglanz und Waffengeräusch die verödete Stadt.

Halle
in den Wintermonaten 1806 und 1807.

Die erste sichre Nachricht von allem, was während meiner Abwesenheit in wenigen Tagen sich ereignet hatte, namentlich von dem Schicksal der Universität, erhielt ich — wie schon früher erzählt ist*) — zwischen Braunschweig und Halberstadt durch die Verwiesenen. Am 26. Oct. sah ich die unglückliche Vaterstadt wieder.

So beruhigend es war, Kinder und Freunde unverletzt zu finden, und wenigstens kein theures Haupt zu vermissen, so wollte doch bey dem ersten Wiedersehn die Wehmuth der Freude kaum Raum lassen. Wohin man kam fand man Trauer auf dem Gesicht und überall gebrochene Herzen. Die am tiefsten empfanden, sprachen am wenigsten. Zu dem Schmerz über große zum Theil unersetzliche Verluste, die gerade die Universitätsbeamten, da alle Zahlungen aufhörten, fast am härtesten trafen, gesellte sich die Sorge, wie man die Entbehrung der Gehalte ertragen, wie man die steigenden Winterbedürfnisse befriedigen werde.

Auch der Bürger theilte diese Sorgen. Wie viele der geräumigsten Häuser verloren fast allen Miethe-

*) 3ter Th. S. 299.

zins; wie viele Werkstätte feyerten von aller Arbeit. Es war leicht zu berechnen, daß, wenn an 1100 Studirende fehlten, aufs wenigste 200,000 Rthlr. weniger im Umlauf kamen. Daneben stockte Handel und Verkehr. Statt dessen aber erschöpften die großen Summen, welche in den ersten Momenten an die französische Behörde gezahlt werden mußten, alle öffentliche und Privatcassen, und eine Contribution von 38000 Rthlr. sollte überdieß so bald als möglich herbeygeschafft werden. Dieß alles mußte dem Gemeinwesen Wunden schlagen, die lange noch nicht geheilt sind *).

Der Glücklichere war doch in diesen trüben Wintertagen, wer in ungestörter Häuslichkeit die Ruhe und den Frieden genießen konnte, der in der Außenwelt nicht zu finden war. Wer aber durch seine amtliche Stellung, oder die Größe seines Hauses sich genöthigt

*) Die Summe der bey oder bald nach der Occupation an die französischen Generale und Beamten zu machenden Geschenke, betrug 25,026 Thlr. Davon erhielt 1124 Thlr. der General Maret, 4000 der Ordonnateur en Chef, 1600 zwey Kriegscommissaire, 11,000 der Marschall Berthier, 2000 der General Menard, 310 dessen Adjutant, 1000 der erste Intendant. — Hiezu kamen im Jahr 1806 und 1807 an Requisitionen 61,251 Thlr., an Magazinbedürfnissen 2751, an Tafelgeldern und Speisungskosten 14,038, das preußische Lazareth 22,700, das französische 4709, für Magazinlieferungen 42,649. Den ganzen von der Stadtcasse verausgabten Betrag der Kriegslasten von 1806—1808, hat man auf 205,717 Thlr. berechnet, mit Einschluß von 19,500 Thlr. in Golde.

sah, nur mit den Fremden in steter Berührung zu bleiben, ward, selbst wenn sie persönlich alle Achtung verdienten, doch nicht nur unaufhörlich daran erinnert, wohin es gekommen sey, sondern mußte auch den stillen Genuß des Familienlebens nur zu oft schmerzlich entbehren. In diesem Fall befand ich mich mit den Meinigen.

Schon dem ersten militairischen Commandanten der Stadt nach der Abreise des Kaisers, einem General Courte, wurden bald nach seiner Ankunft die besten Zimmer meines Hauses eingeräumt. Es war ein verständiger und gutmüthiger Piemonteser, dem man es wohl anmerkte, wie wenig er persönlich für den Helden des Tages begeistert war. Man gewann daher bald den Muth, sich vor ihm ohne Rückhalt dem Schmerz zu überlassen. Das Erscheinen einiger Bülletins oder Armeebefehle, in welchen insonderheit das Königl. Haus, und namentlich die Königin auf das unwürdigste behandelt war, die Auszüge aus dem schändlichen in Berlin erscheinenden Telegraphen, welche benachbarte Zeitungsschreiber, als wollten sie das Unglück Preußens feyern, mitzutheilen nicht ermangelten — dieß alles war so herzzerreißend, daß es oft dem innern Gefühl nicht möglich war, den Ausbruch des höchsten Unwillens zurückzudrängen. Der General Courte war so weit entfernt dieß zu verübeln, daß er nur immer den Rath wiederholte, „lieber gar keine Kenntniß von solchen Flugblättern zu nehmen und ruhig das Ende abzuwarten.

Es

Es reiße ja immer nur die Wunden auf und hindre die Heilung.“ Wohl hatte er Recht. Jedes neue Zeitungsblatt machte nur trauriger, bittrer, hoffnungsloser, und doch griff man immer danach, weil man gehofft hatte, hinter dem Schlimmeren auch Besseres zu finden. Das preußische Kriegsmanifest, ging er Zeile für Zeile mit mir durch. Sein Urtheil war fast das nämliche, welches einer der geistreichsten und unbefangensten preußischen Historiographen *) darüber gefällt hat, „in den Anklagen Napoleons zu viel stillschweigendes Geständniß eigner Fehler, zu wenig der Ton des deutschen Ernstes, überhaupt der Styl angemessener einer rhetorischen Diatribe, oder dem französischen Pathos einer Predigt, als durch Kraft, Kürze und ruhige Wahrheit überzeugend.“ Manchem stimmte er unbedingt bey, namentlich den Aeußerungen über die Gewaltthat an dem Duc d'Enghien.

Dieser gemäßigte Mann blieb nur kurze Zeit auf seinem Posten. Man hatte einen andern ersehen, dessen entschiedener Anhänglichkeit an Napoleon man sicher seyn konnte, den General Lautour, der auch bis ins Spätjahr 1807 hier zurückblieb. Er bewohnte im Nebenhause des Meinigen die Zimmer, welche der Kaiser

*) (Manso) Geschichte des preußischen Staats, vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweyten Pariser Abkunft. Frankfurt a. M. 1812. 2ter Th. S. 147. Wenige haben über die unglückliche Zeit so freymüthig und so würdig geschrieben. Desto erfreulicher war die ihm unlängst gewordene Auszeichnung von Seiten unsers Königs.

bewohnt hatte. Wenige sind mir vorgekommen, die ihn in der unbedingten Bewunderung desselben, und einer blinden Hingebung an seinen Willen übertroffen hätten. Er war ein gewaltiger Sprecher, auch nicht ohne eine gewisse allgemeine Bildung, doch meist sich ergehend in immer und immer wiederkehrenden Gemeinplätzen, für nichts empfänglich, was nicht im Sinn und Geiste der großen Nation war. Daher begriff er auch so wenig die herrschende Verstimmung. Das Schlimmste was uns begegnen könne, sey am Ende doch nur, der großen Nation einverleibt zu werden, die nun einmal auf der Höhe der Bildung wie des Ruhmes stehe. Er glaubte selbst durch Anstalten zu allerley Vergnügungen der neuen Ordnung der Dinge Gunst zu verschaffen. Einer dürftigen Schauspielergesellschaft wurden allerley dramatische Vorstellungen verstattet, und, damit das anwesende oder durchkommende französische Militair doch einigermaßen wisse wie das Stück heiße, wurden die Zettel deutsch und französisch, oft in lächerlich entstellenden Uebersetzungen, ausgegeben. Aber niemand von Geschmack und richtigem Gefühl hatte Wohlgefallen an den Leistungen der Trouppe Richterienne. Nur die Classe, von der überall das panem et Circenses gilt, konnte sich ihrer erfreuen, und auch für diese nahm die Freude bald ein Ende.

In meinem Hause war, nach dem Abgange des General Courte, die Intendantur, an deren Spitze der Inspecteur aux revues de la Garde Imperiale,

Herr Clarac stand. Dieser Mann war, wo es auf den Dienst ankam, namentlich in der Beytreibung der unsrer Stadt aufgelegten Contribution, unerbittlich streng. Auch erreichte er dadurch seinen Zweck, daß Halle eine der ersten Städte war, welche sie bis auf den letzten Thaler abgetragen hatte. Doch gerade dieß benutzte er auch oft in seinen Berichten, um ihr manche Erleichterung zu verschaffen. Wenn gleich kalt und abgemessen in seinem ganzen Wesen, verletzte er doch nie durch Härte und Uebermuth, war dienstfertig und hülfreich. Die Behörden der Stadt, insonderheit die Gelehrten, wurden mit großer Achtung behandelt, und er sah sich gern an seiner Tafel von ihnen umgeben. Er war über zwölf Monate unser Hausgenoß, so daß wir anfingen, uns in den eignen Zimmern fast fremd zu fühlen. Denn seine Wohnung und sein Büreau, worin vom Morgen bis Abend fünf oft sechs Personen arbeiteten, ließen für mich und meine Familie nur wenig Raum übrig. Doch verdient sein persönliches Betragen, so wie die Anspruchlosigkeit seiner Sitten, die Strenge gegen seine Umgebung und Bedienung, die gewissenhafte Fürsorge, daß auch nicht der kleinste Schade oder Verlust unersetzt bliebe, endlich die gänzliche Ablehnung eines ihm bey seinem Abgange vom Magistrat überbrachten Silbergeschenks, die ehrenvollste Erwähnung.

Am Tage gab es nur wenig unmittelbare Berührungen; meist nur in Geschäften, wo ich häufig den

Dollmetscher machen mußte. Am Abend fanden sowohl der Commandant Lautour als der Intendant den Umgang mit uns bequem, weil sie, selbst unsrer Sprache ganz unkundig, verstanden wurden. Eben daher war auch der sich hier aufhaltende pensionirte preußische General Ernest eine Zeitlang der dritte Mann. Gewöhnlich erschienen sie, wenn das kleine Abendbrodt genossen werden sollte, das ihnen, im Vergleich mit ihren von der Stadt bezahlten Tafeln, wenigstens ein Bild unsrer Frugalität gab. Der Commandant haranguirte gewöhnlich über die Geschichte des Tages oder auch der früheren Zeit. Eine Lieblingsgeschichte war die Schlacht bey Austerlitz, und wie der Kaiser am Morgen des blutigen Tages oft nach dem anfangs trüben Himmel gesehen, und unaufhörlich schnupfend oft wiederholt habe „la terre va mal.“ Der Intendant nahm Interesse an den Kindern. Der Anblick einer in sich sehr glücklichen, wenn gleich durch die große Katastrophe gedrückten, und in ihrer gewöhnlichen Lebensweise gestörten Familie, ließ ihn nicht gleichgültig, und jede Gelegenheit, wo er rathen, dienen, den Verkehr mit meinen nach Aufhebung der Universität in Leipzig studirenden Söhnen erleichtern konnte, war ihm willkommen. Insonderheit äußerte er oft, daß ihn das Wesen der deutschen Frauen, ihre persönliche Fürsorge für den Haushalt, ihr Eingreifen auch in die kleineren Geschäfte, um so mehr mit Achtung erfülle, je häufiger es in Frankreich vermißt werde. Auch nach sei-

ner Entfernung hat er diese Gesinnungen durch Wort und That bewährt, und viele meiner Bekannten, die ihn nach der Rückkehr der alten Ordnung in Paris besucht, versichern, daß er sich stets an Halle mit Achtung und Theilnahme erinnert, und in der Wahl seiner Gattin, gerade jene Frauentugenden besonders berücksichtigt zu haben scheine.

Allerdings lag für mich und die Meinigen in diesem Verhältniß zu den damaligen ersten Behörden, da es wenigstens auf jeden Fall dem steten Wechsel ab und zugehender Einquartierten weit vorzuziehen war, manche Erleichterung. Auch blieb mir, indeß Andre in ihrer ganzen Thätigkeit gehemmt waren, bey den — wenn gleich von Auswärtigen weniger besuchten doch ungestört fortgehenden — Schulen, noch genug zu thun übrig. Endlich gewöhnte man sich auch leicht genug an die Beschränkungen und Entbehrungen. Aber bey dem Druck, der auf der Vaterstadt und so manchem befreundeten Hause lastete, war es dennoch unmöglich zu einem frohen Gefühl des Daseyns zu kommen. Unsre Bücherzimmer waren damals noch das freundlichste Asyl, in dem man in der Gesellschaft der herrlichsten, zum Theil auch in sehr schweren Zeiten durch harte Erfahrungen geprüften Geister, das unruhige Treiben von Außen vergaß, und sich an manchem kräftigen Wort aufrichtete. Nie erinnere ich mich auch, den Tacitus, den Sallust, die spätern Briefe des Cicero, und von christlichen Schriftstel-

lern den Salvian *), Attila's Zeitgenossen, mit so großem Interesse gelesen zu haben. Vieles darin glaubt ich nun erst recht zu verstehen. Auch ist wohl aus ihnen mancher Gedanke in eine kleine Schrift, die zum Theil in jenen Monaten geschrieben wurde, übergegangen **).

Wäre nur nicht die Lage des Staats, und die Unabsehbarkeit des Ausgangs, zumal bey der Schwierigkeit sichre Nachrichten zu erhalten, immer beunruhigender geworden. Zwar an Nachrichten fehlte es nicht. Die französischen Bulletins las man zeitig genug in allen politischen Blättern, denen der Eingang verstattet war. Da man diesen aber allen preußischen Zeitungen versagte, so meinte man doch in jenen nie das Wahre zu finden. Die französischen Tagbefehle redeten nur von Siegen, aber gar nicht oder unglaubwürdig von eignen Verlusten nach mörderischen Schlachten. Nach manchen ihrer Angaben begriff man kaum, wie es noch eine preußische Armee geben könne. Gelang es dann zuweilen, auf allerley Wegen Königsbergische Blätter zu erhalten, so gaben doch auch diese wenig Trost. Sie verbargen die rückgängigen Bewegungen und das Säumen der russischen Armee eben so wenig, als die schmachvollen Uebergaben der festen Plätze, und

*) De gubernatione Dei et de justo Dei praesentique judicio.

**) Feyerstunden während des Krieges. Versuche über die religiöse Ansicht der Zeitbegebenheit. Halle 1809.

die, nach der tapfersten Gegenwehr, dennoch erfolgte Besetzung fast aller noch übrigen Länder.

Je trüber der Himmel ward, um so enger schlossen sich die Gleichgesinnten an einander, und wenn man dann an so Manchen, besonders unter den edleren Veteranen, die fromme Ergebung oder die philosophische Ruhe wahrnahm, die sie aufrecht erhielt, so ging man nicht ungestärkt von ihnen. Desto schmerzlicher waren gerade in solchen Zeiten Verluste von bewährten Freunden. Auch ich erlitt im Februar und März einen doppelten. Schon geraume Zeit verband mich eine engere Freundschaft mit dem Professor Carus in Leipzig, von dessen immer tüchtiger werdenden Leistungen, besonders auf den Gebieten der Psychologie und praktischen Philosophie, sich die Wissenschaft noch so reichen Gewinn zu versprechen hatte*). Wir begegneten uns in so vielen unsrer Ansichten. Bey einem früheren Besuch war verabredet, den nächsten heitern Wintertag in seinem Hause zu verleben. Ein Brief meldete mich zwey Tage vorher an. Einer Antwort bedurfte es nicht. Ich reiste im frohen Vorgenuß eines — wie man es in seinem Familienkreise gewohnt war — sokratischen Symposions hinüber. Kaum im Hotel de Bavière abgestiegen, kam mir der Wirth, sein genauer Freund, entgegen. „Wie geht es unserm Carus?“ war meine

*) Aus seinen Heften hat man fast alles gedruckt, was er hinterlassen hat. Ob er, der immer nach der Vollendung strebte, dieß wohl durchaus gebilligt haben möchte?

erste Frage; und die Antwort: „Morgen begraben wir ihn.“ Ich eilte in seine Wohnung. Der erste Anblick vor dem wohlbekannten Eingange war der Deckel seines Sarges. Mein Schreiben hatte ihn sterbend gefunden. Der treue Nachbar und Freund seines Hauses D. Keil — auch einer der gelehrten zu früh geschiedenen Zeitgenossen — nahm uns statt seiner auf. Das Freudenmahl war zum Trauermahl geworden.

Einen Monat später (11. März) ging auch mein hochverehrter Lehrer und mir so eng verbundner Freund, D. J. A. Nösselt, in das Land des ewigen Friedens über. Je vergeblicher alle Versuche waren, die Universität wieder herzustellen — denn alle Vorstellungen blieben ohne Antwort — desto tiefer ward er gebeugt. Er sollte das Wiederaufleben seiner Fridriciana, der sein ganzes Herz angehörte, nicht erleben; aber auch den Schmerz nicht, mich selbst durch feindliche Gewalt von seiner Seite gerissen zu sehen. Ach! er hing so fest an seinen Freunden!

Der Tag vorher, der Geburtstag der Königin Luise, war auch unter uns in allem Betracht ein Tag der Trauer. Mit welchen Empfindungen er, nach so harten Erfahrungen, in ihrer Nähe gefeyert werden würde, dessen gedachten wir mit tiefer Rührung. Hatte die Begeisterung, die auch ihr tiefes Gefühl aller Unbilden, welche den König und das Vaterland betroffen hatten, in so mancher Brust entzündete, der Erfolg nicht gekrönt, so war die Theilnahme nur um so inniger,

je mehr der kalte Hohn der Sieger das edle Bild in den Staub zu ziehn bemüht war. Ein Verein von Menschen, die sich zu kennen und zu verstehen glaubten, kam am Abend des Tages im Gasthof zum Kronprinzen zusammen, wo schon längst eine geschloßne noch itzt dauernde Gesellschaft bestand. Jeder wußte, wem dießmal der Gläserklang auch ohne Worte galt. Viele meinten, selbst der Feind müsse Gesinnungen ehren, in denen sich ja nichts als Treue und Liebe gegen ein Königshaus aussprach, von dem man nur für eine kurze Zeit getrennt zu seyn hoffte. Einige haben indeß auch darin eine Veranlassung dessen, was nicht lange darauf mir und Andern, die Theil an jener Gesellschaft genommen hatten, begegnete, zu finden gemeint.

Kurz vor Pfingsten rückten 12000 Mann des Boudetschen Corps in Halle ein, und zeichneten sich durch ein musterhaftes Betragen vor vielen andern aus. Es ergab sich bald, daß man diese Ankunft abgewartet hatte, um vor einem vielleicht zu fürchtendem Aufstande sicher zu seyn, wenn die Verhaftsbefehle und Abführungen geachteter Staatsbürger bekannt würden. Man hätte auch ohne dieß sehr sicher seyn können. Alles war rathlos und verschüchtert. Man hatte gelernt, die schwache Kraft gegen die Macht zu berechnen, und die Verständigen sahen in jedem Widerstande nur neue Vermehrungen der Lasten.

Der erste Pfingsttag
am 17. May.

Ich erinnere mich weniger Jahre, wo auch die Natur, als wäre sie im Einklang mit der Kirchenfeyer, das Fest so herrlich wie dießmal geschmückt hätte. Alles stand in voller Blüthe. Man athmete wieder freyer, als die trüben Nebel eines traurigen Winters vor dem mildesten Sonnenglanz zerflossen waren. Man fühlte sich ermuthigt und gestärkt durch den Anblick der verjüngten Schöpfung, nach der alten Ordnung der Natur, die nichts in ihrem Gange zu stören vermag.

Zwischen Geschäften, Lesen, Gesprächen mit Fremden und Einheimischen, hatte sich mein Tag getheilt. Gegen Abend besuchte ich mit den Meinigen unsre Sommerwohnung im Pädagogium, die, weil vor der Katastrophe der Raum des mit Zöglingen fast überfüllten Hauses zu eng ward, erweitert werden sollte. Itzt wollte der angefangene Bau fast gereuen. Wir fragten uns bedenklich, ob wohl noch eine Zeit kommen werde, wo er vollendet seyn würde, und wir wieder ruhig und fröhlich hier wohnen könnten. Wir blickten hoffend auf zu Gott, und — wir haben nicht vergebens gehofft.

Der Abend ward in dem Hause des Conf.-Raths Herrn D. Wagnitz, eines unsrer ältesten und bewährtesten Freunde, verlebt. Es war das Abschiedsmahl für die hier noch anwesenden Rösseltschen Töchter.

Wohl fehlte uns der Vater hier wie überall. In unserm Gespräch lebte er fort wie in unsern Herzen, und wenn die Liebe um seinen Verlust trauerte, so prieß sie ihn doch wie so manche Andre glücklich, daß er dem Jammer entrückt war, zumal sein Alter es immer unwahrscheinlicher machte, daß er im besten Fall auch nur die Morgenröthe einer glücklicheren Zeit erblicken könnte.

Gerade in jenen Tagen war mir Arndts Geist der Zeit in die Hände gefallen. Das geistvolle, wenn gleich stellenweise zu grelle Gemählde des Emporgekommenen (wie die Aufschrift des letzten Abschnitts lautet) war mir im frischen Andenken. Ich theilte einige Stellen dem geschlossenen Kreise mit. Nur in solchem konnte man sich frey aussprechen. Denn auch bey uns mehrten sich Horcher und falsche Brüder.

Die Mitternacht war schon vorüber, als wir von einander schieden. Der Mond erhellte das Dunkel als wäre es Tag. Uns unerwartet stand der Commandant Lautour noch am Fenster unsres Nachbarhauses. Mehr noch befremdete sein kurzer Gruß, da man von ihm immer lange Phrasen gewohnt war. Aber er wußte was uns in wenigen Stunden bevorstand, und unser ungewöhnlich spätes Zurückkommen mochte ihn beunruhigt haben. Desto ruhiger und zufriedener endeten wir einen recht froh genossenen Tag, und schliefen, wie es Luther haben will, „flugs und fröhlich ein.“

Der zweyte Pfingsttag
am 18. May.

Nicht so wachten wir auf! Es mochte drey Uhr seyn, als in unser — zufällig nach dem Flur zu nicht verschloßnes — Schlafzimmer ein französischer Officier trat, und als ich ihm, dadurch geweckt, sagte, „er irre; der Adjutant, den er vermuthlich suche, wohne im zweyten Stock," erwiederte er: „Er irre nicht. Auf Befehl des Kaisers müsse ich ihm ohne Verzug als Geißel folgen *)."

Meine Frau, die ihn früher eintreten sah, und als sie dieß vernommen, in Thränen und Klagen ausbrach, suchte er mit der Gerechtigkeit des Kaisers zu beruhigen.

Ich war mir nichts bewußt, was mich vor irgend einem Gericht hätte strafbar machen können. Meine Anhänglichkeit an den preußischen Staat, meinen Schmerz über seinen Fall hatte ich nie verleugnet, auch dadurch bey allen rechtlichen Franzosen nichts verloren. Von geheimen Planen zur Befreyung, die auf jeden Fall übel berechnet, bey Manchem mit dem geleisteten Eide, nichts gegen die bestehende Gewalt zu unternehmen, im Widerspruch gewesen wären, war

*) Par ordre de S. M. l'Empereur vous me suivrez tout de suite en otage. Dieß waren buchstäblich seine Worte. Ich führe sie an, weil man sie späterhin nicht wollte gelten lassen.

mir nichts bekannt. Noch weniger würde ich nach meiner Ansicht von dem, was in Zeiten wie diese von jedem auf seinem Posten gebliebenen und verpflichteten Beamten das Gewissen fordert, daran Theil genommen haben. Für mich war überdieß Vorsicht doppelte Pflicht, um einer großen Anzahl von Lehrern, Schülern und Zöglingen das Beyspiel eines ruhigen Betragens und einer strengen Gesetzmäßigkeit, wie sie eben die Verhältnisse der Zeit forderten, zu geben.

Das Bewußtseyn, in diesem Sinne gehandelt zu haben, verminderte Schreck und Befürchtung. Ich konnte den Trostbedürftigen Muth einsprechen, und sie an die Worte eines alten vortrefflichen Kirchenliedes, welche mir von jeher in bedenklichen Lagen oder schweren Stunden tröstend ins Gedächtniß getreten sind, erinnern:

„Es kann mir nichts geschehen,
als was Gott hat ersehen,
und was mir nützlich ist.“

Ich eilte sogleich in die vorderen Zimmer zu dem Intendanten. Er war die ganze Nacht aufgeblieben und empfing mich mit der unzweydeutigsten Theilnahme. „Erst gestern sey der Befehl eingetroffen, und wie ein Blitz vom Himmel gefallen. Er habe mir einige Stunden Ruhe gönnen wollen. Nur darum habe er mich nicht vorbereitet.“ — Und die Ursach? fragte ich. — „Er kenne sie durchaus nicht. Aber es sey nichts ungewöhnliches, Personen, die in einer Stadt

oder Provinz in Ansehen stünden, im Rücken der Armee als ein Unterpfand eines ruhigen Betragens der Bürger in Beschlag zu nehmen. Jede kriegführende Macht finde dieß oft nothwendig. Auch sey ich nicht der Einzige. Der Postdirector v. Madeweis und der Rathsmeister Keferstein würden von der Gesellschaft seyn. Unannehmlichkeiten hätten wir nicht zu fürchten, und würden überall aufs Beste empfohlen werden." — Und wohin? — „Wahrscheinlich nach Maynz. Ob weiter sey ihm unbekannt *)."

Der Obrist, der mit dem Verhaftsbefehl beauftragt war, drang indeß auf Beschleunigung. Während meine Frau und älteste Tochter das Unentbehrlichste von Kleidung und Wäsche, unter heißen Thränen zusammentrugen, brachte ich, um mich anzukleiden,

*) Späterhin hat man erfahren, daß in allen occupirten Provinzen Verzeichnisse von Personen, die in Ansehen standen, und von Einfluß auf die Volksstimmung zu seyn schienen, aufgenommen waren. Dieß war unstreitig auch im Saalkreise geschehen, und so war die Nennung gerade unsrer Namen nicht unerwartet. Auch weiß ich aus späteren Mittheilungen, daß die Ordre unmittelbar vom Schloß Finkenstein in Preußen, lange Zeit dem Hauptquartier des Kaisers, ausgegangen, und von Berlin am 17. May eingetroffen war. Den Gouverneur von Magdeburg, Herr General Ebelé, soll sie eben so sehr als die Hallischen Behörden überrascht haben. An demselben Tage war auch der damalige Kammerpräsident zu Bayreuth, itzige Staatsminister Herr von Schuckmann verhaftet und abgeführt.

in meiner Studirstube zu. Hätte sich in meinen Papieren und Briefen etwas Verdächtiges befunden, ich hätte Zeit genug gehabt es zu vernichten. Aber man konnte alles lesen was ich geschrieben hatte oder was an mich geschrieben war. Uebrigens hat man nie etwas zu sehen begehrt, wie dieß doch der Fall bey den Andern war, die zugleich mit mir verhaftet wurden.

Ich sage nichts von der Trennung von Haus und Kindern. Am glücklichsten waren die jüngsten, die von dem Abschiedskuß kaum erwachten. Einige der Aelteren waren eben am Fest bey Verwandten auf dem Lande. Am Arme der Mutter folgte ich dem Obristen nach dem Paradeplatz, wo die Wagen bereit stehn sollten. Doch gestattete man mir noch im Vorbeygehn, meinen ehrwürdigen aus tiefem Schlaf aufgeschreckten nächsten Collegen Knapp ein Lebewohl zu sagen. Einer Empfehlung der Anstalten, die uns so eng verbinden, bedurfte es nicht.

Den Markt fand ich mit Militair angefüllt. Auch ward es schon lebhaft auf den Straßen, wiewohl den Meisten die Ursach noch unbekannt war.

Die Moritzburg.

An der Abendseite der Stadt, dicht an einem Arme des Saalstroms, erheben sich die Ruinen der alten Burg, in der wir zuerst uns als Gefangene zusammenfanden. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts ward sie von dem Erzbischof von Magdeburg Ernst, einem sächsischen Prinzen, erbaut. Giebichenstein, wo die Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten, ihre Residenz hatten, ward ihm zu eng, und seit dem Jahr 1503 war hier der Sitz seiner Hofhaltung. Von dem Schutzheiligen des Erzbisthums, zu dessen Sprengel Halle gehörte, erhielt sie den Namen der Moritzburg. Noch itzt steht sein Bildniß über dem Eingange. Selbst die Trümmern bezeugen,

von

von welchem Umfang, wie fest und stattlich sie war, als noch das längliche Viereck des Hofes hohe Mauern und an den vier Seiten runde Bollwerke mit spitzen Thürmen umgaben; als sich noch über den dreyfachen zu Waffenvorrath und Casematten bestimmten Kellergewölben, die hohen Säle und Prachtzimmer erhoben, und die itzt unscheinbare Kapelle, in der mancher fürstliche Leichnam vergessen ruht, ihres Schmucks noch nicht beraubt war. Seit Jahrhunderten haben Feuersbrünste und Belagerungen die alte Herrlichkeit zerstört, und der dreyßigjährige Krieg unersetzliche Verwüstungen angerichtet. Wo einst Fürsten und Erzbischöfe haußten und schwelgten — denn von gar Manchen melden die Chroniken wenig rühmliches — da ist itzt der Fußboden mit hoch aufgetragener Erde bedeckt; man wandelt, wie in hängenden Gärten, neben Bäumen und Blumenbeeten; Gesträuche und Baumzweige umranken die öden Räume der Fensterbogen, und in den morschen Ueberresten gesprengter Thürme nisten die Vögel der Nacht.

Ueber den breiten Graben, der das Ganze bis auf die Wasserseite umgab, führt eine steinerne Brücke durch das alte noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhaltene Thor, in den inneren Hof, wo in den neuen Häusern und Einbauen, umgeben von Einsturz drohenden Ruinen, die alte und die neue Zeit in wunderbaren Contrasten dem Auge entgegentritt.

Statt, wie ich erwartet hatte, sogleich abgeführt zu werden, führte man mich durch jenes stark besetzte

Thor in das Innere der alten Burg. Hier bewachten schon mehrere hundert Franzosen einen Transport preußischer Soldaten, die sich seit dem Rückzuge zerstreut hatten, und in der Stadt und auf dem Lande aufgegriffen waren. Sie waren wie wir zur Deportation bestimmt. Kaum eingetreten, ward ich schon mehrere Bekannte gewahr. Die Herren von Madeweis und Keferstein waren mir nicht unerwartet. Als ich auch den Major von Heyden und Herrn Landrath von Wedell ankommen sah, glaubte ich, sie kämen nur, um von ihren so engen Freunden Abschied zu nehmen. Bald genug zeigte sichs, daß sie mit uns in gleicher Verdammniß waren. Mit den gefangenen Preußen hatten sich Weiber und Kinder eingedrängt. Klage und lautes Geheuel nahm mit jedem Augenblick zu. Manche traten an uns heran, um unsere Fürsprache zu erbitten. Sie hatten keine Ahndung, daß ihr Schicksal auch das Schicksal unsrer eignen Frauen und Kinder war. Die Anstalten zur Abreise zögerten. Es war noch nicht alles was man entfernen wollte zusammen. Daher vergönnte man mir, auf Verwendung des in meinem Hause wohnenden Adjutanten des General Lautour, noch einmal in Begleitung eines Corporals in meine Wohnung zu gehen.

Mein Zurückkommen sahen viele, die mir auf der Straße begegneten, für ein Zeichen der Befreyung an. Ich hatte wenigstens den Trost, noch manchem Bekannten die Hand zu drücken, die Freunde, von denen

ich wenige Stunden vorher so sorgenfrey geschieden war, noch einmal zu sehen und ihnen Trost einzusprechen, in meinem Hause viele Bekannte und Beamte der mir anvertrauten Anstalten versammelt zu finden, auch manches anzuordnen und zu verabreden, woran in den ersten Augenblicken des Schreckens nicht gedacht war. Ueberall wohin ich kam — stummes Erstaunen, ängstliche Besorgniß, wohl selbst für das Leben. Wo man gewaltsame Maaßregeln sieht, da ist immer die Phantasie geschäftig, die schrecklichsten Bilder herbeyzuführen, und Palms Schicksal war noch im frischen Andenken.

War es doch — so schnell verging die mir vergönnte Stunde — als wäre der Zeiger vorgestellt. Mein gutmüthiger und bescheidner Begleiter, der immer, wo ich einkehrte, vor den Thüren stehen blieb, mahnte mich zu eilen. Mit dem Schlag sechs war ich wieder in dem Burghofe. Welch buntes Gewühl unter dem Obdach des zum Glück heitern Himmels. Was sich angehörte drängte sich an einander. Wie viel hätte man sich so gern noch gefragt und gesagt. Aber bey den Meisten war das Gefühl stärker als die Besinnung.

Um sieben Uhr war alles Militair in Ordnung. Man rührte die Trommel und rief uns zum Aufbruch. In zwey Wagen vertheilt, übergaben wir unsre Frauen der Obhut uns umgebender treuer Freunde, die uns auf die Moritzburg nachgeeilt waren. So schieden wir.

Die Abreise und die Reisegesellschaft.

Ein französischer Officier führte den Zug. Ein starkes Commando umgab die Gefangenen. Dann folgte unser Wagen nebst dem Gepäck. Im Ulrichsthor reichte uns Professor Reil die Hand. Schwere Ahndungen lagen auf seinem sonst so kräftigen Gesicht. Er mochte vielleicht Ursach genug haben, ein ähnliches Schicksal zu fürchten. Für die Meinigen sagte auch er mir Hülfe und Beystand zu wo ers vermöchte, und er hat Wort gehalten.

Ich habe bereits die Personen genannt, mit denen mich diese gezwungene Reise so eng verband. Von einigen war es leicht erklärbar, warum man gerade sie ausgehoben hatte. Wer an der Spitze des Postwesens steht, den trifft in Zeiten des Krieges natürlich der Argwohn, er könne wohl am ersten geheime Nachrichten verschaffen, Mittheilungen erleichtern, Verbindungen unterhalten. Von einem Landrath — zumal wenn er so wenig seine Erbitterung gegen den Feind des Vaterlandes verbergen kann, als unser Freund es vermochte — fürchtet man leicht gefährlichen Einfluß auf alles, was zu seinem Kreise gehört. Der Major v. Heyden genoß das Vertrauen der Bürger wie der Soldaten im vorzüglichen Grade, wiewohl man sehr Unrecht hatte, ihn eines revolutionairen

Beginnens fähig zu halten. Dagegen war der Rathsmeister Keferstein, ein zu jener Zeit vorzüglich thätiges Mitglied des Magistrats, fast immer auf dem Rathhause gegenwärtig. Seine Geschäftskenntniß, wie das Vertrauen von Seiten der Bürgerschaft, machte ihn selbst den französischen Behörden werth, ja für manche Zweige der Verwaltung fast unentbehrlich. Eben daher hatte er unter uns allen am wenigsten Zeit, aus der Bahn seines Berufs zu schreiten, so wie er bey der Weichheit seines Sinnes unfähig war, irgend jemand unfreundlich zu begegnen. Wodurch ich selbst verdächtig geworden bin, habe ich nie erfahren können. Ich werde auf dieß alles weiter unten zurückkommen.

Waren früherhin zwar Einige der Genannten, doch nicht Alle, durch engere Geselligkeit und Umgang verbunden gewesen, so kannten sie sich gleichwohl genau genug, um sich gegenseitig zu achten und zu vertrauen. Daneben trug gerade die Verschiedenheit, sowohl ihrer Bildung als der Geschäfte die jeder geführt, der Maximen nach denen er gehandelt, der Bekannten die er auswärts, zum Theil auf unserm Wege fand, endlich auch der Familiensinn, in dem sich alle begegneten, nicht wenig dazu bey, das gemeinsame Schicksal erträglicher zu machen, und die Langeweile, die selbst eine freyere Gefangenschaft herbeyführt, zu vermindern. Der leichtere Sinn des Einen zerstreute den Trübsinn des Andern; das

Gespräch gewann an Mannichfaltigkeit, jeder Einzelne durch gegenseitige Mittheilungen, an Kenntnissen und Erfahrungen. Konnte doch Jeder von uns auf einen schon ziemlich langen Lebensweg zurückblicken, ähnliches der Vorzeit mit der Gegenwart vergleichen, durch Umtausch der Ideen, Maaßregeln und Entwürfen, die natürlich in einer solchen Lage das Nachdenken beschäftigten, berichtigen oder als unausführbar darstellen.

Was aber das Wichtigste war, so konnte Jeder, wenn im Fall einer vielleicht lange dauernden und weiten Verbannung, Noth, Krankheit oder Verlegenheit eintreten sollte, auf hülfreiche ihm zur Seite stehende Freunde auch im fremden Lande rechnen.

Schwerlich können Unglücksgefährten friedlicher als wir mit einander leben; schwerlich sich, gegenseitig zufriedner von einander wieder trennen.

Cönnern.

Es war Vorschrift, genau auf der Militairstraße zu bleiben. Die Etappenorte *) lagen sich sehr nahe. Aber das Fußvolk machte kurze Märsche nothwendig, und dieß um so mehr, da nicht wenig Schwache und fast Gebrechliche unter den Gefangenen waren, denen oft Ruhe gegönnt werden mußte. Da man uns indeß bald das Vorfahren gestattete, so war der erste Etappenort Cönnern schon gegen Mittag erreicht.

Wir stiegen im damaligen Posthause ab, wo wir auch das erste Mal bewirthet wurden. Der Nachmittag ging mit Schreiben und Bestellungen nach Halle hin. Die Muße war allen erwünscht. Die Zeit unsrer Rückkehr war ja eben so ungewiß, als unser Leben tausend Zufällen ausgesetzt seyn konnte. Daher wurden Vollmachten für mögliche Fälle für unsre Zurückgelaßnen ausgefertigt, und der damals in Cönnern itzt in Merseburg angestellte, eben so sachkundige als theil-

*) Das Wort Etappe, welches man in jener Zeit so oft hörte, bedeutet ursprünglich ein Magazin oder einen Vorrathsort. Dann bezeichnet man damit die Verpflegung des Militairs durch tägliche Lieferung von Lebensmitteln, die sie auf dem Marsch oder an gewissen bestimmten Plätzen erhalten. Diese Plätze, mögen es Städte oder Dörfer seyn, heißen Etappenörter.

nehmende Regierungsrath, Herr Bessel, bewieß sich dabey im hohen Grade hülfreich.

Bald fingen wir auch an zu berechnen, wie traurig die Aussicht sey, stets in der Gesellschaft der Aufgegriffenen, zum Theil loses Gesindels, die lange Reise, die uns bis Frankreich bevorstand, fortzusetzen. Daher erließen wir ein Schreiben an den Hallischen Commandanten, mit der Bitte, den Gouverneur von Magdeburg, General Ebelé, welchem die Befehle der Verhaftung nicht unbekannt seyn konnten, zu bewegen, uns ungebunden an den Transport, eine schnellere Reise zu gestatten. Nicht minder beunruhigend war der auf jeder Etappe zu erwartende Wechsel, wo nicht selbst Mangel an Chaisen. Glücklicherweise war Halle noch so nah, daß ich meinen Reisewagen konnte kommen lassen, der uns treffliche Dienste geleistet, bis nach Maynz begleitet, auch von da zurückgeführt hat. Herr von Wedell erhielt sogar die Erlaubniß, unter sichrer Bedeckung den seinigen auf seinem benachbarten Landsitz Piesdorf selbst abzuholen, und dort von seiner — man kann sich vorstellen wie sehr überraschten — Familie Abschied zu nehmen. So kam er, reichlich versehen mit allem Reisebedürfniß, namentlich auch mit einem großen Koffer voll Bücher, zurück.

Indeß waren Anstalten getroffen uns in der Stadt einzuquartieren, und so sahen sich wenigstens die meisten von uns zum ersten Mal in dem Fall, in ein fremdes Haus als unwillkommne Gäste eingelegt zu wer-

den. Die Last, die wir selbst aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatten, traf einen wohlhabenden Kaufmann Hn. Naunachbar. Keiner wollte gern der erste seyn. Wir wußten, wie über alle Vorstellung der kleine Ort schon durch unaufhörliche Durchzüge gelitten hatte. Auch war der Empfang ziemlich kalt. Aber kaum hatte unser Wirth vernommen, wer wir wären, und was unsre Ankunft bedeute, als ihm nichts gut genug war, um es uns anzubieten, und der gute Muth der ihn überraschte, setzte ihn selbst in die beste Stimmung.

Von der Nachtruhe war nach einem solchen Tage wenig zu rühmen, und die auf dem Flur gelagerte starke militairische Wache, die fast jeden Tritt aus der Thür versperrte, ein eben so ungewohnter als unerfreulicher Anblick.

Aschersleben.

Schon in Cönnern ging der Officier, welcher uns zuerst nebst dem Detachement in Halle übernommen hatte, mit der Hälfte desselben zurück, und ein Lieutenant Morizot, der dem Ansehen nach längst hätte Obrister seyn müssen, trat an seine Stelle. Dieß war ein großer Gewinn. Wir erkannten aus dem ersten Gespräche mit ihm, wie er uns behandeln werde, und wie

den. Die Last, die wir selbst aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatten, traf einen wohlhabenden Kaufmann Hn. Naunachbar. Keiner wollte gern der erste seyn. Wir wußten, wie über alle Vorstellung der kleine Ort schon durch unaufhörliche Durchzüge gelitten hatte. Auch war der Empfang ziemlich kalt. Aber kaum hatte unser Wirth vernommen, wer wir wären, und was unsre Ankunft bedeute, als ihm nichts gut genug war, um es uns anzubieten, und der gute Muth der ihn überraschte, setzte ihn selbst in die beste Stimmung.

Von der Nachtruhe war nach einem solchen Tage wenig zu rühmen, und die auf dem Flur gelagerte starke militairische Wache, die fast jeden Tritt aus der Thür versperrte, ein eben so ungewohnter als unerfreulicher Anblick.

Aschersleben.

Schon in Cönnern ging der Officier, welcher uns zuerst nebst dem Detachement in Halle übernommen hatte, mit der Hälfte desselben zurück, und ein Lieutenant Morizot, der dem Ansehen nach längst hätte Obrister seyn müssen, trat an seine Stelle. Dieß war ein großer Gewinn. Wir erkannten aus dem ersten Gespräche mit ihm, wie er uns behandeln werde, und wie

wir ihm empfohlen waren. Selbst abgestumpft, gedrückt und gleichgültig gegen das Leben, war er weit entfernt, uns mit den Augen eines Feindes unsrer Nation anzusehen. Seit der Revolution lange umhergetrieben, stets zurückgesetzt oder vergessen, hatte sich jene Apathie seiner bemächtigt, welche den Menschen ganz unempfindlich macht, wohin man ihn stelle, wohin man ihn schicke, ob er einen Transport begleiten, oder in die Schlacht gehen solle. Der eigne Lebensplan schien für ihn abgeschlossen, und er sich selbst nur noch als das blinde Werkzeug eines fremden Willens zu betrachten. Es entstand bald zwischen uns und ihm ein Wetteifer von Gefälligkeiten und Dienstleistungen.

In Aschersleben bekamen wir auf dem Billetamt Anweisungen auf dem Gasthof zum Schwan. Keine Stunde war vergangen, als wir das Gespräch der ganzen Stadt waren. Schon im Quartier zeigten einige anwesende Officiere von den Truppen des Fürst Primas — Primaner hörte man sie oft vom Volk nennen — Theilnahme an uns; ein Hauptmann Corneli durch eine sehr verständige Unterhaltung, ein Lieutenant, durch einen fast belästigenden Diensteifer, und, als wir nach den Wohnungen einiger Bekannten fragten, durch das Anerbieten, sogleich alle die wir nur zu sehen wünschten — wie er sich ausdrückte — herbeyzuschleppen.

Es bedurfte dessen nicht. Bekannte und Unbekannte, viele der Würdigsten und Angesehensten der

Stadt, geistliche und weltliche Behörden, eilten zu uns. Ich nenne die Namen Greiling, Douglas, Seiler und Michaelis mit ungeschwächter Dankbarkeit. In ihrer Gesellschaft ward der Nachmittag auf der Herrenbreite, dem besuchtesten Lustort der Einwohner, verlebt. Dem Besuch des Seilerschen Hauses verdankten wir Mittheilungen aus der geschmackvoll gewählten Bibliothek, die uns eine sehr angenehme Unterhaltung auf der Reise verschafften, und das nasse Auge seiner jungen Gattin, als sie unsre Lage erfuhr, that auch dem gepreßten Herzen wohl. Unsern guten Morizot sahen wir kaum. Daß wir uns nicht entfernen würden, dafür bürgte ihm unsre Rechtlichkeit. Aber desto mehr Noth machte ihm die Bewachung seines Transports, wie denn bey der Zählung schon mancher davon vermißt wurde.

Halberstadt.

Bey dem köstlichsten Wetter und Wege war am nächsten Tage der dritte Etappenort bald erreicht. Gespräch und die mitgenommenen Bücher verkürzten die Stunden. Mir hat selbst das laute Lesen im Wagen nie Beschwerde gemacht, und ich habe dadurch mir und meinen Gefährten sehr oft die auf langen Reisen nothwendig eintretende Langeweile ersparen können. Wer

Stadt, geistliche und weltliche Behörden, eilten zu uns. Ich nenne die Namen Greiling, Douglas, Seiler und Michaelis mit ungeschwächter Dankbarkeit. In ihrer Gesellschaft ward der Nachmittag auf der Herrenbreite, dem besuchtesten Lustort der Einwohner, verlebt. Dem Besuch des Seilerschen Hauses verdankten wir Mittheilungen aus der geschmackvoll gewählten Bibliothek, die uns eine sehr angenehme Unterhaltung auf der Reise verschafften, und das nasse Auge seiner jungen Gattin, als sie unsre Lage erfuhr, that auch dem gepreßten Herzen wohl. Unsern guten Morizot sahen wir kaum. Daß wir uns nicht entfernen würden, dafür bürgte ihm unsre Rechtlichkeit. Aber desto mehr Noth machte ihm die Bewachung seines Transports, wie denn bey der Zählung schon mancher davon vermißt wurde.

Halberstadt.

Bey dem köstlichsten Wetter und Wege war am nächsten Tage der dritte Etappenort bald erreicht. Gespräch und die mitgenommenen Bücher verkürzten die Stunden. Mir hat selbst das laute Lesen im Wagen nie Beschwerde gemacht, und ich habe dadurch mir und meinen Gefährten sehr oft die auf langen Reisen nothwendig eintretende Langeweile ersparen können. Wer

wenigstens für den Augenblick des Harms vergessen will, der lese, wie wir, „Jean Pauls biographische Belustigungen unter dem Gehirn einer Riesin.“

Es überraschte uns, schon in Halberstadt angekommen zu seyn. Man quartierte uns in den Himmelschen Gasthof. Wenn Frau Himmel im October des vorigen Jahres nicht wenig erstaunt war, mich in so schrecklicher Zeit als Reisenden zu sehen, so war sie es itzt nicht weniger über den gefangenen Gast. Uns nur war es drückend, das erste Mal in dem Hause der für alle Bequemlichkeit redlich sorgenden Frau, ohne Bezahlung zu leben.

Sämmtliche Nachmittagsstunden blieben uns frey. Wir gingen wohin wir wollten. Ich benutzte die Zeit zum Besuch mehrerer wackern Männer, der Präsidenten von Biedersee und von Wedell, des Consistorialraths Nachtigall und des — itzt allein noch lebenden, so vielseitig kenntnißreichen und achtungswürdigen — Dompredigers Augustin. Bey jenem interessirte mich ein Gemählde des ältesten Ehepaars aus dem vorigen Jahrhundert. Ich gebe wieder, was die auf der Rückseite befindliche Nachricht aussagte. Sie ist so einzig, daß vielleicht eine kritische Forschung, ob sie streng wahr sey, für Anthropologen nicht gleichgültig seyn dürfte.

„Petracz Czartan war zu Köfrösch ohnweit Temeswar 1539 gebohren und starb 185 Jahr alt 1724. Er hatte in drey Jahrhunderten, unter

zehn Kaisern, von Carl V. bis Carl VI. gelebt. Sein Sohn war als der Vater starb 89 Jahr alt. Auch seine Frau ward 176 Jahr, und die Familie erreichte überhaupt ein ganz ungewöhnliches Alter." So lautete die Nachricht.

Auch einer meiner frühesten und geliebtesten Zöglinge, der itzige Präsident vom Hagen zu Cölln, der Bruder der Dichterin in Stöckey, war damals in Halberstadt angestellt. Wir riefen die schönen Jahre von 1785 — 88 zurück, wo er kein höheres Ziel kannte, als immer unter den ersten seiner Classe zu seyn. Auch besuchten wir gegen Abend Gleims Garten und gedachten des Todten, der einst

„ohne Wünsche nach Lohn aber auch unbelohnt"

Friedrichs Siege sang, und noch zu rechter Zeit starb, eh der Degen seines Helden, dessen Federhut ihm das kostbarste Kleinod in dem Musentempel seines Hauses war, als Trophäe zu Paris in dem Invalidendom aufgehangen ward. Ein Badenscher Obrister ging einsam umher. Wir kamen ins Gespräch mit ihm. Aus jedem Wort sprach ein edles Gemüth, aber ein trüber Sinn. Mit einer einfach rührenden Beredtsamkeit, prieß er, als wir Gleims gedachten, das Glück derer, welche noch zu rechter Zeit eine Welt verlassen hätten, in der keine Freude mehr zu erwarten sey. In solcher Stimmung fand man damals Viele, die sich unter dem Joch eines aufgedrungenen Dienstes schwer gedrückt fühlten.

Rocklum. Braunschweig.

Rocklum ist ohngefähr die Hälfte des Weges nach Braunschweig. Hier hatte der Magistrat von Halberstadt ohne unser Wissen ein Mittagsmahl für uns bestellen lassen. Auch fanden wir dort lauter Menschen, mit denen wir uns in Sinn und Gefühl begegneten. Etappenmäßig hätten wir hier bleiben müssen. Aber unser gefälliger Führer willigte in unsern Wunsch, und ließ uns in Begleitung eines Corporals noch an demselben Tage bis Braunschweig reisen, um Zeit für so viele dortige Bekannte zu gewinnen.

Führe man doch nie, bloß den eignen Vortheil berechnend, die Güte eines Andern, der an eine gebieterische Pflicht gebunden ist, in die Versuchung, aus Gefälligkeit davon abzuweichen, und bedenke, wie leicht man ihm und sich Reue bereiten kann. Schon in Rocklum hatte der dortige Commandant Blanchard Schwierigkeiten gemacht, und doch endlich nachgegeben. Aber desto unwilliger äußerte man sich, als wir einen Tag zu früh zu Braunschweig ankamen, im Billetamt, insonderheit unser nachmaliger Begleiter der Obrist LaRoche Mazé, in dem ich bald denselben erkannte, der mir den Verhaftsbefehl angekündigt hatte. Er hatte auf unser Gesuch von dem General Ebelé den Auftrag bekommen, uns nach Maynz zu führen und von

der lästigen Gesellschaft des Transports zu befreyen. Der Lieutenant Morizot — sagte er — habe sich sehr verantwortlich gemacht. Auch uns ließ er das Mißtrauen empfinden. Schon hatte das Billetamt auf unsre Bitte, mich und Herrn v. Madeweis auf das Haus des Hrn. Buchhändler Vieweg, eines mir befreundeten Hallensers, angewiesen. Aber wir mußten die Billette wieder abgeben, und man quartierte uns sämmtlich in das deutsche Haus unter strenger Bewachung ein. Indeß kündigte uns der Obriste seinen Besuch für den folgenden Morgen an, mit dem Zusatz, „daß wir einen Tag hier verweilen würden."

Einer meiner ältesten Bekannten, Landsleute und Freunde, der Garnisonprediger Junker, den der Herzog aus Magdeburg nach Braunschweig gezogen hatte, besonders um sein ausgezeichnetes Lehrtalent für die Reform des dortigen Waisenhauses zu benutzen, eilte auf die erste Nachricht von unsrer Ankunft herbey, und brachte uns zugleich an ihn adressirte ersehnte Briefe aus der Vaterstadt mit. Er und der itzige Bischof Eylert blieben den Abend bey uns. Vor acht Monaten sahe ich diesen in Hamm. Er war schon damals nach Potsdam berufen und itzt auf der Reise zu seiner Bestimmung. Der Zufall wollte, daß wir fast zu gleicher Zeit in Braunschweig ankamen. Im Vorbeyfahren war er uns gewahr geworden — seinen Augen nicht trauend sprang er aus seinem Wagen. Wie unähnlich war unsre Lage, und doch wieder

in manchem Betracht, wie verwandt. Er ging nach Potsdam als Hofprediger, ohne einen Hof zu finden, selbst ohne zu wissen ob er je einen finden — wir gingen in das feindliche Land, ohne ahnden zu können, was uns daselbst begegnen werde.

Am folgenden Tage erwarteten wir sehnlich aber vergebens den Obristen, unter dessen Aufsicht wir nun gestellt waren. Der Corporal, der vor unserm Zimmer mit einigen Gemeinen die Wache hielt, hatte keine Erlaubniß uns ausgehen zu lassen. Es ward Mittag, es ward Abend, ohne daß wir wußten woran wir waren. Glücklicherweise war dieß der erste aber auch der letzte Tag eines engen Arrests auf der ganzen Reise. Das Wetter war so einladend; zu Roß und zu Fuß war alles in Bewegung den schönen Maytag zu benutzen. Der Zwang erhöhte den Reiz der Freyheit. Zwar umleuchtete die Sonne freundlich unsre Wohnung. Aber wir gingen doch verstimmt in dem großen fensterreichen Eckzimmer umher, wie der eingefangene Vogel an den glänzenden Stangen seines Bauers immer nur den Ausgang sucht.

Indeß ging diese Prüfung bald vorüber, und war bey den Besuchen so vieler werthen Freunde leicht genug zu ertragen. Schon den folgenden Tag erschien der Obriste und seine üble Laune hatte sich in lauter Höflichkeit verwandelt. Er hatte offenbar von den Behörden in Braunschweig erfahren, wer wir eigentlich wären, und daß man unserm Ehrenwort vertrauen könne. So erhielten wir, da ihn ein Geschäft in

Halber-

Halberstadt einige Tage hinderte sogleich mit uns abzureisen, volle Freyheit, diese Zwischenzeit nach Gefallen zu benutzen.

Der Wetteifer so vieler uns theuren Personen uns zu erheitern, konnte nicht ohne Einfluß auf unsre Gemüthsstimmung bleiben. Man weiß es, wie sehr selbst kleine Dienstleistungen und Freundlichkeiten, die in glücklichen Tagen kaum bemerkt werden, wenn man sich in der Gewalt feindlicher Mächte fühlt, an Werth steigen, und selbst gemeine Höflichkeit als Verdienst angerechnet wird. Aber hier war es mehr als dieß! Es war echtes Wohlwollen und Mitgefühl, nicht sowohl mit unserm äußeren Zustande — denn von dieser Seite entbehrten wir wenig — als mit dem Schmerz der Losreißung und Trennung, und der Ungewißheit unsrer Zukunft.

Der damalige Herzogl. Braunschweigische Staatsminister Hr. v. Wolffradt, nahm uns mit dem Ausdruck inniger Theilnahme auf. Bey der Achtung, welche er sich bey den französischen Behörden, die in Braunschweig an der Spitze standen, erworben hatte, mußte mir sein Anerbieten, mit dem dortigen Intendanten, dem jüngeren Daru, über unsre Lage zu sprechen, höchst willkommen seyn. Auch hielt er wenige Stunden darauf Wort, und führte mich selbst bey dem jungen lebendigen Mann ein. Nach einem kurzen Gespräch, setzte dieser sich auf der Stelle nieder, schrieb einen sehr langen Brief voll Lobeserhebungen und Empfehlungen an den

Marschall Kellermann in Maynz. Als die letzte Seite des Briefes durch einen Mißgriff verunglückt war, schrieb er ihn, ohne ungeduldig zu werden, in größter Geschwindigkeit noch einmal ab, las ihn mir vor, und entließ mich, da ich, schon für den Abend versagt, eine Einladung nicht annehmen konnte, mit den freundlichsten Wünschen. Man schien in Braunschweig eben so zufrieden mit Herrn Daru, als man in Berlin über die Härte seines Bruders, des bekannten Generalintendanten, seufzte.

Am Abend dieses Tages empfanden wir es nun um so lebhafter, wie viel die Befreyung aus unsrer gestrigen Gefangenschaft werth war. Wir verlebten ihn in dem Campenschen Garten, umgeben von einer lachenden reich geschmückten Natur, in der Gesellschaft theilnehmender Menschen. Campe — ob ihn wohl damals schon die Arbeit an seinem großen Wörterbuch der deutschen Sprache schwer drückte, wie sie denn unstreitig zuletzt seine Kräfte erschöpft hat, — war, wie seine Freunde mir sagten, heitrer als gewöhnlich; die ehrwürdige Hausfrau sanft beruhigend; das Gespräch am runden Tisch belebt und wohlthätig zerstreuend. Alles schwieg jedoch und ward Ohr, als es einer der Tischgenossen und hochgeachteten Hausfreunde, Herr Kaufmann Wiedemann, durch den Gesang zart gewählter Schillerscher Lieder unterbrach. Mit welchem melodischen Ausdruck der Stimme trug er unter andern die Weltalter vor! Welche Wahr-

heit gewann schon die erste Strophe gerade durch den Vortrag!

„Wohl glänzt im Glase der purpurne Wein
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt hervor
Zu dem Guten bringt er das Beste.
Denn ohne Gesang im himmlischen Saal
Ermattet die Freud' auch beym Nektarmahl."

Wir hörten den lieblichen Sänger am nächsten Abend noch einmal in seinem Garten, wo sein herrliches Talent eine Guitarre begleitete, und das wohlbekannte „Freudvoll und Leidvoll" aus tiefer Brust gesungen um so tiefer rührte, da sein Haus durch den Verlust seiner Gattin unlängst ein Haus der Trauer geworden war, wie denn überhaupt gar manches harte Schicksal die Glieder seiner würdigen Familie betroffen hat. Auch er selbst ist nicht mehr unter den Lebenden.

Die Ordre für den nächsten Tag lautete „daß wir précis a midi abreisen würden." Um so mehr wollte uns Herr Buchhändler Vieweg, so theilnehmend an unserm Schicksal, und Campens edle Tochter, seine Gattin, die im stillen Wirken und Handeln darstellt, was der väterliche Rath und der Mutter Beyspiel sie gelehrt hat, auch die letzten Stunden noch angenehm machen. Im Kreise ausgewählter Gäste zog sich das Frühstück bis zum Mittag hin. So schwer es uns ward — wir mußten aufbrechen. Da kam unerwartet

die Nachricht, erst in einigen Tagen könne unser Führer zurück kommen, um uns weiter zu begleiten. Wie hätte in solcher Gesellschaft, im Schooße echter, durch Geschmack und Wohlstand verschönerter Häuslichkeit, umgeben von lebensfrohen Kindern, der Aufschub anders als willkommen seyn können. Hatten wir doch gerade in diesem oder ihm befreundeten Kreisen, uns kaum mit so manchen, von einer oder der andern Seite interessanten Menschen zusammengefunden. So war Pockels, der beliebte psychologische Schriftsteller, der heiterste Gesellschafter. In der Nähe der — durch unwandelbar treue Anhänglichkeit an alte Freunde bewährten — Wittwe Eberts, konnte es an Anlaß nicht fehlen, mit ihr die denkwürdige Periode zu wiederholen, wo auch ihr Gatte, der Uebersetzer Youngs, Klopstocks ältester Freund, an dem neuen Leben der deutschen Literatur so viel Antheil gehabt hatte. Junker unterbrach fast zu oft den Ernst der Unterhaltung durch seine joviale Laune. Aber in der fröhlichen Natur des damaligen Postsecretair Kellners, hätte man den nachmaligen Jünger und Begleiter der Frau von Krüdner wohl nimmer ahnden sollen.

Es war gerade Sonntag. Daher ward ein Spaziergang nach der Masch beschlossen. So nennt man die Wiesen und Gärten, wo die Braunschweiger ihr jährliches großes Volksfest, das Scheibenschießen feyern. Die halbe Stadt strömte in den Nachmittagsstunden wie Ebbe und Fluth hin und her.

Bey den Gruppen in Gasthäusern und Lauben, die sich bey fröhlichen Genüssen der Lust der flüchtigen Stunden hingaben, hätte man schwerlich ahnden können, in welchen bangen Erwartungen das Land eben damals schwebte, wo mit jedem neuen Siege das Schicksal der eroberten Länder immer bedenklicher ward. Man ist bey solchem Anblick mit sich selbst im Zwiespalt — soll man trauern, daß auch die schrecklichsten Erfahrungen und Verluste so schnell vergessen werden? — oder soll man sich freuen, wenn der Mensch die Sorge abwirft und den Augenblick genießt, nicht wissend, was der nächste bringen, ja ob er noch sein seyn werde?

Die Nähe des Kreuzklosters, eines protestantischen Damenstifts, erinnerte mich an die würdige Vorsteherin, des Abt Jerusalems älteste Tochter, ihm so ähnlich an Geist und Sinnesart. Ich hatte sie schon in meinen früheren Jahren in dem Hause ihres unvergeßlichen Vaters gesehen; des Mannes, in dem sich mit dem Reichthum von Kenntnissen und dem Talent der Rede, eine seltene Feinheit der Sitten und des Umgangs verband, die, wenn sie zum Theil durch die enge Verbindung mit dem Hofe gewonnen war, doch von allem was nur Schein ist sich frey erhalten hatte. Wie viel Erinnerungen aus einer früheren Zeit, erwachten bey dem Anblick dieser würdigen Domina des Stifts! Doch blieb der längst vollendete Vater — er starb im J. 1789 — der Hauptinhalt unsers Gesprächs. Als sie äußerte, „man müsse ihn schon darum selig nen-

nen, weil ihm erspart sey, zu erleben, wie traurig sein erlauchter Schüler geendet habe *)," so drängte sich mir der Gedanke auf, daß er ja ohnehin den bittersten Kelch habe leeren müssen, als sein einziger Sohn sich ihm selbst entriß. „Den Verlust — schrieb damals Lessing — eines solchen Sohnes kann zwar jeder Vater fühlen; aber ihm nicht unterliegen kann nur ein solcher Vater **)." Es ist kein Geheimniß, wie unglücklich der junge Jerusalem in der vollen Blüthe und Kraft der Jahre, zu jeder schönen Hoffnung und Erwartung berechtigend, in Wetzlar, wo ihn Göthe kennen lernte, geendet hatte. Ist dieß Ende doch durch die Leiden des jungen Werthers in ganz Deutschland, und durch Uebersetzungen und dramatische Bearbeitungen, deren ich selbst eine im Theater zu Venedig sah, auch in Italien, England, Frankreich, der Gegenstand allgemeiner Theilnahme geworden ***).

---

*) Die itzt schon von Vielen zu wenig gekannten „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" entstanden aus dem Unterricht, welchen der Abt Jerusalem dem Herzog von Braunschweig ertheilt hatte.

**) In der Vorrede zu den nachgelassenen philosophischen Aufsätzen von K. W. Jerusalem. Braunschweig 1775.

***) Durch Göthe selbst (in seinem Leben 3ter Th. S. 237 und 385.) weiß itzt das Publicum, daß die Veranlassung und der Ausgang jener tragischen Geschichte historisch wahr, und selbst Werthers Kleidung nach der Natur gezeichnet ist.

Der Montag ging zwischen Briefschreiben, Besuchen der Junkerschen Schule, und dem Ankauf kleiner Reisebedürfnisse hin. Der Abend ward wieder in dem Hause eines werthen Zöglings des Dr. Spangenberg verlebt, der als ein ausgezeichneter Arzt, dem verwundeten Herzog in Ottensen den letzten Beystand geleistet hatte. Wie viele der aus den Edelsten der Stadt gewählten Gäste, die uns die letzten Stunden in Braunschweig verschönerten — Henneberg, Eschenburg, Emperius, Pockels, sind nun längst schon ihrem Fürsten nachgefolgt, dem sie durch Amt und Verdienst so nahe gestanden hatten.

Für den nächsten Mittag waren wir zu dem Minister Herrn von Wolffradt eingeladen. Waren ihm gleich die Aeußerungen des Gouverneurs von Braunschweig, General Rivaud, „daß wir des Hochverraths (de haute trahison) angeklagt wären“ nicht unbekannt, so ließ er sich doch nicht abhalten, die Braunschweigischen Gelehrten um uns versammeln, und zugleich einen Beweis der Theilnahme, und seiner Ueberzeugung, daß wir schuldlos wären, geben zu wollen. Auch den Intendanten Daru, der, wie selbst sein harter Bruder, ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten war, hatte er eingeladen. Doch ganz unerwartet kam noch spät Abends der Befehl, mit Tages Anbruch abzureisen.

Nicht wenig überrascht ward ich, als ich im J. 1823, auf einer Reise nach Rügen, diesen hochverdienten, ob wohl, wie in solchen Zeiten fast unvermeidlich ist, oft hart beurtheilten Staatsmann, in seiner Vaterstadt Bergen, in einer wahrhaft gelehrten und philosophischen Muße wieder fand, wo er itzt von der schweren Aufgabe seiner politischen Laufbahn so würdig ausruht. Hier hat er mir über den ihm selbst ganz unerwarteten Befehl, folgenden Aufschluß gegeben. „Daru — sagte er — kam, als ich eben Ihr Absageschreiben erhalten hatte, zu mir. Der Gouverneur, wie er mir eröffnete, hatte mit ihm, da die Anklagen gegen uns doch so bedeutend schienen, erwogen, daß ein so freundschaftliches Zusammensein an meinem Tisch, wo nicht als eine Complicität, doch eine Mißbilligung der gegen Sie genommenen Maaßregeln angesehen werden könne, da man ja überall von den Agenten der hohen Polizey der Armee umgeben wäre. Um mir daher den Vorwurf der Parteylichkeit zu ersparen, wurde für das rathsamste gehalten, die Reise zu beschleunigen.“ — „Denken Sie sich, setzte er hinzu, meinen Schmerz, in der besten Meinung von der Welt, die unschuldige Ursach gewesen zu seyn, Sie so schnell Ihren Braunschweigischen Freunden entrissen zu sehen.“

Reise von Braunschweig über Seesen und Nordheim nach Göttingen.

Der Obrist La Roche Mazé trat nun an die Stelle unsers ersten Begleiters Morizot. Als dieser uns noch einmal besuchte, nahm er einige kleine Reisegeräthschaften, als geringen Ersatz für den Verdruß, den unsre Ungeduld ihm zugezogen hatte, mit der sichtbarsten Rührung an. Ein Kapitain Perrot, dem man den leichten, flüchtigen, unruhigen Pariser in jeder Bewegung anmerkte, stand auf uns in keiner Beziehung; doch waren Beyde in der Regel in ihrem Wagen unzertrennlich, und wir sahen sie fast nur, wenn angehalten wurde, wo sie uns denn nicht nur stets mit Höflichkeit entgegen kamen, sondern auch überall zuerst für unsre Bequemlichkeit sorgten.

So blieben wir also meist unter uns, und wechselten nur von Zeit zu Zeit in den beyden Wagen die Plätze. Jeder wiederholte sich gern die angenehmen Erfahrungen der vorigen Tage. Wir mußten so viel Beweise des Wohlwollens als einen reinen Gewinn betrachten, so schmerzlich auch die Veranlassung war.

Der Weg ging über das durch seine große Salmiakfabrik bekannte Salzgitter, und in Nord-

heim sollte übernachtet werden. Ein sehr heftiges Gewitter, als wir eben in Seesen ankamen, änderte den Plan. Dießmal wurden wir getrennt. Ich war fast der glücklichste. Der Drost oder Amtmann Herr Zöllner, dem mich mein Billet zuführte, sorgte auf jede Weise, auch durch angenehme Gesellschafter und Gesellschafterinnen, für Unterhaltung und Erheiterung. Mir blieb noch Zeit genug, von dem mir befreundeten Prediger des Orts Herrn Mitgau, in das jüdische Erziehungs- und Unterrichtsinstitut geführt zu werden, eine Stiftung des reichen Jacobson, den man für Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen und Zwecke immer bereitwillig gefunden hat. Anstalten dieser Art soll man nie nach einem flüchtigen Besuch beurtheilen. Damals schien doch der erste christliche Lehrer Herr Heinroth, die Seele des Ganzen zu seyn.

Der folgende Morgen fing unruhig an. Es fehlte durch falsche Bestellungen an hinlänglichen Pferden, deren auf jeder Etappe sechzehn gefordert wurden. Denn außer den drey Reisewagen, war der vierte für das Gepäck der ganzen Gesellschaft bestimmt. Endlich kam alles in Ordnung, mehr durch ruhige Verständigung als durch das ungestüme Schelten des Kapitains.

Wir kamen zwischen zehn und elf Uhr in Nordheim an. Ich benutzte mit Herrn v. Madeweis die Stunde des gewöhnlichen großen Frühstücks,

(Rafraichissement) um die Bekanntschaft des Hannöverschen General Niemeyer zu machen, der mir oft — vielleicht schon wegen der Gleichheit des Namens, woraus man irrig auf Verwandtschaft schloß — von Reisenden als ein eben so achtungswürdiger Mensch, als vormals ausgezeichneter Krieger genannt war, und an den wir Grüße von seinem Schwiegersohn, Hofrath Pockels in Braunschweig, zu überbringen hatten. Wir waren darauf gefaßt, in dem damals acht und siebzigjährigen Manne, einen abgelebten Greis zu finden. Doch, als wir in das Zimmer traten, trat uns das fast höchste Alter in einer so schönen Erscheinung entgegen, wie mir keine ähnliche vorgekommen ist. Welche kräftige Gestalt, welch ein volles edles Angesicht, welch ein helles Auge über den röthlichen Wangen, welche Ruhe, welcher Friede in allen Zügen! Zwar kein Haar mehr auf dem Haupt, aber desto sichtbarer Narbe an Narbe auf dem kahlen Scheitel. Und seine Rede wie einnehmend, und die Handschrift, die eben vor ihm lag, wie sicher und fest! Es war ein wohlthuender Anblick; man fühlte sich neben so erhaltener Lebenskraft selbst ermuthigt zu leben; der Trost ward stärkender aus dem Munde eines, auch durch harte Verluste geprüften und an Ergebung gewöhnten Mannes, der, wie er sagte, bey fortgesetztem Denken, Lesen, Schreiben, ruhig das Signal zum Aufbruch erwartete. Noch stand des Alters beste Stütze, eine liebende Gattin ihn kräftig zur Seite. Das Jahr darauf ist er ihr vorangegangen. Ein Mah-

ler hätte hier das Original zu einem schönen Familienbilde gefunden. Ein blühender Greis — eine ehrwürdige Matrone neben ihm — hinter Beyden eine junge Frau, Hoffnungen unter dem Herzen, aber wohl Kummer in dem holden Gesicht, das, da ihr die Liebe der Eltern geblieben war, vertrauend auf sie niederblickte.

Der Obrist La Roche Mazé kam uns abzurufen. Erstaunt und bewegt stand er da, als der Greis seine Hand nahm, und ihn bat die Finger in die tiefen Furchen zu legen, die fast nach einem halben Jahrhundert, noch an die kräftigen Säbelhiebe französischer Dragoner im siebenjährigen Kriege erinnerten.

Die vorschriftmäßige Etappe war das kleine Dransfeld. Bald nach Mittag kamen wir in Göttingen an, und unser Führer war wieder gefällig genug, dreyen von uns zu gestatten, ohne alle militairische Bewachung hier zurück zu bleiben.

Ich war so glücklich, auch in den wenigen Stunden viele der dortigen Gelehrten zu sehen; mehrere auf der noch offenen Bibliothek, deren bloßes Anschauen schon ein Genuß ist; andre in ihren Wohnungen, unter diesen einige der Ausgezeichnetsten, die Hrn. Eichhorn, Heeren, Herbart und Heyne. Am längsten weilte ich bey diesem damals auch schon acht und siebzigjährigen Veteran. Freylich war die Verwandlung seiner Georgia Augusta in eine preußische,

und in jenem Augenblick nun gar unter französischer Herrschaft stehende Universität, der Hauptstoff des Gesprächs. Wer hätte es ihm, der so viele Fäden, mit denen er an Hannover hing, auf einmal zerrissen zu sehen fürchtete, der seit dreyßig Jahren das Große wie das Kleine vorzüglich geleitet, und ein fast unbedingtes Vertrauen seiner Oberen genossen hatte — wer hätte es ihm verübeln können, wenn ihn eine solche Veränderung am Abend seiner Tage aufs tiefste verwundete. Er war nicht der Mann, der die heiligsten Gefühle wie die Kleider wechseln konnte.

Viel milder indeß als ich es erwartet hatte, fand ich sein Urtheil über die kurze Periode der preußischen Regierung, die mit der unglücklichen dem Staat aufgedrungenen Besitznahme von Hannover (1806) eingetreten war. Wenn er an den ersten Commissarien wohl mit großem Recht manches Kleinliche tadelte, so ließ er dagegen dem liberalen und wissenschaftlichen Geist der Berliner Ministerien weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren als viele Andere. Auch würde er sich gewiß weit eher mit diesen befreundet haben, als es ihm mit einer Regierung möglich war, die von französischem Einfluß stets abhängig blieb und jede freye Aeußerung mit polizeylichem Mißtrauen bewachte, so viel sie auch vorzugsweise durch J. v. Müllers und v. Leists Einfluß für Göttingen gethan hatte. Die Rückkehr der alten Ordnung zu sehen war Heynen nicht vergönnt. Er starb achtzig Jahr alt, ein Jahr früher als

die Völkerschlacht bey Leipzig auch Göttingen wieder mit England verband *).

Am Abend des Tages sah ich mich wieder von einer großen Anzahl vormaliger Schüler und Zuhörer umgeben, die hier ihren Studien lebten. Manchen schloß Ueberraschung und Theilnahme den Mund. Mehrere sind seitdem wackere Arbeiter für den Staat und die Wissenschaft geworden. Die würdigen Söhne meines verewigten Freundes, des Bischof Sack, gedenken wohl noch dieser Stunden.

Reise von Göttingen über Münden nach Cassel.

Mit dem Tage brachen wir auf. Unsre Gesellschafter hatten das Quartier in Dransfeld zu schlecht gefunden, und waren bis Münden gegangen. Auch da fanden wir sie nicht mehr. Mangel an Pferden hielt uns einige Stunden fest.

Wohl verdient es der Ort, das Paradies von Hannover — das nicht sehr reich an schönen Puncten ist — genannt zu werden. Mag man unten im Thal, oder

*) M. s. das interessante, namentlich für jeden jungen Studirenden höchst lehrreiche Leben dieses unvergeßlichen Mannes in Heerens biographischen Denkschriften. Mit Ch. G. Heyne's Bildniß. Göttingen 1823.

die Völkerschlacht bey Leipzig auch Göttingen wieder mit England verband *).

Am Abend des Tages sah ich mich wieder von einer großen Anzahl vormaliger Schüler und Zuhörer umgeben, die hier ihren Studien lebten. Manchen schloß Ueberraschung und Theilnahme den Mund. Mehrere sind seitdem wackere Arbeiter für den Staat und die Wissenschaft geworden. Die würdigen Söhne meines verewigten Freundes, des Bischof Sack, gedenken wohl noch dieser Stunden.

Reise von Göttingen über Münden nach Cassel.

Mit dem Tage brachen wir auf. Unsre Gesellschafter hatten das Quartier in Dransfeld zu schlecht gefunden, und waren bis Münden gegangen. Auch da fanden wir sie nicht mehr. Mangel an Pferden hielt uns einige Stunden fest.

Wohl verdient es der Ort, das Paradies von Hannover — das nicht sehr reich an schönen Puncten ist — genannt zu werden. Mag man unten im Thal, oder

*) M. s. das interessante, namentlich für jeden jungen Studirenden höchst lehrreiche Leben dieses unvergeßlichen Mannes in Heerens biographischen Denkschriften. Mit Ch. G. Heyne's Bildniß. Göttingen 1823.

auf der Höhe des Berges verweilen, oder an der Landspitze stehen, wo sich die Werra mit der Fulda vereint und zum Weserstrom wird — überall wird es klar, warum es eine Zeit lang zweifelhaft bleiben konnte, ob man nicht vielmehr in dieser schönen Natur, als in Göttingen den Musen einen Tempel bauen solle. Hier, denkt man, hätten sie in einer höchst reizenden Umgebung gewohnt; hier hätten sich Dichter bilden müssen; hier hätte der Gelehrte, wenn er nach ernsten Studien sich dem Bücherstaube entriß, einen frischen belebenden Aether eingeathmet. In Göttingen hielt man es anfangs sogar nöthig, dem Vorwurf einer ungesunden Lage durch gelehrte Abhandlungen zu begegnen.

Erst um Mittag fand sich die Gesellschaft in Cassel wieder zusammen. Alle Plätze und Straßen waren voll Militair — Ankommende — Abgehende — Zurückbleibende um eingeübt zu werden. Engere Verbindungen hatten sich in dieser Stadt, die ich zum dritten Mal sah, nie anknüpfen wollen. Wir hielten uns daher mehr an die herrlichen Anlagen, mehr noch der Natur, als der Kunst. Das unaufhörliche Waffengetöse, das immer fortdauernde Zuströmen französischer Truppen, schwächte selbst diesen sonst so wohlthuenden Einfluß. Es waren traurige Vorbedeutungen eines langen Kampfs, dessen Ausgang, bey immer neuen Aushebungen von Mannschaft, außer aller Berechnung lag. Daß ich gerade diese mir immer kalt

und todt erschienene Residenz, bald unter ganz andern Verhältnissen wieder sehen, daß bey meiner Rückkehr gerade hier ein Wendepunct meiner nächsten Lebensthätigkeit seyn sollte — welche Prophetenstimme hätte mir das wohl verrathen können?

Von Cassel nach Marburg.

Die nächste Station war Wabern, ein Kurhessisches Schloß, welches damals ein französischer Commandant bewohnte. Höchst entrüstet waren unsre Führer über die Aufnahme die sie bey ihm fanden. Er war eben bey einem reichlichen Frühstück. Sie hatten unstreitig darauf gerechnet, dazu eingeladen zu werden. Vergeblich! Das Wenige was wir eben bey uns hatten, mußte ihnen genügen — in der That ein sehr dürftiges Rafraichissement für die Verwöhnten. Hatte ihr Benehmen bey gereiztem Ehrgefühl, die erzwungene gute Miene zum schlechten Spiel mit etwas leerem Magen, für den stillen Beobachter beynah etwas komisches, so folgte doch bald eine fast tragische Scene nach. Es regnete heftig. Aber kein Drohen der aufgebrachten Herrn, kein Bitten, woran ich es selbst nicht fehlen ließ, konnte den Postmeister bewegen, einen bedeckten Wagen zu geben. „Einer nur sey noch vorhanden, und müsse für höhe-

und todt erschienene Residenz, bald unter ganz andern Verhältnissen wieder sehen, daß bey meiner Rückkehr gerade hier ein Wendepunct meiner nächsten Lebensthätigkeit seyn sollte — welche Prophetenstimme hätte mir das wohl verrathen können?

Von Cassel nach Marburg.

Die nächste Station war Wabern, ein Kurhessisches Schloß, welches damals ein französischer Commandant bewohnte. Höchst entrüstet waren unsre Führer über die Aufnahme die sie bey ihm fanden. Er war eben bey einem reichlichen Frühstück. Sie hatten unstreitig darauf gerechnet, dazu eingeladen zu werden. Vergeblich! Das Wenige was wir eben bey uns hatten, mußte ihnen genügen — in der That ein sehr dürftiges Rafraichissement für die Verwöhnten. Hatte ihr Benehmen bey gereiztem Ehrgefühl, die erzwungene gute Miene zum schlechten Spiel mit etwas leerem Magen, für den stillen Beobachter beynah etwas komisches, so folgte doch bald eine fast tragische Scene nach. Es regnete heftig. Aber kein Drohen der aufgebrachten Herrn, kein Bitten, woran ich es selbst nicht fehlen ließ, konnte den Postmeister bewegen, einen bedeckten Wagen zu geben. „Einer nur sey noch vorhanden, und müsse für höhe-

höhere Herrschaften stets bereit stehen.“ So sollte nun der Fuhrmann, dessen Wagen den Obristen und den Kapitain von Cassel hieher gefahren hatte, gezwungen werden, den seinigen noch weiter zu überlassen. Es war der Knecht. Von seinem Herrn verantwortlich gemacht, blieb er, wie hart man ihn auch anließ, unbeweglich. Es war rührend die Treue wahrzunehmen, die aus jedem Wort sprach, und ihm selbst den Muth zu geben schien, die heftigsten Scheltworte an sich abgleiten zu lassen. Als er endlich der Gewalt weichen mußte, bestand er, nachdem ihm doppelte Fourage versprochen war, darauf, wenigstens ein Certificat, „daß er gezwungen sey“ zu erhalten. Diese seltene Festigkeit, die selbst den an Requisitionen und augenblickliche Folgsamkeit gewohnten Franzosen, eine neue Erscheinung zu seyn schien, die wir denn auch nicht ermangelten, im Gespräch geltend zu machen, besänftigte allmählig ihren Zorn. Sie ließen es sich, da der Regen fortdauerte, schon auf der nächsten Etappe gefallen, sich in unsre Wagen einzuschichten, und schickten den armen Menschen zurück. In Josbach ward die Nacht in getheilten Quartieren leidlich hingebracht. Die Freundlichkeit der Menschen gegen eine deutsche Einquartierung, die täglich wechselnden häuslichen Scenen, von denen man Zeuge war, selbst manche im Styl niederländischer Mahler, fingen an interessant zu werden. Auch die itzt öfter eintretende Trennung unsrer Gesellschaft, gab der Unterhaltung,

wenn man sich wieder zusammenfand, Mannichfaltigkeit, da nun jeder erzählen konnte was er gesehen und gehört, auch wohl — wie weich oder wie hart man ihn gebettet hatte.

Marburg.

Wir kamen von Josbach hier früh genug an, um wenigstens, da man uns bis Mittag Zeit ließ, nicht ohne alle Ausbeute von dannen zu reisen. Nur zu schnell schwanden die wenigen Stunden neben Lebenden und Todten.

Unter Jenen sah ich zuerst meinen alten Schulfreund, den wohlbekannten Jäger und Forstmann von Wildungen *), der, wenn er heimkehrte von seinen Jagden, und sich ermüdet hatte in den großen Forstrevieren, die unter seiner Aufsicht standen, Gewehr und Tasche mit der Leyer vertauschte, und die Leiden und Freuden des Weidmanns in lieblichen Liedern besang. Es war nicht mehr der schöne blühende Jüngling, der in den Jahren 1770 und 71 mit mir auf einer Bank saß. Aber das Herz — das nun auch seit 1821 nicht mehr schlägt — war noch jung und frisch, und freute sich neidlos der erhaltenen Kraft des Jugendfreundes. Auch manche andre der würdig-

*) Verfasser einer Reihe von jährlichen Taschenbüchern für Forst- und Jagdliebhaber. Marburg 1794 — 1812 und von: Weidmanns Feyerabenden. 1815 — 1821.

wenn man sich wieder zusammenfand, Mannichfaltigkeit, da nun jeder erzählen konnte was er gesehen und gehört, auch wohl — wie weich oder wie hart man ihn gebettet hatte.

Marburg.

Wir kamen von Josbach hier früh genug an, um wenigstens, da man uns bis Mittag Zeit ließ, nicht ohne alle Ausbeute von dannen zu reisen. Nur zu schnell schwanden die wenigen Stunden neben Lebenden und Todten.

Unter Jenen sah ich zuerst meinen alten Schulfreund, den wohlbekannten Jäger und Forstmann von Wildungen *), der, wenn er heimkehrte von seinen Jagden, und sich ermüdet hatte in den großen Forstrevieren, die unter seiner Aufsicht standen, Gewehr und Tasche mit der Leyer vertauschte, und die Leiden und Freuden des Weidmanns in lieblichen Liedern besang. Es war nicht mehr der schöne blühende Jüngling, der in den Jahren 1770 und 71 mit mir auf einer Bank saß. Aber das Herz — das nun auch seit 1821 nicht mehr schlägt — war noch jung und frisch, und freute sich neidlos der erhaltenen Kraft des Jugendfreundes. Auch manche andre der würdig-

*) Verfasser einer Reihe von jährlichen Taschenbüchern für Forst- und Jagdliebhaber. Marburg 1794 — 1812 und von: Weidmanns Feyerabenden. 1815 — 1821.

sten Gelehrten sah ich — unter ihnen Münscher zum ersten und leider zum letzten Mal. Prof. Wachler eilte innig bewegt in das Gasthaus mit Gastgeschenken, damit es uns unterwegs an keiner Stärkung gebräche.

Dann ging es zu den Todten! Zu den Merkwürdigkeiten, die kein Reisender unbesucht lassen soll, gehört die uralte, ums Jahr 1283 der heiligen Elisabeth geweihte deutsche Ordenskirche, die auch die Gebeine jener Heiligen lange Zeit bewahrt hat. Bey einer sparsam zugemessenen Zeit, theilte sich hier die Aufmerksamkeit zwischen Denkmälern und dem Anschauen des herrlichen Baues, der schon sechs Jahrhunderten getrotzt hat, und in welchem sich, nach dem Urtheil eines feinen Kenners architektonischer Kunstwerke *), nachdem die frühere byzantinisch-römische Bauart verlassen war, die aus derselben entstandne eigenthümliche des dreyzehnten Jahrhunderts in ihrer ersten Einfachheit, ohne alle Beymischung fremdartiger Formen, durchgeführt findet. Alles stellt sich darin in vollkommner Harmonie als eine eigenthümliche und freye Schöpfung dar, so daß das Ganze wie aus einem Guß erscheint. Das dreyfache Chor enthält theils an den Wänden, theils auf dem Fußboden, Monumente und Grabsteine ohne Zahl, freylich von sehr ungleichem künstlerischen Werth. Ganze Geschlechter von Fürsten und Land-

*) S. Mollers Denkmäler deutscher Baukunst, worin in 18 Kupfertafeln das ganze Aeußere und Innere dieser herrlichen Kirche dargestellt ist.

grafen von Hessen sind hier bestattet. Am meisten machte uns der Kirchner auf das Denkmal des Landgrafen Wilhelm III. aufmerksam, welcher im Jahr 1500, bald nach einem lebensgefährlichen Sturz auf der Jagd gestorben war. Im mittäglichen oder sogenannten Fürstenchor liegt auf einer etwa vier Fuß hohen, auf vier offnen Bogen ruhenden Platte von Alabaster, der Landgraf mit gefalteten Händen in voller Rüstung. Auch die untere Fläche zeigt einen hingestreckten Todten, aber in dem gräßlichsten Bilde der Verwesung. Halb vermodert liegt er da; Schlangen, Eidechsen und andres Gewürm hat schon Brust und Eingeweide ausgewühlt. Der Kopf grinzt, als ob er Empfindung davon hätte. „In diesem Zustande, sagte der Führer, hat man den jungen Landgrafen, der sich im Walde auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, verirrt, erst nach einigen Monaten gefunden.“ Diese, mit der Ursach des Todes, und der so ganz einzigen Idee des Monuments scheinbar übereinstimmende Erzählung, habe ich, und gewiß viele mit mir, so lange für baare Wahrheit genommen, bis ich eines bessern durch die gründliche Erörterung des Gegenstandes von Herrn Kirchenrath Justi belehrt bin.

Hätte doch dieser sehr verdiente Gelehrte unser Führer seyn können! Leider war er abwesend. Ihm verdankt man mehrere, mit eben so viel Geschmack als historisch-kritischer Genauigkeit verfaßte Nachrichten, sowohl von dieser merkwürdigen Kirche und ihren Monumen-

ten, als schon früher ein aus echten Quellen geschöpftes Leben der H. Elisabeth. Er hat jene Sage von einem spät aufgefundnen Leichnam Wilhelms, durch den völlig erwiesenen Umstand, daß derselbe zwar an den Folgen eines Sturzes, aber auf dem Schloß Rauschenberg gestorben ist, bündig widerlegt; dagegen die widrige Idee des Künstlers, aus dem Geschmack jener Zeit, von welchem ähnliche Denkmale in Frankreich zeugen, genügend erklärt *). Bey Paris wird noch einmal die Rede davon seyn.

Der Besuch der Kirche hatte mir das Andenken an die Heilige, die mir schon von der Wartburg her wohl bekannt war, sehr lebhaft zurückgerufen. Dort hatte sie ja ihre schönsten und ihre traurigsten Tage durchlebt. Einigen meiner Reisegefährten war sie weniger bekannt. Ich war daher im Stande, ihnen, als wir Marburg aus dem Gesicht verloren hatten, folgenden Bericht über sie zu erstatten, der vielleicht auch mehreren Lesern hier nicht unwillkommen ist.

Elisabeth, die Stammmutter des Fürstlich Hessischen Hauses, war die Tochter des Königs von Ungarn Andreas II. Vier Jahr alt, ward sie schon dem Prinzen Ludwig von Thüringen zur

*) Man findet dieß alles in dem seit d. J. 1820 jährlich erscheinenden höchst interessantem Taschenbuch: die Vorzeit. Der neueste gehaltvolle Jahrgang, enthält die Beschreibung der Kirche und des Denkmals der Heiligen, von Justi. Das oben erwähnte räthselhafte Monument, ist in dem früheren Jahrgang von 1821 beschrieben und abgebildet.

Gemahlin bestimmt, und reichlich ausgesteuert nach der Wartburg, seiner Residenz gebracht. Die Chroniken rühmen ihre früh aufblühende Schönheit nicht minder, als ihre strenge Tugend und Empfänglichkeit für religiöse Eindrücke. Nachdem Ludwig die Regierung angetreten hat, wird sie, erst vierzehn Jahr alt, mit ihm vermählt (1218). Drey Kinder beglücken die Ehe. Von einer ihrer Töchter Sophie stammte der Ahnherr des Hessischen Hauses. Wenn Ludwig durch Gerechtigkeit, Milde und alle ritterlichen Tugenden sich den Namen eines ausgezeichneten Fürsten erwarb, dabey mit unverrückter Treue an der jungen Gattin hing, so theilte sich ihr Leben zwischen Andachtsübungen und Wohlthun. Noch tragen mehrere von ihr gestiftete Hospitäler bey Eisenach und Marburg ihren Namen. Aber es war doch oft ein Wohlthun ohne Weisheit, und die Legendenschreiber haben Wunder erfinden müssen, um es als Gott selbst wohlgefällig zu retten.

Sehr früh trübt sich das Leben der jungen Fürstin. Ihr Gemahl zieht mit Kaiser Friedrichs Heeren nach Palästina und kehrt nicht zurück. Sein Bruder, Heinrich Raspe, ein rauhes Gemüth, zum Vormund bestellt, behandelt sie unter dem Vorwande ihrer landesverderblichen Wohlthätigkeit gegen die Armen, die freylich alle Gränzen überstiegen hatte, mit einer empörenden Härte. Sie ergreift endlich, um seinen Mißhandlungen zu entgehen, von der Wartburg aus — wo man noch den gefahrvollen Weg, den

sie genommen, zeigt — mit ihren Kindern die Flucht, sieht sich in ihrem eignen Lande dem Hohn und der Verachtung ausgesetzt, und findet endlich die Ruhe in ihrem Wittwensitze zu Marburg. Doch Ruhe hat eigentlich die fromme aber schwache Seele nie gefunden. Denn unter der strengen Aufsicht ihres Beichtigers Conrad von Marburg, hat sie alle Selbstständigkeit verloren; Büßungen und Kasteyungen für den Gipfel der Tugend und Heiligkeit haltend, sich und die ihr dienenden Frauen abgequält. Es ist empörend zu lesen, in welchen Irrsaal von Demüthigungen und Selbstverleugnungen der Zelot sie hineingetäuscht, und den ganzen Frühling eines Lebens, das der reinen Freude so würdig war, in einen langen Wintertag verwandelt hat. Die ganze Geschichte ihres Aufenthalts in Marburg, ist die Geschichte einer liebens- und beklagenswerthen Schwärmerin. Man freut sich, daß sie, ob wohl erst vier und zwanzig Jahr alt, einer durch Aberglauben und geistlichen Despotismus verdunkelten Welt früh entrückt ist.

Das ist nun die Heilige, deren Verehrung Marburg wenigstens ein herrliches architektonisches Prachtwerk verdankt, so sehr man bedauern muß, daß der Aberglaube gerade hier eine so reiche Nahrung in ihrer mißverstandnen Frömmigkeit gefunden hat.

Zahllose Wunder hat, nach dem Glauben der Vorzeit, ihr kaum entseelter Leichnam und spät noch ihr morsches Gebein bewirkt; zahllose Pilgrimme sind zu ihrem Grabe gewallfahrtet. Viele gewiß einer weise-

ren Lebensthätigkeit fähige Seelen, mag ihr Beyspiel verleitet haben, im frommen Müßiggang der Welt abzusterben, statt für ihren Beruf zu leben. Das fühlte schon der erste protestantische Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen. Bald nach seinem Uebergange zur evangelischen Kirche, machte er im J. 1539 dem Unwesen ein Ende. Er begab sich selbst in die Begräbnißkapelle, ließ, die Unzufriedenheit seiner Umgebung nicht achtend, das große Behältniß öffnen, dann die kleinere Kiste, welche die Gebeine umschloß, herausnehmen, nachdem er, wie die diplomatisch genaue Erzählung sagt, die Worte ausgesprochen: „Das walt Gott! das ist St. Elisabeths Heiligthum. Mein Gebein und Knochen! Komm her Mume Else! das ist meine Aeltermutter.“ Sowohl die Gebeine als das in einem besondern Schranke verwahrte Haupt, wurde nach seinem Befehl auf das Schloß gebracht, dann alles ganz in der Stille an einem nur wenigen Personen bekannten Ort in der Kirche in die Erde versenkt. Der kostbare Sarkophag blieb indeß zurück, nachdem der Zweck erreicht war, keine Wunderkraft mehr von seinem Inhalt zu erwarten.

Gern hätten wir dieß merkwürdige Alterthum selbst gesehen. Aber man konnte uns nur die Stelle zeigen, wo es hinter eisernen Gitterthüren unter Schloß und Riegel bewahrt wird. Späterhin (im J. 1810) hat die westphälische Regierung diese Schlösser wohl zu öffnen gewußt. Zum großen Kummer der

Marburger, ward es nach Cassel gebracht — wie es hieß — um als Kunstwerk im Museum aufgestellt zu werden; wie andere fürchteten, um es seiner Kostbarkeiten zu berauben. Denn das Monument war nicht nur mit Bildnissen in erhabner Arbeit von vergoldetem Silber von allen Seiten bedeckt, sondern überall mit Perlen, Edelsteinen und Kameen von griechischer, römischer und orientalischer Arbeit, von ausnehmend hohem Werth geziert, wenn gleich die Sage ihn mit 600,000 Rthlr. viel zu hoch anschlug. Nach der Rückkehr der alten Ordnung und Regierung, ist es zwar im J. 1814 von Cassel zurückgekehrt, aber fast alles dieses reichen Schmucks beraubt, der, man weiß nicht in welche räuberische Hände gekommen, und wahrscheinlich um hohe vielleicht auch geringe Preise an Freunde alter Kunst im Inlande oder Auslande verschachert ist *).

*) Ueber dieß alles geben die schon genannten Taschenbücher der Vorzeit, so wie Justi's Elisabeth die Heilige nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter (Zürich 1797) die vollständigste Auskunft. Hiermit ist über ihr früheres Leben J. C. S. Thons höchst interessante Schrift: Schloß Wartburg. Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. (3te Ausg. Eisenach 1815) zu vergleichen.

Gießen.

Die Landgräflich Hessische Universität, liegt dieser Herzoglich Darmstädtischen so nahe, daß wir noch an demselben Tage, wo wir um Mittag Marburg verließen, hier einen guten Theil des Nachmittags und Abends zubringen konnten, um angenehme Bekanntschaften anzuknüpfen oder zu erneuern. Herr v. Madeweis hatte indeß vom Obrist La Roche die Vergünstigung erhalten, seinen Bruder in dem nah gelegenen Wetzlar zu besuchen und erst in Frankfurt wieder mit uns zusammenzutreffen. So sehr hatte sich das Vertrauen befestigt.

Schon damals, wie noch itzt, gehörte unter den Theologen, der geistvolle Kirchenhistoriker Schmidt, der gelehrte Exeget Kuinoel, der literarische und praktische Palmer zu den Zierden der Hochschule. Auch traf es sich recht glücklich, daß der Tag meiner Ankunft auch der Gesellschaftstag der Professoren auf dem Buschischen Garten war. Waren ihrer fast zu viele, um sich genug mit Einzelnen zu berühren, so ward bald das Gespräch bey den Freuden des Weins in der heiteren Abendgesellschaft desto lebendiger, und fast unmerklich kam die Mitternacht heran. Ich freute mich bey dem Heimwege der trefflichen Straßenbeleuchtung, eingedenk der dürftigen meiner Vaterstadt; mehr noch einer neuen Erfahrung zarter Gastlichkeit. Statt von Herrn Kuinoel in das Quartier begleitet zu wer-

den, fand ich mein Gepäck in seinem eignen Hause neben einem schönen Lager, welches die gütige Hausfrau indeß bereitet hatte.

War es doch als ob unser Schicksal mir alle Häuser und Herzen öffnete. Das ist nicht der kleinste Gewinn aus den Widerwärtigkeiten. Es sind doch in der Regel die besseren Seelen, die sich an den Unglücklichen anschließen. Schon in der kleinen Stadt Friedberg zwischen Gießen und Frankfurt, machte ich wieder ähnliche Erfahrungen. Der Weg dahin ward uns durch die harten Mißhandlungen eines Postillions, der dem Kapitain zu langsam fuhr, verleidet. Die Abgeschliffenheit trat mit der Rohheit in den widrigsten Contrast. Desto mehr echt deutsche Humanität empfing mich in dem mir angewiesenen Quartier bey Herrn Apotheker Trapp. Es war Sonntag; mehrere Gäste waren zu der Familie eingeladen. In der Wirthin, einer Mutter von, irre ich nicht, sechs Töchtern und fünf Söhnen, fand ich die Schwester eines alten Freundes, des itzigen Oberschulraths Hn. Schellenberg zu Wiesbaden. Auch die Prediger des Orts, die Herren Pilger und Koch, vormalige Zuhörer, eilten freundlich herbey. Bis Mittag herzliche Gespräche und Wiederholung akademischer Jahre. Dann ein frohes Mahl. Ich sah deutlich, daß ich den — wie es schien recht glücklichen — Familienkreis nicht störend verengte. Nur mich erinnerte er fast allzu lebhaft an den eignen, von dem ich immer weiter entfernt ward.

Frankfurt am Main.

Ich sage nichts von der alten und neuen Herrlichkeit, dieser in allen Perioden der Geschichte Deutschlands so merkwürdigen Stadt. Früher schon lernt ich sie im J. 1799 auf einer Rheinreise kennen. Dießmal war der Aufenthalt nur auf die Abendstunden der Ankunft, und den einzigen folgenden Tag beschränkt. Damals war es noch die freye Reichsstadt, der Krönungsort der Kaiser, als es noch ein deutsches Kaiserthum gab; itzt die Residenz des Primas des Rheinbundes, die ihm den Verlust eines Kurfürstenthums vergüten sollte. Viele meinten, die freywillige Rückkehr in das Privatleben, würde einen Dalberg glücklicher gemacht, wohl selbst in der öffentlichen Meinung gesteigert haben.

Selbst wenige Stunden des Hierseyn reichten hin, um zu sehen, wie sehr sich in zwölf Jahren die Stadt von allen Seiten verschönert hat, nachdem die Wälle geebnet, die finstern Thore in freye Barrieren verwandelt, neue Straßen, besonders an der sogenannten schönen Aussicht, (belle vue) oberhalb der Mainbrücke entstanden sind, und geschmackvolle Anlagen eine freundlichere Umgebung geschaffen haben. Der Abend war schön; vor den Thoren begegnete man großen Menschenmassen. Die Briefe aus der Heimath, die ich bey dem in unsrer Waisenhausbuchhandlung gebildeten, uns fortdauernd so befreundeten Herrn Hermann fand, waren beruhigend.

In dem Hollweg-Bethmannschen Hause befand sich damals noch der — durch sein treffliches geographisches Werk *), diesem Erzeugniß wahrhaft deutschen Fleißes — so verdiente Berlinische Professor Herr C. Ritter. Er war von mir, als mein vormaliger Hausgenoß, der Familie als Lehrer empfohlen und ich habe selten durch Empfehlungen so viel Dank verdienen können. Mit ihm und einem andern seiner akademischen Zeitgenossen, dem fortdauernd in pädagogischer Thätigkeit arbeitenden Engelmann, wurde der Abend unter sehr wechselnden Gefühlen verlebt. Was ich von Beyden, was ich hernach selbst in dem großen Bethmannschen Comtoir erfuhr, war nicht geeignet Muth zu machen. Die ausgebreiteten Verbindungen dieses ersten Handelshauses, führten ihm nur allzu sichre Nachrichten zu. Immer tiefer zog sich der Krieg in die noch übrigen preußischen Besitzungen; immer neue Conscribirte aus Frankreich folgten den Armeen, und die Macht des Feindes wuchs mit jedem gewonnenen Fußtritt.

Ich besuchte die Rathsbibliothek, wo ich Herrn Prediger Kirchner und Bibliothekar Rothe fand. Ganz andre Hoffnungen hatte man sich von einem Fürsten gemacht, der sich von jeher so gern an die Gelehrten

---

*) C. Ritters Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen. Berlin 1817. 1 — 2. Th.

anschloß, und als Statthalter in Erfurt zu ihren Mäcenen gezählt wurde. Bis dahin wenigstens hatte er an künftige Unterstützungen des Wissenschaftlichen nicht denken können. Man klagte, daß nicht einmal die Bücher, durch die nöthigsten Reparaturen, vor dem Einregnen gesichert wären.

Sehr befriedigt verließ ich das Gymnasium, an dessen Spitze der leider für die philologische Literatur zu früh verstorbene Matthiä stand. Ich wohnte einer griechischen Lehrstunde bey. Gründlichkeit und Klarheit war der Charakter seines Vortrags; große Aufmerksamkeit und Interesse an der Sache, las man auf dem Gesicht seiner Schüler. Auch die Bürgerschule unter der Leitung eines geachteten Pädagogen und Schriftstellers Herrn Gruners, war in einem blühenden Zustande, so sehr sie auch anfangs mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt hatte.

Meinem Quartiergeber ersparte die hiesige Gastfreyheit die Bewirthung. Der Mittag und Abend theilte sich zwischen dem Hause der Frau Hollweg und dem Garten ihres Gatten. Hoher Wohlstand und Besitz kann leicht die Tafeln der Reichen mit Ueberfluß bedecken; aber nicht eben so oft findet man Gelegenheit, wie hier der Fall war, bey geistreicher Unterhaltung kaum auf jenen zu achten.

Ich kann Frankfurt nicht verlassen, ohne zuvor des Besuchs bey einer sehr ehrwürdigen Matrone

zu gedenken. Selbst ein einzelner Zug dürfte hinreichen, einen Begriff von ihrer Sinnesart zu geben.

Es war die Wittwe Schlossers, der, nachdem er mehrere bedeutende Aemter bekleidet, hier von seiner Vaterstadt 1798 zum Syndicus gewählt war. Wessen Bekanntschaft mit der deutschen Literatur, nicht, wie bey Vielen der Fall ist, erst mit dem letzten Jahrzehend anfängt, kennt ihn zugleich als einen ausgezeichneten Gelehrten und Schriftsteller, besonders auf den Gebieten der Politik, Moral und Pädagogik, der von dem Geist der Alten genährt, an allem, was Gut und Schön war, das lebhafteste Interesse nahm, wie dieß selbst manche Paradoxieen in seinen Schriften beurkunden, die bey originellen Geistern niemals unerwartet seyn dürfen *). Die engste Freundschaft verband ihn mit Jacobi, Stollberg und dem ganzen Pempelfortschen Kreise. Seine erste Gattin, Göthens Schwester, hatte er früh verloren.

Die zweyte, die ihn bis 1823 überlebt hat, fand ich in Trauer um den einzigen Sohn, einen jungen sehr geachteten Arzt, der auf einer wissenschaftlichen Reise

*) Seine wichtigsten Aufsätze findet man gesammelt, in J. G. Schlossers kleinen Schriften 1—6. Th. Frankf. a. M. 1779—1794. Sehr viel Theilnahme erweckte außerdem sein Katechismus der Sittenlehre für den Bürger und Landmann 1771; sein Antipope; — seine Uebersetzung und Bearbeitung Longins vom Erhabnen. Daneben hat er fast an allen bedeutenden Zeitschriften jener Periode Antheil genommen.

in Königsberg, in den Schauplatz des Krieges gerathen war, und mit großem Eifer in den Lazarethen gearbeitet hatte. Hier ward er, wie so viele Treffliche in jener schaudervollen Zeit, das Opfer seiner Kunst. Die Mutter hatte diesen harten Schlag mit großer Standhaftigkeit ertragen, und vermied nicht daran erinnert zu werden. So kam denn sehr natürlich die Rede auf den geliebten Todten, den ich selbst in Halle gekannt hatte.

„Man meint gewöhnlich — sagte sie im Laufe des Gesprächs, — es sey weit härter, Kinder in der vollen Kraft ihrer Jahre und der vollen Reife ihrer Ausbildung zu verlieren, als in dem zarten Alter, wo doch alles kaum Blüthe und ungewisse Hoffnung sey. Das ist aber nicht mein Gefühl. Man kann diese vielleicht früher vergessen, weil weniger Einzelnes an ihre flüchtige Erscheinung erinnert. Aber will man denn vergessen was man geliebt hat? Ich habe doch die Freude genossen, die Entwickelung des Geistes meines Eduard, die redliche Anwendung seiner Kraft zu sehen; weiß, daß er den Zweck meiner Erziehung erfüllt, wenigstens gezeigt hat, was er noch hätte leisten können; weiß daß er rühmlich im Dienst derer endete, die ja auch Blut und Leben für eine große Sache daran gegeben hatten. Hat er doch nicht bloß als hülfloses Kind in dunklen Gefühlen, sondern als Knabe, als Jüngling, seine Mutter mit Bewußtseyn gekannt, und mit Liebe an ihr gehangen. Eben daher knüpfen sich an sein nun freylich vorübergegangenes

Daseyn,

Daseyn, so oft ich an ihn denke, so viele einzelne schöne Erinnerungen. — Das hat mich aufgerichtet."

„Wohl — erwiederte ich — ist jede Mutter selbst in ihrem Schmerz glücklich zu nennen, die so von ihrem Sohne sprechen darf. So fühlten ja auch die großen Frauen der Vorzeit, wenn man ihnen die Leichname im ehrenvollen Kampf gebliebener Söhne zurückbrachte. Dazu — sagte jene Spartanerin, als man sie über den Verlust des Einzigen siegend Gefallnen beklagte — dazu hatte ich ihn gebohren *). Wenn Homer bey der Erwähnung in der Jugendblüthe hinsterbender Krieger, mehr als einmal bedauernd hinzusetzt: „kurz nur blüht' ihm das Leben, und den Eltern konnt' er die Pflege nicht lohnen **)," so hat er nicht daran gedacht, daß es ja nicht der einzige Erziehungslohn ist, die Pfleger der Kindheit im Alter zu ernähren, daß es einen weit höheren giebt, — der Erzieher würdig gelebt und geendet zu haben."

*) Man vergleiche damit viele großherzige Worte, die Plutarch in den Apophthegmen der Spartanerinnen aufbehalten hat.

**) So bey dem Tode des Jünglings Simoisius (Il. IV, 478.) und des Hippotheus (Il. XVII, 307.)

οὐδέ τοκεῦσι
θρέπτρα φίλοις ἀπέδωκε, μινυνθάδιος δὲ οἱ αἰὼν.

Eintritt in das französische Gebiet.

Die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik, war, wie bekannt, eine der schmerzlichsten Folgen der französischen Revolution, und jenes unglücklichen Krieges, durch welchen Frankreichs Macht, die man zu bändigen gehofft hatte, auf Unkosten Deutschlands so übermächtig ward. Die uralten vaterländischen Städte, Cölln, Trier, Maynz, waren seit 1797 in fremder Gewalt, und nun die Hauptsitze französischer Regierungen. Waren wir daher gleich noch weit hinter Frankfurt auf deutschem Grund und Boden, so mußten wir doch, nach den damaligen politischen Begränzungen, schon hinter Hochheim vom Vaterlande Abschied nehmen.

Dieser Gedanke veränderte unsre ganze Stimmung. Bisher waren wir ja recht eigentlich aus Freundeshand in Freundeshand gegangen; hatten überall Bekannte gefunden, selbst den Kreis uns wohlwollender Menschen sich durch neue Freunde erweitern sehen. Wohin uns nun der nächste Weg führte, da war auf diesen Trost kaum noch zu rechnen. Städte und Menschen waren uns beynah ganz unbekannt; daneben trat der Augenblick immer näher, der über unsre künftige Lage, wenn

der Krieg nicht bald endete, und vielleicht auf Jahre lang entscheiden sollte. Was — fragten wir uns — werden wir unsern Zurückgebliebenen in den nächsten Briefen zu melden haben? Vielleicht den Anfang gerichtlicher Vernehmungen? Vielleicht strengere Verhaftung? Vielleicht gar Trennung von einander, nachdem wir uns kaum so nahe gekommen sind? Wird uns nicht selbst jede Mittheilung an die Unsrigen untersagt oder doch aufs peinlichste bewacht werden? — Das reine Bewußtseyn konnte über so nah liegende Besorgnisse allein nicht beruhigen. Denn Angeberey und Verleumdung findet in solchen Zeiten leicht Gehör, und wenn es gleich keine Bastille mehr gab, und man den Namen von lettres de cachet nicht mehr hörte, so wußte man doch recht wohl, wie theuer schon Manchem selbst Worte zu stehen gekommen waren.

Das Gespräch fing an zu stocken; sogar unser sonst so muthiger Landrath, dem wir wohl zuweilen selbst den leichten Sinn fast zum Vorwurf gemacht hatten, ward stiller und in sich gekehrter. Er will selbst kein Geheimniß daraus gemacht wissen, daß er allerdings an patriotisch gemeinten Planen und Verbindungen Theil gehabt, die, wären sie bekannt geworden, im Auge des Feindes als Verrätherey und Verbrechen hätten erscheinen müssen, und daß nur der Umstand, gerade in unsrer Gesellschaft deportirt zu werden, ihn einigermaßen beruhigt habe, da er am besten ge-

wußt, daß wir sämmtlich von aller Mitwissenschaft durchaus frey geblieben wären.

Ich blieb, im Vertrauen auf die bisherige so anständige Behandlung, und die überall wiederholten Versicherungen, daß nichts für uns zu fürchten sey, einer der ruhigsten. Auch kam mir mein natürlicher Gleichmuth, und die feste Ueberzeugung zu statten, daß alles was uns begegnet, unter einer höheren Leitung stehe. Es gelang mir wohl selbst meine Begleiter aufzurichten. Die herrliche Natur die uns von allen Seiten umgab, wodurch die Umgegend der Stadt — selbst nach so vielen Verwüstungen — noch immer paradiesisch blieb, wirkte erheiternd und tröstend auf mich ein. Das aufgeregte Gemüth gab meinen Gedanken einen Aufschwung über die Gegenwart in die Zukunft, und erhob mich zu Ahndungen und Hoffnungen, daß aus der Thränensaat der itzigen Zeit am Ende noch Glück und Freyheit der Völker hervorblühen könne, wenn erst manche nicht zu leugnende Schuld des itzigen Geschlechts gebüßt seyn werde. Allmählig verwandelten sich die Ideen in poetische Bilder, und so entstanden zwischen Hochheim und Maynz im Angesicht des vaterländischen Stroms einige Strophen, die wir oft während unsrer Gefangenschaft, einigemal selbst im vertrauten Kreise auch andrer preußischer Gefangenen gesungen haben, und die, als rhapsodischer Ausbruch damaliger Empfindungen, auch hier wohl eine Stelle finden dürfen.

Ein fröhlich Lied zu unsrer Pilgerreise
Und edle Frucht vom Rhein!
Wir nahen ihm — laßt uns nach Väterweise
Ihm Gruß und Opfer weihn.

Getrost! — Ein reines Herz bebt nicht vor Ketten,
Und trotzt der Menschen Macht.
Ihm wandeln Dornen sich in Blumenbetten,
In Morgenroth die Nacht.

Wohin sie uns vom Vaterlande bannen,
Uns kümmre nicht der Ort.
Den Körper nur — den führen sie von dannen,
Der freye Geist bleibt dort,

Im Vaterland — wo unsre Weiber wohnen,
Wo unsre Kinder blühn! —
Wir gäbens nicht für alle Kaiserkronen,
Und Peru's Schätze hin.

Sein denken wir an jedem jungen Morgen,
Den Blick nach ihm gewandt.
Ja dein, ach dein, in jeder Nacht voll Sorgen,
Bedrängtes Vaterland.

Auf! laßt es hoch bey seinem Weine leben,
Vergeßt nicht seiner Schmach! —
Dann wird der alte Geist der Gruft entschweben,
Der Nacht ein schöner Tag.

Blickt auf zu Gott! — Er lenkt der Sterne Bahnen,
Er lenkt auch unsern Pfad;
Vergeßt des Harms — ein stilles heil'ges Ahnen
Enthüllt mir seinen Rath.

Des Schicksals Zucht veredelt unsre Kinder
Und rettet das Geschlecht.
Vom Joch des Wahns befreyt kämpft es gesünder
Für Vaterland und Recht.

Die Freyheit steigt auf Deutschlands Gauen nieder,
Des Drängers Stab zerbricht,
Die Kraft und Treue stützt die Thronen wieder
Und sitzet zu Gericht.

Und wacht in dieses Tages goldnem Strahle
Auch erst der Enkel auf,
So schmückt mit Lorbeern Er der Väter Male
Und opfert Thränen drauf.

Brecht Frühlingsblumen den Pokal zu kränzen,
Und stoßet freudig an.
Wie Thau laßt Freud' in eurem Auge glänzen —
Der Morgen bricht schon an.

Maynz.

Die Douane, nah an der fast achthundert Schritt langen, auf sechs und funfzig Schiffen ruhenden Brücke, welche das rechte und linke Rheinufer verbindet, erinnerte uns noch lauter, daß wir auf französischem Gebiet wären. Indeß war die Visitation in wenigen Minuten abgemacht.

Das Billetamt lag dicht am Stadtthor. Der Obrist La Roche Mazé meldete unsre Ankunft, und wir bekamen sämmtlich Anweisungen auf den Gasthof zu den drey Reichskronen. Dahin gingen unsere Wagen voran. Wir mußten unserm Führer in das Gouvernement folgen.

Ich übergab einem alten schwerhörenden Colonel, der im Bureau die Geschäfte zu leiten schien, das Schreiben des Braunschweigischen Intendanten Daru, das er sogleich dem Gouverneur, Marschall Kellermann überbrachte, dann ab- und zugehend sich mit uns unterhielt. Bald darauf erschien der Marschall selbst, ein kleiner damals zwey und siebzigjähriger Mann, der uns mit Würde und Humanität empfing. Er konnte wohl aus Erfahrung wissen, wie Gefangenen zu Muthe sey. War er doch in kriegerischen und politischen Erfahrungen aller Art ergraut. Als gemeiner Husar hatte er schon im siebenjährigen Kriege, dann im polnischen Föderationskriege seine ersten Waffen getragen; während der Revolution das

Emporkommen und den Sturz aller Parteyen erlebt; die Kanonade von Valmy (daher Herzog von Valmy) bestanden. Späterhin ward auch er der Verrätherey angeklagt, und unter dem Schreckensregiment Robespierres in die Gefängnisse der Abtey gebracht. In Italien hatte er zwar im Commando Buonaparten weichen müssen, war jedoch späterhin hoch von ihm geehrt und mit dem Johannisberge beschenkt. Zu den Gemäßigten wenigstens Vorsichtigen mochte er immer gehört haben. Als Napoleon von Elba zurückkam, lehnte er die angebotene Aufnahme unter die Pairs ab. Doch ist er in der Folge von dem itzigen Könige zu dieser Würde erhoben, was er jedoch nur eine kurze Zeit überlebt hat. Ein so Vielerfahrner mochte wohl nicht gestimmt seyn, harmlose Menschen wie wir, mit mißtrauischen oder feindseligen Augen zu betrachten.

War es der Brief von Daru, oder, wie wahrscheinlicher ist, eine unmittelbar erhaltene Instruction, was ihn so ausnehmend mild machte; genug er empfing uns mit der Versicherung, „wir würden uns überall der besten Aufnahme zu erfreuen haben; er bedaure unsre Lage, werde sie aber auf alle Weise zu erleichtern suchen. Als Männer von Ehre würden wir die Freyheit nicht mißbrauchen.“ Dann setzte er hinzu „er habe anfangs an Bitsch gedacht; das sey aber eine Festung worin sich immer unbequem lebe. Er habe daher Pont-a-Mousson (mancher von uns hörte den Na-

men zum ersten Mal) zu unserm Aufenthalt bestimmt — ein offnes artiges Städtchen, wo vordem auch eine Universität gewesen." Er mochte wohl Gerüchte von unruhigen Bewegungen in unsrer Provinz, die uns freylich unbekannt waren, vernommen haben, und fuhr — als gebohrner Straßburger bald deutsch bald französisch redend fort: „Es ist sehr edel, sehr lobenswerth très-honnête, très-louable an seinem Könige zu hangen. — Sie sind auch hör ich gute Patrioten gewesen, c'est bon, c'est bon Messieurs, aber es ist in gewissen Zeiten doch viel rathsamer, lieber zu — hier legte er, wie die Statuen des Harpokrates, den Finger auf den Mund — denn, schloß er, „das Reden führt zu nichts."

Wir äußerten den Wunsch, im Fall einer längeren Trennung vom Vaterlande, Paris besuchen zu dürfen, „das finde ich sehr natürlich, — antwortete er — aber es hängt nicht von mir ab; sogleich aber trug er dem alten Colonel auf, einen Brief an den Kriegsminister aufzusetzen. Für Maynz gestand er uns, weil wir es wünschten, zwey Tage zu. Was wollen Sie hier thun? — fragte er fast verwundert. — „Das neue französische Schulwesen kennen lernen, erwiederte ich:" Ah Messieurs, sagte er, vous ne verrez pas grand' chose. Restez, mais vous serez de mon avis.

Ich darf nicht sagen, wie viel beruhigter wir uns entfernten als wir gekommen waren. Aber dennoch — mit welchen Gefühlen sah ich die Stadt wie-

der, wo ich bey meiner ersten Rheinreise vor dreyzehn Jahren (1794), von dem damaligen Gouverneur, dem preußischen Feldmarschall v. Kalkstein so ehrenvoll empfangen und bewirthet war. Zwar war auch damals der Anblick von Maynz ein höchst trauriges Bild der Zerstörung. Es war nicht mehr die heere Stadt, wo Kunst und Gewerbe blühten, wo der Reichthum so viel Bildung und Lebensgenuß verbreitete, wo der Handel für alles, was Industrie erzeugt hatte, den bequemsten Stapelplatz fand; wo eine reich dotirte Universität, an Liberalität auch gegen Nichtkatholische, alle ihre Schwestern übertraf. Alles war öde und niedergeschlagen. Jede Bewegung deutete nur auf Krieg und Vertheidigung. Hier ward man an die Wuth des Jacobinischen Unwesens, dort an die Folgen der preußischen Belagerung erinnert. Denkmale der Kunst waren verstümmelt. Kirchen und Paläste lagen in Trümmern, und die Gemüther hatten sich kaum von einem Zustande der Berauschung oder Betäubung erholt. Selbst die bleichen Gestalten der gefangenen oder verwundeten Franzosen, die auf dem Walle umherschlichen, erweckten mehr Mitleid als Haß. Aber die preußischen Waffen hatten doch gesiegt und dem wilden Fanatismus, der selbst so manche edlere Männer und Frauen ergriffen hatte, waren Gränzen gesetzt. Und nun — wie war alles umgestaltet! Der Rhein hatte aufgehört Deutschland anzugehören, und seine Wogen trugen nur Werkzeuge des Verderbens in das unglückliche Vaterland.

Die beyden Tage die wir hier als Gefangene, doch ohne durch irgend eine Beschränkung daran erinnert zu werden, verlebten, wurden dem Besuch theils öffentlicher Anstalten und Sammlungen, theils einiger unterrichteter Männer aus verschiedenen Ständen gewidmet.

Von Matthäi in Frankfurt war ich an den damaligen Professor der alten Literatur am Lyceum, Herrn Butenschön, empfohlen. Einen gefälligern aber zugleich durch seine eignen Schicksale mehr Theilnahme erweckenden Führer hätte ich nicht finden können. Ich zweifle nicht, daß letzteres — selbst ohne persönliche Bekanntschaft — der Fall bey meinen Lesern seyn wird, wenn ich einige Züge aus der Geschichte seines Lebens hier aufbewahre.

Im Holsteinischen (1764) gebohren, ward er von seinem Vater, einem Zollbeamten, ungeachtet seiner unüberwindlichen Neigung zu einer höheren Bildung, lange vom Studiren abgehalten. Nur heimlich kann er sich Bücher verschaffen. Um eine lateinische Grammatik zu bekommen, läuft er einmal in einer Nacht fünf Stunden hin und zurück. Endlich verläßt er das väterliche Haus und geht nach Altona; treibt daselbst mit der äußersten Anstrengung alte und neue Sprachen; besucht dann Kiel und Jena, wo gerade fast ausschließend das Studium der Kantischen Philosophie unter Reinhold an der Ordnung des Tages ist. Durch dieß Studium an Beschäftigung mit dem Idealen gewöhnt, in seiner moralischen Natur gekräftigt, dabey

von starker, durch eine sehr verkümmerte Jugend vermehrter Reizbarkeit des Organismus, konnte es kaum fehlen, daß die hohen Ideen, welche der französischen Revolution zum Grunde lagen, und die so lange sie rein blieb, so viele der besten Köpfe und gefühlvollsten Herzen ergriffen hatten, auch ihn begeisterten. Hierzu kamen noch freundschaftliche Verbindungen mit Straßburg. So reifte in ihm der Entschluß, selbst für die Sache der Freyheit zu kämpfen, zumal ihm aus der Lesung der Alten, die Republik als die einzige vollkommene Verfassung eines Staats erschienen war. Nur in ihr meinte er, könne die Freyheit wohnen.

In Straßburg war eben damals der wüthende Republikaner, der auch zuletzt in Paris unter der Guillotine fiel, Eulogius Schneider, bey der Organisirung eines Wohlfahrtsausschusses in voller Thätigkeit, und Butenschön, getäuscht durch die hochtönenden Lehren bey einem häuslichen so einfachen Leben des Mannes, findet sich sehr geehrt, nach einiger Zeit Mitglied desselben zu werden. Mit Freuden ergreift der begeisterte Jüngling selbst die Waffen, wird gemeiner Soldat, späterhin Officier; dann Zeuge aller der Schrecken des Krieges in der Vendee. Weil er nur das Gute will, und die schrecklichen Mißbräuche der Freyheitsprediger ihn empören, kommt er mehr als einmal in Verdacht unpatriotischen Sinnes; wird in der Schreckenszeit in die Gefängnisse der Conciergerie eingekerkert; entgeht jedoch endlich dem über sein

Haupt schwebenden Mordstahl. Nachdem sich die Stürme der Revolution einigermaßen gelegt haben, verschaffen ihm seine Kenntnisse zuerst eine Professur der Geschichte bey der Centralschule von Colmar, und seit dem Jahr 1803 das Lehramt der alten Literatur an dem Lyceum zu Maynz, wo ich ihn zugleich als Studiendirector fand.

Durch welche Kämpfe dieser Mann gegangen, wie er sich in den furchtbaren Wogen der Zeit, in die ihn ein irregeführter Enthusiasmus gestürzt, an Geist und Körper abgearbeitet hatte, — man durfte ihn nur in das frühgealterte Angesicht sehen, um die tiefen Spuren davon zu erkennen. Gewiß hatte er selbst bey den größten Verirrungen einen reinen Sinn bewahrt. Man glaubte seinem Auge, was er von sich geschrieben hat: „Ueber mich schreyt kein Blut zu Gott empor. Ich habe, als ich die Macht hatte, niemand einkerkern lassen in der Schreckenszeit, aber wohl manche gefährliche geheime Anklage heimlich zerrissen; manche Unschuld oder Schwachheit vertheidigt, manche Thräne abgetrocknet *).“ Gerade solche Gemüther hat es am tiefsten gebeugt, wenn sie auf die Gräuel zurückfahen, in die sich das, was so würdig schien in seinem Beginn, verwandelt hatte, und die Erinnerung an die Blutscenen, denen sie so nah gestanden, hat sie wie schreckende Träume bey Tag und bey Nacht

*) M. sehe noch einige Stellen in der Beylage Nr. II.

verfolgt. Ein sonderbarer Zufall war es, daß durch denselben Umstand einmal sein Leben geschützt, das andre Mal bedroht ward. „Wo es irgend möglich war — erzählte er — hatte ich immer einige Bücher bey mir. Ich konnte mich von wissenschaftlichen Beschäftigungen nie ganz trennen. Sehr viel war mir unter andern Schmidts philosophische Sittenlehre werth. Ich trug sie vor der Brust. Eine Musketenkugel würde mich unfehlbar niedergestreckt haben, hätte mich das Buch nicht gerettet. Dasselbe Buch brachte mich ein ander Mal in den Verdacht, ein englischer Spion zu seyn. Man nahm den lateinischen Druck für englisch, und nur mit großer Mühe entging ich dem Tode."

Begleitet von diesem durch große Erfahrungen gegangenen Manne, der noch itzt als Regierungsrath in Speyer thätig ist, besuchte ich zuerst das in dem vormaligen Jesuiterkloster im Jahr 1804 von Napoleon gestiftete, itzt in eine Caserne verwandelte Lyceum, und machte die persönliche Bekanntschaft des ersten Directors oder Proviseur, in dem sich mit einem würdigen Aeußeren, Feinheit der Sitten und des Tons vereinigte. Durch ihn erhielt ich eine vorläufige allgemeine Kenntniß der Einrichtung, die ich hernach durch eignes Anschauen erweitern konnte. Da es aber gerade Donnerstag war, wo in allen französischen Schulen die Lehrstunden ausfallen, so fand man die Zöglinge nur auf dem Hofe, wo sie militairisch exercirt wurden. Ein Mann, der wie Butenschön mit

dem deutschen Schulwesen so bekannt, in unsrer Literatur so einheimisch war, und so vielfache Kenntnisse aus den Stürmen seines Lebens gerettet hatte, konnte mit den neuen Einrichtungen und der französischen Einseitigkeit und Oberflächigkeit wenig zufrieden seyn, und bestätigte fast selbst das Wort des alten Marschalls: Vous ne verrez pas grand' chose.

Ich hatte es mir gleich bey meinem Eintritt zum Gesetz gemacht, mich in Frankreich so viel als möglich, mit dem neu organisirten Schulwesen bekannt zu machen, was mir auch, in mancher Hinsicht wenigstens, etwas besser als in England gelungen ist. Indeß verspare ich das Resultat meiner Beobachtungen für einen späteren Abschnitt, um nicht bey der großen Aehnlichkeit der größeren und kleineren Institute, die ich an mehreren Orten sah, durch Wiederholung zu ermüden.

Vorzüglich anziehend war die in einem großen Gewölbe des Lyceums aufgestellte Sammlung von Alterthümern. Sie ist ganz das Verdienst eines durch antiquarische Kenntnisse ausgezeichneten Mannes, Hrn. Prof. Lehne, der ihr auch noch bis diesen Augenblick vorsteht. Die Gegend um Maynz ist so reich, der lange Aufenthalt der Römer hat so viel Spuren zurückgelassen, daß es Herrn Lehne schon früher gelungen war, eine eigne kleine Sammlung zu bilden, die besonders durch die mannichfaltigsten auch kleineren Werkzeuge und Geräthschaften, ganz in das häusliche Leben jener alten Zeit zurückführt. Die größere Samm-

lung enthält itzt schon an siebzig Grabsteine römischer Soldaten, auch einiger Centurionen, die man nach der Zahl der Legionen wohlgeordnet an den Wänden aufgestellt hat, und deren Inschriften sprechende Beweise sind, wie historisch genau Tacitus und andre Historiker die Legionen bezeichnet haben, die gerade in diesen Gegenden am längsten ihre Standquartiere hatten. Die meisten Steine nennen daher die 14te, wenige die 2te, die nur kurze Zeit hier blieb; viele die 22ste Legion, die unter Titus vor Jerusalem gekämpft hatte, dann als Besatzung an den Rhein verlegt ward. Selbst mehreren Leibeigenen hatte man Denksteine gewidmet, deren treuen Dienst die Dankbarkeit nun noch nach Jahrtausenden der Nachwelt überliefert. Eins davon gab das Alter einer Sclavin Lycnis auf 140 Jahr 4 Monate an. Die Inschriften sind zum Theil so gut erhalten, die Schriftzüge so regelmäßig, daß man schwerlich das Zeitalter des Augustus und Germanicus darin ahnden möchte. Immer neue Nachgrabungen vermehren die Sammlung. In der Gegend von Zahlbach, ganz nahe vor der Stadt, ward ein Hauptbegräbnißplatz der Römer entdeckt; sogar an der Straße sah ich eine Reihe von Legionensteinen aufgestellt. Außer diesen Denkmalen der Sterblichkeit sieht man sich von größeren und kleineren Amphoren, Altären, Votivsteinen, Sarkophagen, Basrelifs und vielen andern denkwürdigen Gegenständen umgeben. Die Kaiserin Josephine hatte während ihres Aufenthalts in

Maynz

Maynz die Sammlung besucht, woraus sich die pomphafte Inschrift erklärte, in welcher die ombres illustres de l'antiquité aufgefordert wurden, de s'incliner et de respecter la Majesté, die nach zweytausend Jahren sich diesem stillen Heiligthum nahe. Nach dem neuesten Briefe des um jene Alterthümer so sehr verdienten Herrn Prof. Lehne, ist seine Beschreibung dieser classischen Schätze ihrer Vollendung sehr nahe*).

Die der Stadt gehörende Bibliothek, rief uns das Andenken an Johannes von Müller, und Georg Forster zurück**). Sie war seit der Revolution sehr vernachlässigt. Man war wieder damit beschäftigt, wenigstens angefangene Werke fortzusetzen. Dieß ist auch itzt noch der Fall.

Im Dom sah ich mehrere Denkmale alter und neuer Kunst, die aber zum Theil in den stürmischen Zeiten des Jacobinismus von der Volkswuth mehr oder minder verstümmelt waren. Nicht bedeutend verletzt war das Denkmal jenes berühmten Cardinals und Erzbischofs Albert. Sehr natürlich war es, daß ein akademischer Lehrer gerade von der Universität, die Er hatte gründen wollen, hier am längsten still stand. Auch werden meine Leser gern einen Augenblick bey diesem höchst denkwürdigen Manne verweilen ***).

*) Noch einiges über den Gegenstand in der Beyl. Nr. III.

**) Der berühmte Verfasser der Schweizergeschichte kam 1786 als Bibliothekar nach Maynz, wo er bis 1796 blieb. — Georg Forster in gleichem Geschäft 1788.

***) Man vergleiche über Albrecht die Beylage Nr. IV.

Vielleicht könnte man sagen: War dieser Albert nicht, so stand wenigstens in jener Zeit kein Luther auf. Von ihm ging ja der Ablaßkram aus, der diesen zuerst empörte. Da ihm die päbstliche Bulle die Hälfte des Gewinns verbürgt hatte, so predigte in seinem Namen und unter seinem Siegel der Dominikaner J. Tetzel in Halle, Magdeburg, und der Umgegend von Wittenberg die heillose Lehre, daß der Himmel für Gold feil sey. An Albert wendet sich Luther zuerst, und dringt, anfangs demüthig, dann bitter und heftig auf Abstellung. Jener versucht alle Mittel, beantwortet selbst Vorwürfe und Drohungen mild, aber vermag dennoch nicht den Geist des Reformators zu beugen. Er, der mächtigste deutsche Prälat, Kurfürst von Maynz, Erzbischof von Magdeburg, gelehrt, klug, gewandt und beredt, muß sein in Halle mit unendlichem Aufwande begonnenes Werk, das er recht eigentlich gestiftet hat, um Luthers Werk zu zerstören, nach kaum zwanzig Jahren aufgelöst, und sich genöthigt sehen, den ganz einzigen Schatz von Reliquien und Kostbarkeiten nach Maynz zu retten. Schon hat der Cardinal Campegius eine Stiftungsurkunde für die in Halle zu errichtende Universität ausgefertigt. Vergebens! Die Reformation geht einen so raschen Gang, daß Albert im höchsten Unmuth die Stadt verläßt, und von allem was jene Urkunde enthält, und was das Neue Stift leisten soll, ist sehr bald nicht mehr die Rede.

Erst in der siebenten Generation *) nimmt ein Fürst aus seinem Stammhause die Idee wieder auf, und weiht in eben der Domkirche die Albert erbaut hatte, unsre Friderician a. Welch ein reicher Stoff zu Betrachtungen, als ich vor dem marmornen Standbilde des so gefeyerten Primaten stand. Wohl war es zu beklagen, daß so viele Flecken des Zeitalters eine so reich begabte Natur verunstalteten, und vorherrschende Prachtliebe und Sinnlichkeit andre treffliche Eigenschaften verdunkelte. Selbst Freunde der protestantischen Partey haben sich im Lobe über ihn ergossen **), und sogar Melanchthons Tochtermann Sabinus, hat in einem Gedicht sein Andenken gefeyert.

*) Albert war ein Sohn des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Cicero, und ein jüngerer Bruder des zu seiner Zeit regierenden Joachim I. Von diesem stammte im siebenten Geschlecht der letzte Kurfürst, nachmalige erste König von Preußen, Friedrich I. ab, und ward 1694 der Stifter der Universität Halle.

**) So nennt ihn Ulrich von Hutten, Luthers warmer Freund, in seiner Aula, einer Schrift über das Hofleben: Omnium quos haec natio habet principum benignissimum, humanissimum — qui in primis bonarum literarum studia, eorumque adsertores reverenter suscipit ac liberaliter fovet. Quis — setzt er hinzu — quis nunc recte per Germaniam eruditus est, quem ille non novit? aut a quo tali unquam salutatus est, quem non largo munificentiae suae imbre consperserit? A nobis crebro percontatur, ex doctis quid quisque faciat, quid patiatur.

Von einigen evangelischen Predigern, namentlich Herrn Nonnweiler, der in Maynz die reformirte und lutherische Gemeinde besorgte, und Herrn Weygand aus Günthersblum, erhielt ich nähere Nachrichten über den damaligen Zustand des protestantischen Kirchenwesens. Noch wenig genug war dafür seit der französischen Herrschaft geschehen, wenn gleich allen Confessionen gleiche Rechte verliehen sind, und wohldenkende Männer den unglaublich weitgegangenen Mißbräuchen kräftig entgegen wirken. Alles war eine Zeitlang feil; die elendesten zum Theil verworfensten Menschen, fanden Mittel sich in geistliche Aemter einzudrängen. Es schien oft, als wähle man gefliſſentlich, um dem Protestantismus einen üblen Namen zu machen, die Schlechtesten. War dieß doch schon längst in andern geistlichen Staaten der Fall. Selbst im Hildesheimischen sollen vormals Juden im Besitz der christlichen Patronate gewesen seyn, und die Stellen um den höchsten Preis verkauft haben.

Einige unsrer Gesellschaft bezogen ihre Weine aus der so rühmlich bekannten Handlung von Mappes, und der Eigenthümer beeiferte sich, uns einen angenehmen Mittag in seinem geschmackvollen Hause zu bereiten, in dem neben der Gastfreyheit, freundliches Familienleben wohnte, auch die Gesellschaft durch einige sehr muntre Gäste belebt ward. Hier hatten wir auch

Gelegenheit, einen Begriff von dem Rednertalent eines vormaligen echten Clubisten, des Professor Hoffmann zu bekommen, der in jener Zeit, wo fast ganz Maynz im Freyheits- und Gleichheitsschwindel taumelte, neben einem Dorsch, Blau, Wedekind, Böhmer, Forster, eine der ersten Rollen spielte.

Mit einem Spaziergang durch und um die Stadt endigten wir den Tag. Zuerst ward der bekannte Eichelstein besucht*), ein unförmlicher Erd- und Steinklumpen, welchen die Sage als ein Denkmal des Drusus, der hier vor achtzehn Jahrhunderten ein Castell gründete, geltend machen möchte. Man hat ihn ausgehöhlt. Auf einer Stiege erreicht man die Oberfläche, den schönsten Standpunct, um die so einzig reiche Gegend umher, und das Einströmen des Main in den Rhein zu überblicken. In der Citadell erweckten umherschleichende russische Gefangene traurige Erinnerungen.

Den Rückweg nahmen wir über Zahlbach. Auf dem in der Nähe liegenden allgemeinen Kirchhof — den die ungewöhnlich große Sterblichkeit zum dringenden Bedürfniß gemacht hatte — war die oft angeregte Idee, durch ein Leichenhaus vor zu frühem Begraben zu sichern, ins Werk gesetzt. Es ist nicht nur der Todten-

*) Veranlaßt ist sie durch einige Stellen der Alten, z. B. des Eutropius: „Drusus, qui apud Moiuntiacum monumentum habet.

gräber verpflichtet, keinen Todten, eh er die sichtbarsten Spuren der Verwesung wahrgenommen hat, zu bestatten, sondern es steht auch jeder Familie frey, ihre Leichen in ein dazu eingerichtetes großes, helles, im Sommer kühles, im Winter heizbares Zimmer bringen zu lassen. Die Särge werden offen auf eine Erhöhung gestellt; man faltet dem Todten die Hände und umwindet die Finger mit einer Schnur, wodurch bey der schwächsten Bewegung eine Klingel angezogen wird, welche in der Wohnung des dicht daneben wohnenden Aufsehers hängt. Wir fanden nur eine Leiche. Doch begegneten uns mehrere auf unserm Heimwege, die man zur letzten Bestimmung alles Irdischen trug. Die Anstalt bestand damals schon drey Jahre. Noch war kein Beyspiel des Wiedererwachens vorgekommen. Aber dieß sollte nirgend die Sicherheit nähren. Kann denn ein Mitmensch vor dem furchtbarsten aller Schicksale sorgfältig genug geschützt werden? Sollte man nicht, besonders in allen Volksschulen, recht oft den Kindern den alten deutschen Spruch tief einprägen:

„Eh ich todt bin begrabt mich nicht,
Sonst klag' ich es vor Gottes Gericht."

Fortsetzung der Reise von Maynz.

Auszüge aus Briefen und Tagebüchern, mit Nachträgen und Zusätzen.

Landstuhl den 6. Jun.

Unsre französischen Begleiter haben uns verlassen. Seit unserm Eintritt in Maynz hören auch alle Entschädigungen auf. So fallen wir wenigstens keinem Wirth mehr beschwerlich. Bis an den Ort unsrer Bestimmung, werden wir außer uns selbst noch einen Mann mehr zu ernähren haben. Denn man hat doch für gut gefunden — „um unsrer eignen Sicherheit willen“ wie man sich ausdrückte — uns einen Gendarm zur Bedeckung mitzugeben; einen bescheidnen ruhigen Deutschen, der uns mehr kosten als stören wird.

Wir waren mit zwey Lohnkutschern einig geworden, die uns in fünf Tagen bis Metz bringen wollten. Der Weg ging erst über Werrstadt und Alzey, einst einem Hauptschauplatz der Nibelungen — dann über Kirchheim-Poland, eine kleine aber durch gerade Straßen und massive Häuser gefällige Stadt, mit Gärten und Alleen schön umgeben, wo vormals, mit Weilburg wechselnd, der Fürst von Nassau wohnte; itzt still und verarmt. Bis zum ersten Nachtquartier Mohringen war der Weg so einladend, daß man ihn lieber zu Fuß machte. Der Donnersberg zur Rechten, fruchtbare Thäler und Durchsichten durch Berge zur Linken, hier und dort

Ruinen alter Burgen. Auch war der Himmel so heiter, der Abend so kühl, tiefe Stille in der ganzen Natur.

Kaiserslautern — vormals pfälzisch, dann französisch, itzt bayrisch — erreichten wir am folgenden Tage um Mittag. Wir berührten hier und da den Kampfplatz, wo der Herzog Carl von Braunschweig im Jahr 1793 den glänzenden Sieg über einen Theil des französischen Heeres erfocht; damals der Stolz unsrer Krieger, itzt nur eine wehmüthige Erinnerung an den gefallenen Helden.

Gegen Abend näherten wir uns Landstuhl. Schon von fern sahen wir die Ueberreste der denkwürdigen Burg, wo vor drey Jahrhunderten Franz von Sickingen haußte. Wir verließen unsre Wagen, um desto freyer die Gegend zu überblicken, die sie einst beherrscht hatte. Nah am Wege liegen drey große Quadersteine über einander. Der oberste mit einer räthselhaften Inschrift, die wahrscheinlich längst den Fleiß der Antiquare beschäftigt hat, deren Deutung mir aber unbekannt geblieben ist.

Während die übrige Gesellschaft die nöthigen Anstalten für unser Unterkommen in dem alten kleinen Städtchen übernahm, machte ich mit Hn. v. Wedell einen Versuch, etwas Näheres über die Geschichte des Stammhauses des Ritters und seiner Burg zu erkunden. Man wies uns an den ersten Geistlichen oder

Dechanten des Orts Hrn. Micq. Auch war er ganz der Mann den wir suchten, da er schon selbst geraume Zeit an einer Sammlung von Nachrichten über das Alterthümliche der Gegend arbeitete, und dabey mit großer Gefälligkeit unsern Wünschen entgegen kam. Er sprach das Deutsche so gut, daß wir anfangs den französischen Emigrirten mehr an der Feinheit der Sitten erkannten, wodurch sich die meisten dieser Geistlichen, auch bey geringen und beschränkten Kenntnissen, von vielen deutschen katholischen Landpfarrern doch auffallend unterschieden. Seine Bibliothek war klein aber ausgesucht, und ein Beweis, daß er mit der neueren und älteren, deutschen und ausländischen Literatur bekannt war.

Wir konnten unsre Wanderung in seinem Garten anfangen; denn hier endete das letzte Gemäuer des alten Schlosses der alten Felsenburg, itzt nur noch eine große Ruine. Man sieht indeß die Ueberreste des alten Rittersaales und zeigt das Gewölbe, in welchem der verwundete Ritter endete. Dem Kenner der Geschichte jener Zeit darf ich nicht sagen, daß Franz von Sickingen, Luthers Zeitgenoß, in die Reihe jener freysinnigen Männer wie Ulrich v. Hutten, einigermaßen auch Götz v. Berlichingen gehörte, denen der Druck kleiner Fürsten, besonders der schwelgenden Bischöfe und geistlichen Regenten unerträglich ward, und die eben daher auch die Sache des großen Reformators gar bald zu der ihrigen machten, ob er wohl

selbst nie wünschte, daß man für sie mit andern Waffen als dem Schwerdt des Geistes, dem Worte Gottes, kämpfen möchte. Eine Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen endete sein Tod (1523). Die Uebermacht umringte seine Burg. Eine Kugel zersplitterte in der Nähe wo er auf der Mauer stand, einen Balken. Tödtlich verwundet trug man ihn herab. Das Schloß ward übergeben. Die Fürsten drangen ein. Das Schicksal des Ritters, dem kein Andrer an Tapferkeit Muth und Geist gleich kam, versöhnte sie mit dem Sterbenden. Sie umgaben ihn mit Theilnahme und freundlicher Rede. Nach vier und zwanzig Stunden schied die letzte Lebenskraft. In der Schloßkapelle ward er zuerst bestattet.

Der Dechant führte uns in die Kirche. Sie war später erbaut. Vor dem Altar sahen wir die Familiengruft, in welcher itzt auch Sickingens Ueberreste ruhen. Eine Statue, mehr als Lebensgröße, war von der fanatischen Volkswuth nicht geschont, doch lagen die Bruchstücke in der Halle unter dem Thurm. Vielleicht hat Herr Micq, der mit so großer Achtung von dem Todten sprach, sich bemüht, das Standbild wiederherzustellen. Hat er doch — obwohl Katholik — Sorge getragen, daß die alte Kapelle vor dem Thor, in welcher der vertriebene Straßburgische Theologe Bucer, den Sickingen in Schutz genommen hatte, die erste evangelische Predigt in deutscher Sprache gehalten hat, im baulichen Stande erhalten wird.

Das Andenken an die ewig denkwürdige Zeit der Kirchenverbesserung, an welcher auch dieser edelste aller deutschen Ritter so warmen Antheil nahm, hatte mich bey der Wanderung in den Ruinen vormaliger Macht und Größe so aufgeregt; es war mir die Kraft der deutschen Nation, in den Thaten und Worten der großen Männer der Vorzeit, in einem so starken Contrast mit der Ohnmacht und Schwäche des unterjochten Deutschlands erschienen, daß es mir bey solcher Stimmung nicht viel anders gehen mochte, als es so vielen Lobpreisern des Mittelalters gegangen ist. Sie vergessen, an welchen Gebrechen es litt, welche Rohheit und Gesetzlosigkeit von dem Faustrecht und den Gewaltthätigkeiten, welche das Ritterthum fast in ein System gebracht hatte, unzertrennlich war, und möchten, nur der einzelnen Züge der Unerschrockenheit, Biederkeit, Treue und Religiosität gedenkend, jene Zeit wieder zurückführen. Auch Franz v. Sickingen, so viel Edles und Großartiges in seiner Natur lag, stand in seinen früheren oft sehr harten und grausamen Fehdezügen, auch nur auf der Stufe seiner Zeit. Indeß war er doch mehr als ein bloß furchtbarer und ungestümer Krieger. Wenn ihn gleich sein Eifer oftmals zu weit trieb, so hatte doch Achtung für Wahrheit und Recht sehr großen Antheil daran. Darum beugte sich sein freyer Geist vor dem hohen Sinn und dem reichen Wissen Reuchlins, eines der ersten Gelehrten seiner Zeit, des Wiederherstellers griechischer und orientalischer Litera-

tur, und ward, wie Hutten von ihm sagt, die feste unerschütterliche Wand, an die sich alle Verfolgte lehnen konnten. Darum waren seine Schlösser Ebernburg und Landstuhl der Zufluchtsort aller, die um der Wahrheit willen bedrängt wurden. Darum bot er Luthern, als dieser nach Worms ging, bey sich eine sichre Freystätte an. Darum wollte er Gut und Blut daran wagen, wenn nur das deutsche Volk nicht mehr von dem Frankenkönig überlistet, und von Rom in schimpflicher Knechtschaft gehalten würde. Man erstaunt, wenn man ließt, wie der von keiner Schulgelehrsamkeit befangene Geist des Mannes, sogleich die vernünftigen Religionsbegriffe der Reformatoren in sich aufnimmt, wie bereit er ist, mitzuwirken, daß der Lehre und dem Cultus die ursprüngliche Einfachheit, letzterem, statt unverstandner Worte, die Sprache des Volks, Allen die in den Klöstern eines freyen Lebensgenusses unnatürlich entbehrten, die Freyheit zurückgegeben würde *).

Von diesen Vorstellungen durchdrungen, schrieb ich am Fuße der Burg wo er lebte und starb, die folgenden Zeilen, und sandte sie, nebst einigen am alten Gemäuer gebrochenen Blumen, meinen Kindern.

---

*) M. vergl. Beylage Nr. V.

Erhebe dich aus deiner stillen Gruft,
Und schaue von den Trümmern deiner Burg
Auf deines Deutschlands große Trümmer hin.

Beschwöre — eh er ganz von uns entweicht
Den alten Geist, der dich zu Thaten trieb,
Dich fest an Hutten band und Götz und Luther.

Erhebt euch, ihr Gewaltigen! Berührt
Mit eurem Hauch was uns noch übrig ist
Von Hermanns Stamm, dem ihr entsprossen seyd.

Ach es verschwindet sonst was ihr erkämpft,
Und untergeht der Freyheit Heiligthum,
Die deutsche Sitte mit der deutschen Kraft.

Und unsre Sprache, unser Stolz und Ruhm,
Lößt sich in Galliens Wortgeweben auf,
Und mit dem Wort verschwindet auch der Sinn.

Doch — ists zu spät — so ruh' in deiner Gruft,
Damit du nicht der Zeiten Jammer siehst,
Die Thräne nicht die meinem Aug' entfließt,

Ein Todtenopfer, welches ungesehn
Ein Pilger weint, den fern vom freyen Heerd
Der Sturm der Zeit ins Land der Knechtschaft reißt.

Courcelles den 8ten Jun.

Von Landstuhl bis Saarbrück hatten wir zwölf französische Lieux oder Stunden, und machten in dem Dorf Erbach Mittag. Zur Linken des Weges sahen wir die traurigen Ueberreste des Carlsbergs, vordem eins der schönsten Zweybrückischen Lustschlösser, ohnweit der kleinen Stadt Homburg. Wer jene Anlagen in den Zeiten vor der Revolution gekannt hat, spricht mit Entzücken davon. Itzt strecken sich öde und zerfallne Ruinen weit am Berge herab, und jede Spur des früheren fröhlichen Lebens ist verschwunden. Auch war vormals gerade das Dorf, wo wir anhielten, der Sammelplatz aller Fremden, die Carlsberg besuchen wollten. Dieß sah man auch wohl der Einrichtung des Gasthofs an. Man fand da noch einige Ueberreste von Geräthschaften für die vornehmen Gäste, wie man sie auf unsern Dörfern vergebens suchen würde. Ob wir wohl erst gegen Mittag ankamen, so bereiteten doch die Töchter des Hauses mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit und eben so viel Willigkeit eine Mahlzeit, von der uns die Hälfte genügt hätte. Das Schulhaus, das ich in der Zwischenzeit besuchte, ließ das traurigste Bild zurück. Alles — wie wüst und unwürdig! Wie schien jede Fürsorge für Unterricht und Bildung des heranwachsenden Geschlechts verschwunden!

Drey Stunden hinter Saarbrück ward in einem kleinen Flecken gefüttert. Vor dem Gasthofe stand ein leeres zweyrädriges Fuhrwerk. Von drey Seiten

las man: Service de Patache de Mayence à Paris. Man reiset in diesen Patachen, die vier bequeme Sitze haben und einige Nachtstunden in guten Quartieren bleiben, schnell und billig. Das Aeußere ist wenig einladend; das Innere fand auch Hr. v. Madeweis, für den natürlich alles, was in das öffentliche Postwesen einschlug, ein besonderes Interesse hatte, bequemer als das Aeußere versprach. Mit ihm war ich vorangegangen, und der Einladung des Conducteurs, der uns früher als unsre Wagen einholte, mit ihm bis Saarbrück zu fahren, war nicht zu widerstehen. Ist mir doch lange kein junger, so wohlgebildeter, fröhlicher Postillion vorgekommen, als dieser joviale Dominik. Trotz dem beständigen Galopp, in dem die beyden langgespannten Pferde von ihm gehalten wurden; trotz dem beständigen Abspringen von seinem in der That sehr unbequemen Sitzbrett, um ihnen zuzureden — was nach seiner Theorie weit mehr Eindruck als die Peitsche machte — unterhielt er sich, sobald er sich mit großer Behendigkeit wieder hinaufgeschwungen hatte, mit uns bald deutsch bald französisch. Was machte es ihm nicht für Noth, wenn wir bey der schnellen Bewegung und dem Geräusch der Räder nicht gleich alles verstanden, und er sein elsassisches Schaun's! womit er alle Perioden anfing, verdoppeln mußte. Und was hatte er nicht alles aus seinem Leben zu erzählen, „daß sein Vater ein geschickter Sattler sey, der außer ihm noch zwey Söhne habe; wie sie alle drey bey der

Conscription verspielt hätten (so nennt man es, wenn jemanden das Loos trifft) wie der Vater sie aber dennoch losgekauft; wie ihn der Eigenthümer der Patache, wegen seiner Virtuosität im Fahren in Dienst genommen, aber noch nichts dafür bezahlt habe. Solchen Herren wie wir möchte er dienen, durch die ganze Welt wollte er mit uns gehen; es sey ja so viel zu sehen in der Welt. Aber immer von Maynz nach Paris, und von Paris nach Maynz, das würde man so müde." — Da begegnete uns denn auch kein Gegenstand, über den er nicht seine Bemerkungen gemacht hätte — bald voll lustiger Fröhlichkeit, bald auch wohl ernst und besonnen. So führte der Weg vor einer Eisenhütte vorbey. Der unlängst verstorbene Eigenthümer hatte sich in seinem Garten begraben lassen. Das war unserm Dominik gar nicht recht. „Warum denn nicht auf einem Kirchhof? Das sey doch ein christlich Begräbniß. Ein guter katholischer Christ müsse auch im Tode seinem Glauben treu bleiben." So ging es fort, bis wir in Saarbrück ankamen. — Der originelle junge Mensch, in dem eine gewisse Bildung, daneben eine gute unverdorbene Natur, besonders aber das, was man die Fülle des Herzens nennen möchte, aus jedem Wort sprach, hat uns ein Paar so angenehme Stunden gemacht, und durch seine nicht zu erschöpfende Redseligkeit, bey dem Sinn der sich darin kund that so wenig ermüdet, daß er es wohl verdiente auch hier genannt zu werden.

Nur

Nur mit der größten Mühe konnten wir ihm das kleine Geschenke aufdringen, das er schon als ein so wackerer Fuhrmann verdient hatte. Denn es wurden dadurch ein Paar — mir besonders sehr erfreuliche — Abendstunden gewonnen.

Saarbrück — in früheren Zeiten die Residenz Nassau-Usingischer Fürsten, seit der Revolution unter französischer, seit dem Pariser Frieden unter preußischer Herrschaft im Regierungsbezirk von Trier — liegt höchst anmuthig an dem Fluß von dem es den Namen hat. Von Maynz her kommt man erst nach St. Johann, das eine kleine Stadt für sich bildet, jedoch durch die Saarbrücke schon längst mit dem Hauptort eng verbunden ist. Es empfing uns diesseits derselben das sehr wohleingerichtete Gasthaus des Herrn Frimont, eines wie alles ankündigte, sehr wohlhabenden Mannes, der uns gleich beym Eintritt mit seinem ganzen Hauswesen, dem Emporkommen seiner Branntweinbrennerey aus Kartoffeln, dann aber auch mit dem traurigen Zustande der Stadt, die einst so blühend und glücklich war, bekannt machte. Das von schönen Anlagen umringte Schloß bildete itzt, vom Fürstenhaß zerstört, nur noch eine große Ruine. An Häusern im edlen Styl erbaut fehlte es nicht; nur war das rege Leben, das der Handel, besonders mit Stahl- und Eisenwaaren, vormals herbeyführte, verschwunden. Doch begegneten uns, als wir einen Gang durch die Straßen

machten, viel schöne, besonders weibliche Gestalten, überhaupt eine Menge gutgekleideter und wohlgebildeter Menschen, die von dem sonntäglichen Spaziergang heimkehrten. In einen höchst traurigen Contrast mit der gesunden blühenden Jugend, trat ein Corps eben aus Frankreich angekommener, auf dem Schloßplatz aufgestellter Conscribirten; bleiche, hagre Gesichter, erschöpft von Eilmärschen in der Hitze des Tages. Auch war man genöthigt, sie größtentheils auf Wagen weiter zu schaffen.

Um auch hier etwas von dem Zustande des Schul- und Kirchenwesens zu erfahren, suchte ich den ersten Geistlichen des Orts auf. Man öffnet mir die Thür und führt mich unangemeldet in das Wohnzimmer. Ich finde die Familie bey der Abendmahlzeit. — Patriarchalisch sitzt der ehrwürdige Hausvater unter seinen Kindern, einem jungen Arzt, zwey blühenden Töchtern, einem jüngeren Sohn, mehreren Verwandten des Hauses. Ich fürchtete zu stören. Doch ohne alle drückende Umständlichkeit, heißt der siebzigjährige Mann mich Platz nehmen, läßt mir vorlegen und zum Willkommen das Glas füllen. Er frägt nicht wer ich sey, woher ich komme, gerade wie es Brauch war in jener homerischen Zeit, wo auch, wenn erst der angekommene Gast

genug der Speis' und des Trankes genossen,

der greise Nestor anhebt:

Nun geziemt es ja wohl zu erkundigen und zu erforschen,
Wer die Fremdlinge sind nachdem sie der Kost sich gesättigt.

Meine Lage erweckte bald allgemeine Theilnahme. Persönliches Interesse vermehrte sie. Der geistliche Inspector Röchling war vier Jahre Lehrer am Hallischen Waisenhause gewesen. Mein Oheim, der damalige Aufseher des Pädagogiums, hatte ihm an dieser Anstalt vor funfzig Jahren eine Lehrerstelle angetragen. Der ältere Sohn hatte anfangs Theologie und Pädagogik getrieben, ich war ihm durch meine Schriften nicht fremd.

Da mehrere Glieder der Familie in Pont-a-Mousson, dem Ort unsrer Bestimmung, sehr bekannt waren, so bekam ich durch sie im Voraus manche erfreuliche Nachricht über die Stadt und ihre Bewohner. Auch empfehlende Briefe schrieb man auf der Stelle, die mir sehr nützlich geworden sind. Als ich nach der neuen Organisation der Schulen fragte, zuckte man die Achseln. „Man muß sich fügen — sagte der Patriarch. — Vordem war das Hallische Waisenhaus wegen seiner strengen Disciplin und der Einschränkung der Schüler fast berüchtigt. Man muß aber die französischen Schulen kennen, um zu wissen, was Strenge und Einschränkung ist.“

Der längst vollendete Hausvater kann meinen Dank für so gastliche Aufnahme nicht mehr hören. Den — wie ich hoffe glücklichen — Kreis seiner Hinterbliebenen, wird er vielleicht erreichen.

Der vierte Tag seit wir Maynz verlassen hatten, führte uns bis Courcelles. In der ersten Lothringischen Stadt St. Avold, wo wir Mittag machten, sprach man im Gasthause schon deutsch und französisch. Hier, in dem kleinen Dorf wo im Posthause übernachtet wird, hört man nur das Letztere. Ein junger Pfarrer aus Metz, der Sohn des Wirths, versah eben die Geschäfte des abwesenden Pfarrers. Er war während der Revolution ausgewandert, und seine lebhaften Beschreibungen so vieler Schreckensscenen, die vor ihm vorübergegangen waren, haben uns den Abend verkürzt. Man ward hier schon gewahr, was sich hernach oft bestätigte, wie sehr das Andenken an jene furchtbare Zeit überall den Druck der Gegenwart mildert.

Metz.

Den 10. Jun.

Erst eine Stunde vor der Stadt fing die Gegend an durch die Weinberge, und besonders die großen Pflanzschulen für Obstbäume, die zum Theil noch in voller Blüthe standen, anziehend zu werden. Die Stadt hat beynah dreytausend Feuerstellen, trägt aber überall den Charakter des Alterthums an sich. Viel enge Straßen, zwar lauter massive, aber meist antike Häuser; jedoch viel Leben und Treiben auf den Straßen und Plätzen.

Der vierte Tag seit wir Maynz verlassen hatten, führte uns bis Courcelles. In der ersten Lothringischen Stadt St. Avold, wo wir Mittag machten, sprach man im Gasthause schon deutsch und französisch. Hier, in dem kleinen Dorf wo im Posthause übernachtet wird, hört man nur das Letztere. Ein junger Pfarrer aus Metz, der Sohn des Wirths, versah eben die Geschäfte des abwesenden Pfarrers. Er war während der Revolution ausgewandert, und seine lebhaften Beschreibungen so vieler Schreckensscenen, die vor ihm vorübergegangen waren, haben uns den Abend verkürzt. Man ward hier schon gewahr, was sich hernach oft bestätigte, wie sehr das Andenken an jene furchtbare Zeit überall den Druck der Gegenwart mildert.

Metz.

Den 10. Jun.

Erst eine Stunde vor der Stadt fing die Gegend an durch die Weinberge, und besonders die großen Pflanzschulen für Obstbäume, die zum Theil noch in voller Blüthe standen, anziehend zu werden. Die Stadt hat beynah dreytausend Feuerstellen, trägt aber überall den Charakter des Alterthums an sich. Viel enge Straßen, zwar lauter massive, aber meist antike Häuser; jedoch viel Leben und Treiben auf den Straßen und Plätzen.

Wir kamen schon gegen Mittag an. Unser erster Besuch bey dem Commandanten der Stadt, General Rousseau, befreyte uns von der Begleitung unsers Gendarmen. Er willigte gleich ein, uns auf unser Ehrenwort nach dem Ort unsrer Bestimmung allein reisen zu lassen. Man hatte uns in Maynz in unsrer Marschroute sämmtlich als Officiers prussiens mit Kapitainsrang bezeichnet. Wir würden, hätte man uns nur auch die üblichen Diäten zugestanden, dadurch wenigstens einige Erleichterung der Unkosten gefunden haben. Als wir darauf antrugen, verwieß er uns an den commandirenden General Gillaud in Nancy, in dessen Departement wir kommen würden. Doch ist jeder Versuch dieser Art vergeblich gewesen.

Eine so alte und in vielem Betracht so merkwürdige Stadt, verdiente es wohl, daß wir dem Tage der Ankunft, noch einen Tag zulegten.

Die schon den Römern wohlbekannte und verbündete Metis, oder das Diviodurum des Tacitus, war unter der Herrschaft der Franken, als sich bekanntlich nach Chlodwigs Tode das Reich in Ost- und Westfranken theilte, die Hauptstadt Austrasiens; sie war unter Carls des Großen Urenkel Ludwig, zu einer freyen Reichsstadt erhoben, und im westphälischen Friedensjahr (1648) zugleich mit Toul und Verdun unter französische Herrschaft gekommen. Die Ueberreste des alten königlichen Pallastes, erinnern an jene blutigen Zeiten der Merowinger, die von hieraus

herrschten, und deren Regierungsgeschichte ein so trauriges Gemählde von Laster und Tyranney, unerhörter Grausamkeit und wilder Rachgier aufstellt, die forterbend, wie in dem Hause des Atreus und Thyest, immer neue Unthaten erzeugt, und selbst Fürstinnen, wie die schrecklich untergegangene Brunhilde, und ihre unversöhnliche Feindin Fredegunde, die von der Natur durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichnet waren, in Furien der Hölle verwandelt hatte. Das reiche historische Wissen unsers wieder heiter gewordenen Freundes Herr v. Wedell, kam bey solchen Gelegenheiten immer dem Gedächtniß trefflich zu statten, und wo wir ungewiß blieben, gab auch die Handbibliothek, die er bey sich führte, sichre Auskunft.

In das Lyceum führte mich der Buchhändler Herr Collignon, eben der, welchen ich späterhin oft in Cassel als Inhaber der Königl. Druckerey wiedersah. Ich ward zwar weit bekannter mit dem Innern als in Maynz, verspare aber auch die hier gemachten Bemerkungen dem späteren Abschnitt über das Schulwesen.

Die Kathedralkirche ist ein ausgezeichnetes gothisches Gebäude, das man jedoch durch den Anbau eines Portals im neueren Geschmack mehr entstellt als verschönert hat. Sie war, wie dieß bey den größeren katholischen Kirchen gewöhnlich ist, den ganzen Tag offen. Auf vier und dreyßig runden Säulen, zwischen denen zwey Fensterreihen, zum Theil mit Glasmahlerey geziert, ein herrliches Licht verbreiten, ruht

das Gewölbe. Das außerordentlich große Fenster an der Façade, möchte ich mit dem, was ich in Oxford im Neuen Collegium sah, vergleichen*). Ich trat mehrmals im Vorbeygehen in den hohen Dom ein, fand mich aber immer allein. Nur hier und da knieten vor den Altären, vom Alter gedrückte zerlumpte Männer und Frauen in unbeweglicher Stellung. Einmal war jedoch eine große Menge, besonders weiblichen Geschlechts um die Kanzel versammelt. Es mochten leicht Tausend seyn, die sich aber, in einen kleinen Raum vor dem hohen Chor zusammengedrängt, in dem großen Ganzen des Doms verloren. Es war ein fremder Prediger angekommen — Herr Mazure — wenn ich recht gehört habe. Man glaubte vor einer Bühne zu stehen, so sehr begleitete seine Rede das Gebehrdenspiel eines Begeisterten. Ueber den Geist seiner Rede wage ich kein Urtheil, da bey der Entfernung, in dem Gedräng und dem Widerhall der Fußtritte der Abundzugehenden, mir bloß einzelne Worte vernehmlich waren. Ein alter Geistlicher, der nebst andern auf dem hohen Chor stand, nickte dem Redner unaufhörlich Beyfall zu. Diese Lebhaftigkeit im Ausdruck der Gefühle verläßt in Frankreich auch das Alter nicht. Auch schienen bey Vielen die um mich herumstanden, schon die Töne selbst unverstandner Worte ihre Wirkung nicht zu verfehlen, wie man dieß auch oft genug in unsern Kirchen gewahr werden kann. Man sagte mir hernach, daß es nichts ungewöhnliches sey, daß

*) S. 2ter Th S. 277.

talentvolle Redner von Zeit zu Zeit umherreisten, auch wohl für feyerliche Zeiten und Gelegenheiten verschrieben würden.

Metz hat einen großen Gerichtshof für Civil- und Criminalsachen. Dadurch bekam ich zum ersten Mal Gelegenheit, einer öffentlichen Verhandlung nach französischer Verfassung beyzuwohnen. Wäre nur der Gegenstand anziehender gewesen. Er betraf bloß die Ansprüche einer reichen Frau an ein Gut, das man ihr streitig machte. Ihr Anwald las seine Klagschrift (plaidoyer) ab. Der Gegner sprach frey und mit großer Lebendigkeit. Wie man auch über diese Oeffentlichkeit der Gerichtspflege denken mag — einverstanden wird man wenigstens darüber seyn, daß sie das Talent der Rede im hohen Grade bildet. Selbst in der kurzen westphälischen Periode ist dieß nicht zu verkennen gewesen. Hier ward es jedoch dem Ohr sehr schwer, dem Gange der Verhandlungen zu folgen, besonders den zuweilen sich mit leiser Stimme einmischenden Präsidenten zu verstehen. Um so mehr ward das Auge durch die äußere Form des Gerichts beschäftigt, die uns Nordländern fast nur vom Theater her bekannt war; — Präsident und Richter auf erhöhten Sitzen an der Hauptwand des Zimmers; unter ihnen innerhalb der Schranken der Procureur, Greffier und Huissier; vor den Schranken im Halbcirkel drey Reihen von Bänken, welche die Advocaten einnehmen, das ganze Personal jung und alt, in schwarze Chorröcke gekleidet, den

Kopf in große Perücken gehüllt, oder in der Form von Allongenperücken frisirt, wobey die Haarkräusler den Puder so wenig gespart hatten, daß bey jeder Bewegung des Kopfes Rücken und Ermel reichlich bestreut wurden. Dieses feste Beharren bey Brauch und Sitte der älteren Zeit, doppelt befremdend bey einer Nation, von der von jeher der stete Wechsel der Moden ausgegangen ist, veranlaßte unter uns einen lebhaften Streit, ob das feyerliche Kostum, wie einige behaupteten, andre leugneten, den Eindruck von der Würde eines Gerichts, das oft Leben und Tod in seiner Hand habe, erhöhe, oder als pedantische Anhänglichkeit an das Alte mehr Anlaß zum Spott gebe, wie ja wohl selbst bey alterthümlichen geistlichen Ornaten der Fall sey. Mir schien diese Befürchtung nur von dem Ungewohnten auszugehen. Eher wollte ich zugeben, daß die Gewohnheit auch gegen das Feyerlichste bald gleichgültig mache. Gewiß bleibt, daß bey öffentlichen Handlungen die Persönlichkeit und der Ernst in Rede und Benehmen immer den meisten Antheil an dem Eindruck hat, und wo Beydes fehlt, weder durch Chorrock noch Kragen ersetzt werden kann. Doch ist eben so wenig zu leugnen, daß mit dem Verschwinden aller auch äußerlich würdiger Umgebungen und Formen, bey dem, was seiner Natur nach feyerlich ist, wie jeder Gerichtshof und jeder Religionsact, wenigstens bey einem großen Theil der Menschen, die sinnlicher Anregungen nicht entbehren können, Achtung und Scheu allmählig verschwinde.

Ich kann Metz nicht ohne die Bemerkung verlassen, daß für uns hier zuerst der so auffallende Unterschied der südlichen Bewirthung, von der wir von nun an täglich Erfahrungen machten, stärker hervortrat. Wenn wir die, in unsern nördlichen Städten und Badeorten oft so sparsam und dürftig besetzten und doch so theuern Gasttafeln, mit dem verglichen, was uns hier geboten ward, so wird der verhältnißmäßig so geringe Preis, wonach man zwölf Gerichte nebst einer Burgunderflasche guten Tischweins, mit drey Franken bezahlte, nur aus der so viel größeren Wohlfeilheit und der Fülle der Erzeugnisse begreiflich, womit die Natur den Schooß dieses glücklichen Bodens gesegnet hat. Wer zum ersten Mal eine französische Speisekarte, die schon hier, wie viel mehr noch in Paris, eine auch wohl zwey Folioseiten füllt, in die Hand nimmt, kann in der That über dem Lesen und Wählen das Essen leicht versäumen. Ich habe Gäste Viertelstunden damit zubringen sehen, zumal deutsche, denen die vielen Kunstnamen — die ein eignes Studium erfordern — ganz unverständlich waren. Oft wählten sie am Ende auf gut Glück, und häufig durch den Namen getäuscht, was ihren Gaumen gerade am wenigsten ansprach.

Der Aquäduct bey Metz.

Der Weg nach Pont-a-Mousson zeichnet sich durch eine Merkwürdigkeit aus, die von jenen bewunderungswürdigen Werken römischer Baukunst, von welchen selbst die größten Architekten Griechenlands keine Ahndung gehabt hatten, auch solchen Reisenden eine ziemlich deutliche Idee geben kann, die nicht so glücklich waren, die besser erhaltenen Aquäducte in und um Rom zu sehen. Da ich mich selbst in diesem Fall befand, so verließ ich Metz, wo ich darauf aufmerksam gemacht war, mit der gespanntesten Erwartung, erblickte auch bald in der Ferne die Ueberreste, und war kaum zwey Stunden gefahren, als der Wagen unter einem noch vollständigen Bogen still hielt. Die Kunststraße führt gerade durch das Dorf, wo die meisten Ruinen übrig sind, und das eben davon den Namen Jouy aux arches bekommen hat.

Es sind nicht bloß römische Schriftsteller, welche von jenen Aquäducten oder Wasserleitungen, als Denkmalen der Größe ihrer Nation reden, und sie in Betracht ihrer Nützlichkeit, den gepriesensten Wundern der Vorzeit, den Pyramiden Aegyptens, den Prachtgebäuden Thebens und Athens, an die Seite stellen. Auch die Kenner der Baukunst aller späteren Jahrhunderte stimmen ihnen bey *).

*) „Wenn man — sagt unter andern Plinius in der Hist. Nat. XXXVI, 15, wo er von den römischen Wasserleitun-

Um Rom, späterhin auch andre große Städte in den Provinzen, mit dem unentbehrlichsten aller Bedürfnisse zu versehen, unternahm man es, den Wasserreichthum oft meilenweit entlegener Quellen zu benutzen, Berge zu durchgraben, Thäler auszufüllen, und auf hohen Bogen das Wasser großen Behältern zuzuführen. Eine solche Quelle fand man, als noch die Römer diesen Theil Galliens inne hatten, in dieser Gegend in dem Dorfe Gorze. Man leitete sie zuerst in hoch aufgemauerte sehr geräumige unterirdische Kanäle, dann über die Mosel in den über hohe Bogen gelegten steinernen Gerinnen bis in die Stadt, nicht nur um den Einwohnern das Nothwendige zuzuführen, sondern sie selbst durch das beliebte Schauspiel von Naumachieen oder Seegefechten auf ungeheuren Kunstbassins zu belustigen. In Jouis zählt man allein noch 17 Bogen, von welchen der an 57 Fuß hohe, durch welchen

---

gen redet — jene Fülle der Wasser mit Aufmerksamkeit betrachtet, die zum öffentlichen Nutzen in die Bäder, Bassins, Wohngebäude, Kanäle, Gärten, Lusthäuser und Landsitze gebracht werden, wenn man jene durch weite Straßen fortgeführte Bogen, jene durchgrabenen Berge, jene ausgefüllten Thäler erblickt, so muß man gestehen, daß auf dem ganzen Erdboden nichts gleich bewundernswürdiges gefunden wird." Man vergleiche damit unter den späteren Schriftstellern Fabretti de Aquis et Aquaeductibus Vett. Romanorum; unter den neuesten C. L. Stieglitz Archäologie oder Baukunst der Griechen und Römer 2. Th. 1. Abth. S. 79. und Hirt Geschichte der Baukunst bey den Alten. Berlin 1821.

die Straße führt, einem prächtigen Portal gleicht. In der Ferne, bis auf die Anhöhe hin wo der Quell entsprang, erblickt man noch einzelne Pfeiler, auf welchen jene Bogen ruhten, über welche in den steinernen, überwölbten Kanälen, das Wasser in sanftem Abfall nach dem Hauptbehälter, oder — nach dem Kunstausdruck — dem Castell, hinströmte. Das Meiste hat freylich die Zeit zerstört, aber selbst durch das was übrig ist, bekommt man eine vollkommen deutliche Vorstellung der Anlage. Auch hat Manches den Zerstörungen der Zeit bewundernswürdig getrotzt. Das Volk nennt den kühnen Bau le pont du diable.

Welchen Aufwand von Kosten, welche Unzahl menschlicher Kräfte muß die Ausführung solcher Werke erfordert haben! Wissen wir doch aus der auf uns gekommenen Schrift Frontins *), der unter Nerva und Trajan als Curator Aquarum die Oberaufsicht über die sämmtlichen römischen Wasserleitungen führte, daß in Rom, außer den Unteraufsehern, an siebenhundert Sclaven stets in Thätigkeit waren, um sie im baulichen Stande zu erhalten und jede Stockung zu verhüten. Aber gerade durch die Tausende von Leibeigenen, auch wohl, wenn nicht gerade Krieg war, der Legionarien in den Provinzen, konnte die Ausführung sehr erleichtert und gefördert werden.

*) De Aquaeductibus Urb. Romae von Adler herausgegeben.

Ankunft in Pont-a-Mousson.

Den 10—12ten Jun.

Das nächste uns gesteckte Ziel ist erreicht, und der erste Eindruck unsres in der That recht heitern Gefängnisses, ist nicht ohne Einfluß auf unsre eigene Heiterkeit geblieben.

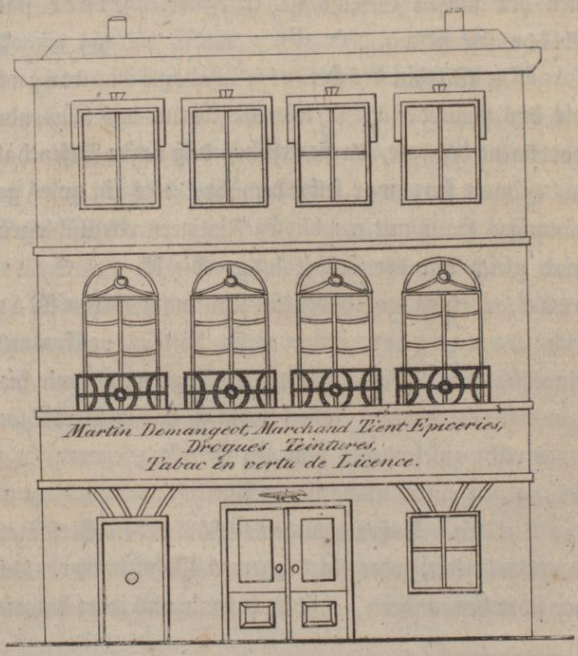
Je mehr wir uns dem Ort näherten, desto mehr gewann die Gegend an Reiz und Anmuth. Der Frühling schien auf die Wiesen und Triften, welche die beyden Ufer der Mosel umgeben, das ganze Füllhorn seiner Blumen ausgeleert zu haben. Am Fuße eines hohen Berges lag die Stadt. Viele weiße Gebäude gaben ihr schon von fern ein freundliches Ansehen. Im Hôtel Imperial, einem der größeren Gasthöfe, stiegen wir ab.

Als wir uns den Morgen nach unsrer Ankunft auf dem Stadthause meldeten, waren wir dem Maire des Orts, Herrn Nicolas, eine unerwartete Erscheinung. Die Benachrichtigung von Maynz traf erst später ein, da man kürzere Tagereisen vorausgesetzt hatte. Höflich genug war der Mann, aber sichtbar ängstlich. „Unannehmlichkeiten werde er uns auf alle Weise ersparen. Aber er sey doch nur das Werkzeug einer höheren Gewalt. Es werde nothwendig seyn, daß wir uns täglich auf dem Stadthause meldeten.“ Die Aengstlichkeit schien zuzunehmen, als Tags darauf officielle Nachrichten von dem Commandanten von Nancy eingegangen waren. Wir wurden darin

als Staatsgefangene bezeichnet, „die angeklagt wären, Einverständnisse mit dem Könige von Preußen unterhalten, und die Einwohner von Halle gegen die Franzosen erbittert zu haben," daher seiner besondern Surveillance empfohlen. Der Eindruck dieser Mittheilung konnte nicht angenehm seyn. Herr Nicolas gab sich indeß Mühe uns zu beruhigen. „Angeklagt sey noch nicht überwiesen. Man bediene sich oft solcher Redensarten, um die wahre Ursache zu verbergen. Wir würden hier ganz ruhig leben, vielleicht selbst kleine Reisen machen können." Das tägliche Erscheinen der ganzen Gesellschaft erließ er. Einer statt Aller sey genug.

Die Wirthin des Hotels, Madame Montagne, die das Hauswesen, so wie ihr Mann das Küchendepartement besorgte, da sie erfuhr, daß unser Aufenthalt unbestimmt sey, war selbst bemüht, uns ein gutes geräumiges Haus mit meublirten Zimmern vorzuschlagen, auch gleich mit der Empfehlung, die ich aus Saarbrück an einen wohlhabenden Kaufmann Herrn Martin Demangeot mitgebracht hatte, vollkommen einverstanden. Schon am dritten Tage waren wir hier häuslich eingerichtet. Wir bewohnen das mittlere Stock eines recht ansehnlichen nah am Markt gelegenen Hauses, gegen einen monatlichen Miethszins von zwanzig Thalern. Außer dem gemeinschaftlichen Versammlungssaal, hat Jeder ein bequemes Wohnzimmer. Keiner stört den andern, und doch kann uns jeder Augen-

blick vereinigen. Herr Landrath von Wedell ist mein Stubennachbar; schon ist seine Bibliothek aufgestellt, so wie in einem kleineren zierlichen Kabinet, mit einer schönen Aussicht, mein Arbeitstisch eingerichtet. In dem unteren Stockwerk ist die Materialhandlung des Eigenthümers. In dem Hotel des Herrn Montagne essen wir. Die übrigen Bedürfnisse am Morgen und Abend werden durch die beyden Domestiken, die uns begleitet haben, sehr pünctlich beschafft. Auf so viel Gemächlichkeiten hatte keiner von uns gerechnet.



Pont-a-Mousson.

Meine Studien — wenn ich es so nennen darf — fing ich in den mir so unerwartet gewordenen Feyerstunden mit dem Ort selbst an, an welchen sich, wie ich vorher sah, in der Folge so manche Erinnerungen knüpfen würden. Je glücklicher er für unsre Lage gewählt war, um so billiger war es, ihn auch topographisch und historisch genauer kennen zu lernen. Nur das Wesentlichste, was ich aus Gesprächen und Schriften gesammelt habe, kann hier eine Stelle finden. Dom Calmets großes Werk über Lothringen, das immer auf dem Tisch meines Nachbars lag, wird jedem, der mehr zu wissen begehrt, die beste Auskunft geben *).

Die Stadt gehörte von jeher zu Lothringen. Ihre Geschichte geht, jedoch unsicher, in sehr frühe Jahrhunderte zurück. Fest steht, daß Thiebaut Graf von Bar, den westlichen Theil anlegte. Ihm gehörte das Schloß auf dem hohen Berge, auf welchem in älterer Zeit, als noch Römer diesen Theil von Gallien inne hatten, ein Tempel Jupiters stand, von dem er, wie man ziemlich einstimmig meint, den Namen Mons Jovis, aber allmählig — durch verdorbene Aussprache — Mousson, bekommen hat. Eine wohlerhaltene steinerne Brücke, verbindet die durch die Mosel getrennte Alt- und Neustadt. Daher der Name der Stadt

*) Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine p. Dom Calmet. à Nancy. 1728. Drey starke Foliobände m. K.

Pont-à-Mousson, in alten Urkunden Mussipontium.

Unter Kaiser Karl IV. ward sie zur Reichsstadt erhoben und mit großen Vorrechten versehen, auch seit dem Jahr 1572 der Sitz einer Universität, welche zu den besuchtesten hohen Schulen gehörte, und oft an drey- bis vierhundert Rechtsbeflissene, auch sehr viele junge Mediciner zählte. Fast zweyhundert Jahre nach ihrer Stiftung, traf sie dasselbe Schicksal, was in unsern Zeiten so viele Hochschulen, auch unser Halle, getroffen hat. Unerwartet ward sie im Jahr 1768, gleichzeitig mit dem Fall des Jesuiterordens, in deren großen Collegienhäusern ihr Hauptsitz war, aufgehoben. Eine neue Hochschule entstand seitdem in dem benachbarten prächtigen Nancy, gerade wie in der preußischen Königsstadt, als man Halle für immer verloren gegeben hatte. Eine große Militairschule trat im Jahr 1776, während der Revolution aber ein Lyceum an ihre Stelle, das hernach in eine Schule des zweyten Ranges verwandelt ist. So haben, was zwey Jahrhunderte fest stand, wenige Decennien drey Mal umgestaltet.

Neben der Universität vereinigte die Stadt noch zwölf andre, zum Theil sehr reich ausgestattete geistliche Stiftungen in sich, Abteyen, Seminarien, Mönchs- und Nonnenklöster der verschiedensten Orden. Seit der Revolution sind sie alle — viele ohne Spur — verschwunden. In zweyen fabricirt man itzt Runkelrübenzucker, wo man sonst müßig ging und Horas sang.

Schon hieraus wird begreiflich, daß die Stadt in früheren Zeiten sehr blühend, wohlhabend und volkreich war. Itzt ist sie, nach dem Versiegen so vieler Erwerbsquellen, der Zerstörung und Beraubung alles kirchlichen Eigenthums, bey einer Bevölkerung von höchstens siebentausend Seelen, nur in den Rang einer kleinen Districtsstadt zurückgetreten.

Die Stadtangelegenheiten verwaltet der Maire und seine Adjuncten; die Rechtspflege ein Friedensrichter, — beydes auf dem Stadthause, einem sehr ansehnlichen Gebäude am Markt, in dem auch eine recht brauchbare Handbibliothek nicht vermißt wird.

Schön ist Pont-a-Mousson nicht, doch nicht ohne einzelne recht gute, durchaus massive, zum Theil sehr geräumige Häuser. Groß und stattlich ist der Marktplatz. Ein an die Häuser sich anlehnender steinerner Bogengang umgiebt ihn. Diese Arcaden gewähren in jeder Jahreszeit einen bedeckten und bequemen Spatziergang.

Hinsichts der Lage darf sich die Stadt mit weit prächtigeren Städten messen. Kein Wunder daher, daß gerade hier die Klösterstifter, die immer so gut zu wählen verstanden, sich ansiedelten, und daß auch itzt noch Familien, die der Welt müde, oder für ein stilles Leben gestimmt sind, hier, wo sich angenehm und wohlfeil leben läßt, was sie von ihrem Vermögen gerettet haben, verzehren. Solcher Familien fanden wir mehrere, unter andern die Eltern des Marschall Du Roc,

Aber sie lebten zurückgezogen, und man sah sie selbst auf Spatziergängen nur selten.

Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Kaufleuten, Fabrikherrn und Arbeitern, Handwerkern und Weingärtnern. Der Studirten giebt es wenige — der Gelehrten noch weniger. Kleine Bücherladen findet man zwar hier, aber sie beschränken sich größtentheils auf Schulbücher und Erbauungsschriften. Doch trifft man zuweilen auch größere Werke an, die der Zufall, wie etwa bey unsern Antiquaren, zusammenwürfelt. Den Verkauf und die Buchhaltung betreiben, wie dieß auch in weit größern Städten, selbst in Paris der Fall ist, die Frauen. Madame Mangeot, unsre ziemlich nahe Nachbarin, handelt mit Büchern und Nanquin. Bedeutende Werke, besonders geschichtliche, weiß sie doch auch in gutem Preise zu halten, indeß andre spottwohlfeil sind. Sie hat es gar gern, wenn man sich mit ihr unterhält, und ich bin gutmüthig genug, zuweilen bey ihren langen und breiten Gesprächen zu digeriren. Aber unser Freund Wedell, ein großer Bücherfreund und Kenner, wundert sich darüber. Er hat sie längst wegen des Unbedeutenden ihrer Waare aufgegeben, und sich freylich ganz andre Schätze bey Herrn Collignon aus Metz zu verschaffen gewußt, gegen die wir jedoch als Reisegepäck schon feyerlich protestirt haben.

Von dem inneren Familienleben werden wir wenig gewahr. Man sagt uns, es sey fast allgemein still, frugal und auf sich selbst zurückgezogen. Die

rechte Lebenslust und Freude ist mit der Revolution verschwunden. Viele itzt ganz ruhig und harmlos umhergehende Leute, waren selbst — wie man uns sagte — wüthende Republikaner. Auch zeigen sich noch genug Spuren der zerstörenden Volkswuth, die nichts, was der Vorzeit heilig war, geschont hat. Das junge Volk ergreift doch zuweilen eine Anwandlung von Freude. Dann erhebt sich ein lärmendes Geschrey auf dem Marktplatz, und sie erlustigen sich bey muntern Tänzen.

Uns zog nichts so sehr an als die über allen Ausdruck schöne Natur, welche uns von allen Seiten umgab. Ich möchte mahlen können wie Claude Lorrain, oder beschreiben wie Walter Scott und Friederike Brun, um das liebliche Gemählde dieser Landschaft meinen Lesern lebendig darzustellen. Rings um die Stadt ziehen sich schattende Gewölbe hoher Linden und Buchen. Neben fruchtbaren in der üppigsten Vegetation stehenden Ebenen, Angern und Viehweiden, erheben sich höchst mahlerisch die sorgfältig angebauten Terrassen hoher Weinberge. Von einer großen Zahl von Dörfern — in der Nähe oft armselig — scheint aus der Ferne das weiße Gewand der Kirchen, Pachthöfe und selbst der niedrigsten Hütten gefällig herüber. Und wie wird dieß alles gehoben, wenn es die Morgen- oder Abendsonne beleuchtet, oder im Mondenlicht, zumal wenn die volle Scheibe sich in den stillen Fluthen der Mosel spiegelt.

Dann athmete der Busen freyer,
Im Schooß der tröstenden Natur.

Erinnerungen aus meinem Leben in Pont-a-Mousson.

Man würde vergebens unter dieser Aufschrift eine Reihe von Begebenheiten oder Erfahrungen erwarten, die des besondern Aufbewahrens werth gewesen wären. Ein so kleiner stiller Ort konnte dazu wenig Anlaß geben, und in das äußere Leben vom Amt und Beruf getrennter Personen, mußte gar bald eine Einförmigkeit kommen, die nur denen keine Langeweile machte, die sich auch ohne bestimmte Pflichtarbeiten zu beschäftigen, und vor allen Dingen mit sich selbst umzugehen gelernt hatten. Gerade in solchen Lagen kann aber Geist und Gemüth, auch dem was klein scheint eine Seite abgewinnen, die im täglichen Drang der Geschäfte kaum beachtet wird. In diesem Fall habe ich mich oft befunden, ja es würden die sieben Wochen meines Aufenthalts mir noch schneller verstrichen seyn, wenn die Ungewißheit über die öffentlichen Angelegenheiten, und die Sorge, welches Schicksal vielleicht dem Vaterlande und der Vaterstadt bevorstehe, nicht neben vielen heitern, schon durch die Natur genußreichen Stunden, doch auch viele andre leer, trübe und drückend gemacht hätte.

Außer dem immer offner und herzlicher werdenden Umgange mit so werthen Reisegefährten, trug zu der leichteren Ertragung nichts mehr bey, als der ununterbrochene Briefwechsel. Auch von dieser Seite

hatten wir Herrn von Madeweis sehr viel zu danken. Die Pünctlichkeit der Hallischen Postofficianten in der Absendung der Briefe, seine Bekanntschaft mit den bedeutendsten Postämtern, besonders die in Frankfurt getroffene Abrede, verschaffte uns in der Regel wöchentlich zwey Mal die Freude, Nachrichten aus der Heimath, die kaum acht bis neun Tage alt waren, zu erhalten, und wir waren nach und nach so verwöhnt, daß wenn der Briefträger eine Stunde später als gewöhnlich kam, wir schon besorgt wurden, unsre Hoffnungen getäuscht zu sehen. Die Freude ward auch meistentheils durch den Inhalt der oft recht starken Sendungen erhöht. Der Kriegsschauplatz war von Halle so entfernt, der dortige äußere Zustand wenigstens erträglich, mehr durch den Gedanken an die Zukunft als durch die Gegenwart beunruhigend, des Rathes und Beystandes war so viel, daß man selbst ruhiger ward. Daneben lag in der sich immer wiederholenden Bestätigung, wie man entbehrt, wie man ersehnt, wie man geliebt werde, ein — freylich nur bitterfüßer — Genuß. Dieß alles belebte die Gespräche und Mittheilungen bey dem Frühstück, oder in den späteren Abendstunden. Die Brieftage waren unsere Festtage.

Außer dieser Zeit behielt jeder seine eigene Lebensweise. Mein Nachbar theilte seine Zeit zwischen Lesen und Schreiben. Unser Keferstein fing an ein französisches Werk über die künstlichen Steine zu übersetzen, schrieb auch oft lange Briefe voll Lebensphiloso-

phie an würdige Söhne in denen er fortlebt. Herrn v. Madeweis war viel Bewegung Bedürfniß; Lesen und Correspondenz füllten die übrigen Stunden. Der brave Major v. Heyden, fand, wenn das Lesen seine Augen ermüdete, schon in dem lebhaften Menschenverkehr vor unserm Hause genügende Unterhaltung. Was im Wallenstein, Max Picolomini

„des Dienstes immer gleichgestellte Uhr"

nennt, hatte auch ihn, wie viele seines Standes, unempfindlicher gegen die Langeweile gemacht.

Ich hatte die Muße zu mancher literarischen Arbeit benutzen wollen; aber die unerwartete Gelegenheit, neue oder mir unbekannte ältere Schriften zu lesen, ließ wenig zu Stande kommen. Doch wurden einige Beyträge für den Biographen, namentlich das Leben der unglücklichen Lamballe nach Halle gesandt. Daneben war die schöne Umgebung so einladend, daß, wenn nach den sehr heißen Tagen der Abend herankam, fast keiner der Versuchung widerstehen konnte, in den schattigen Alleen oder an den Ufern der Mosel, sich des südlichen Himmels zu freuen, den hier, wie uns bedünken wollte, und auch andre Reisende bezeugten, eine ganz eigenthümliche Bläue, gleich dem schönsten Azur, schmückte. So trafen wir oft, wenn auch verschiedene Wege eingeschlagen waren, unerwartet zusammen. Nach solchen Wanderungen, war dann der Genuß der köstlichen Erdbeeren, welche in unendlicher Fülle täglich zum Kauf angeboten wurden, mit dem leichten Weine oder

der aromatischen Milch gemischt, höchst erquickend, und wir konnten uns oft nichts schöneres denken, als wenn unsere Freunde und Kinder ihn mit uns theilen könnten. Denn dahin wendete sich doch immer der Blick.

Bekanntschaften zu suchen fühlten wir uns besonders anfangs wenig gestimmt; uns aber kam Niemand entgegen. Wir waren einmal verdächtige Personen, und so mochte bey der wohl bekannten Aufmerksamkeit einer durch ganz Frankreich verbreiteten geheimen Polizey, selbst denen, die im Herzen damit unzufrieden waren, eine nahe Berührung gefährlich scheinen, auch wohl manchem eifrigen Katholiken, deren es hier viele gab, in der Nähe fünf deutscher Protestanten unheimlich zu Muthe seyn. Ueber uns ward gewiß viel mehr als mit uns gesprochen. Wir hießen in der ganzen Stadt Messieurs les Cinq — und oft hörten wir im Vorbeygehen, wie auf uns hinweisend einer dem andern sagte: Voilà un des Cinq! Nach und nach knüpften sich indeß doch Verbindungen an, und wir mußten bey einigen bedauern, daß es erst so spät geschah.

Menschen genug sahen wir, besonders in unserm Speisehause, da alles, was von Maynz über Metz nach Paris reiste, oder aus der Hauptstadt kam, hier durchging, doch gewöhnlich bey dem raschen Gang der Diligencen nur kurz verweilte. In das Eßzimmer trat man unmittelbar von der Straße. Man bewirthete hier alles was ankam, Vornehme und

Geringe, an verschiedenen Tischen. Der unsrige, der sich, wenn anständige Gäste eintrafen, zuweilen verlängerte, stand nah am Fenster, und nichts entging uns, was in der Mittagsstunde vorüber kam. Da wir für das tägliche Diner von zwölf Gerichten, die in drey Gängen aufgesetzt wurden, nebst dem Wein so viel jeder begehrte, nur 50 Sous (16 Gr. 4 Pf.) bezahlten, so hörten wir bald auf uns zu wundern, wenn wir ärmere Reisende, für eine Bezahlung, die bey uns kaum zu der nothdürftigsten Sättigung hingereicht haben würde, mit zwey bis drey Schüsseln bedient sahen. Wir selbst hätten gern einfacher gelebt. Aber man versicherte uns, so bringe es nun einmal für Gäste wie wir die Ordnung des Hauses mit sich, und es stehe uns ja völlig frey, zwischen den Gerichten zu wählen. Darauf war auch gewiß gerechnet. Die in die Küche getragenen Ueberreste unsres Tisches, machten bald wieder den zweyten und dritten Kreislauf über die andern Tafeln, selbst den Tisch der Familie Montagne nicht ausgenommen, die sich gewöhnlich erst setzte, wenn wir bald geendet hatten.

Die ganze zuweilen sehr zahlreiche, oft in einer Stunde sich mehrmals verändernde Gesellschaft, bediente, wie dieß in Frankreich sehr häufig an den Gasttafeln der Fall ist, statt unsrer Marqueurs ein junges wohlgebildetes Hausmädchen, Fanchette Beaumont, die durch die außerordentliche Behendigkeit, nicht minder als den Anstand, mit welchem sie den Zudringlichkeiten mancher

Reisenden zu begegnen wußte, allgemeines Wohlgefallen erweckte. Sie war im Begriff das Haus zu verlassen, um aus dem doch immer gefahrvollen Leben eines so besuchten Gasthauses, in ihre Vaterstadt St. Mihiel, zu einer stillen Familie, in der sie erzogen war, zurückzukehren.

Wenn manche Durchreisende sich wenig um uns bekümmerten, so zogen wir doch oft die Neugier auf uns, und die Damen des Hauses ermangelten dann nicht sie zu befriedigen. Manche waren uns auch an unserm Tisch recht willkommen, doch am wenigsten die politisirenden. Aber es gab Vielgereiste; Andre waren durch große Lebenserfahrungen gegangen; Andre gaben manchen nützlichen Rath, wenn von der Fortsetzung unsrer Reise die Rede war. Wir fürchteten anfangs, doch ohne Grund, den Uebermuth des Militairs. Ueberhaupt ist es nur ein einziges Mal einem jungen Kaufmannsdiener eingefallen, des Unglücks unsres Vaterlandes zu spotten.— „Wir gingen vermuthlich nach Paris. Die Colonne de Rosbach sey ein unterhaltendes Stück, das wir ja nicht versäumen müßten.“ — Bekanntlich war die Wegführung der Denksäule von dem Roßbacher Schlachtfelde nach Frankreich, der Gegenstand eines kleinen Stücks für die Bühne geworden. Es war nicht nöthig auf eine Antwort zu denken. Zwey sehr verständige Officiere, warfen einen so ernsten Blick auf ihn, fingen auf der Stelle ein anderes Gespräch an, zogen ihn gleich nach der Mahlzeit bey Seite, rügten seinen Spott uns hörbar so

streng, und äußerten, als er das Zimmer verlassen hatte, nur seine Jugend könne die Indiscation entschuldigen, daß wir uns durch ein so edles Betragen weit mehr erfreut, als durch den Einfall eines jungen sonst recht gescheuten Menschen verletzt fühlten. Am Ende war der Stolz, das Andenken an jene schimpfliche Niederlage im J. 1757 durch die glorreichen Siege seiner Nation im J. 1806 ausgelöscht zu sehen, doch verzeihlicher, als der bittere Spott, den sich einst unser Landsmann Käſtner gegen einen freylich schlecht unterrichteten Franzosen erlaubte. Dieser hatte geäußert, seine Sprache besitze eine Menge sehr schöner Wörter, die der Deutsche nicht übersetzen könne. Zum Beyspiel? fragte Käſtner.— Nun Hippokrene! „Freylich, erwiederte der Epigrammatiker, alles können wir nicht übersetzen. Aber doch dieß! Wir haben ja Roßbach*).“

Fast allzu bescheiden sprach eines Tages ein andrer Tischgenoß über seine Nation, als ich ihn nach manchen wissenschaftlichen Anstalten und gelehrten Männern in Paris fragte. Nichts würden wir finden als eine profonde superficialité. Ich setzte ihm die Namen sehr tiefer Forscher, besonders auf einigen Gebieten des Wissens, die La Place, La Grange, Cuvier, Fourcroy, Sylvester de Sacy entgegen. Aber er

*) Für Leser, die des Griechischen nicht kundig sind, sey bemerkt, daß das Wort, dessen man sich bekanntlich in der deutschen Poesie eben sowohl als in der französischen bedient, aus ἵππος das Pferd oder Roß, und κρήνη der Quell eines Bachs, zusammengesetzt ist.

gefiel sich im Widerspruch, und kam immer auf die tiefe Oberflächlichkeit mit ganz wenigen Ausnahmen zurück. Er sprach übertreibend, aber sehr angenehm und beredt. Auch wurden seine harten Urtheile begreiflicher, als wir erfuhren, daß er ein Straßburger sey. Solche und ähnliche Tischgespräche, waren wenigstens dem Studium des Nationalcharakters nicht ungünstig.

Wir machten nach der Mahlzeit gewöhnlich einen Gang um den Marktplatz unter den Arcaden oder Hallen, welche auch in der Hitze Schatten gaben und das untere Stock der Häuser kühl hielten. Dadurch entstand ein häufiger Verkehr mit Handwerkern und Künstlern aller Art, deren Laden und Werkstätte sämmtlich hinter großen, in milder Jahreszeit ganz offnen Glasfenstern liegen. Schon in Metz fiel mir dieß auf, wo man in vielen Straßen fast Haus für Haus irgend ein Gewerbe in Thätigkeit sieht, und mannichfaltige Gelegenheit zum Erwerb technologischer Kenntnisse findet. Offenbar leben die Menschen hier, wie überhaupt in mittäglichen Ländern, bey weitem mehr im Freyen. Zehn bis zwölf Gesellen sah ich oft emsig genug bey der Arbeit, aber stets bey dem stärkenden Anhauch der frischen Luft. Wie ganz anders ist dieß in vielen unsrer kleineren und größeren Städte. Wenn selbst bey wohlhabenden Handwerkern, die engen, niedrigen, dumpfen Arbeitsstuben, oft in schmutzigen Höfen, oder in dem schlechtesten Theil des Hauses liegen, in

denen so viele junge kräftige Arbeiter den größten Theil ihres Lebens, in völliger Abgeschiedenheit nur auf sich beschränkt hinbringen, so begreift man wohl, theils die vielen bleichen, hagern, hohlwangigen Gesichter, zumal wenn in der Natur des Gewerbes schon etwas die Gesundheit zerstörendes liegt, theils den engen Kreis, in dem sich ihre Gedanken bewegen. Hier dagegen müssen die stets wechselnden Bilder des Menschenlebens, welche vor den, fast wie auf offner Straße arbeitenden Menschen vorüberziehn, diese wenigstens entfernten Verbindungen, in denen sie mit der Außenwelt stehen, die mannichfachen friedlichen und unfriedlichen Gespräche die sie mit anhören, in den Mechanismus des täglichen einförmigen Geschäfts, eine gewisse Abwechslung bringen, und es kann dieß alles kaum ohne bildenden Einfluß bleiben. Auch für den Vorübergehenden hat der Anblick so mannichfaltiger Erscheinungen menschlicher Kraft und Betriebsamkeit etwas Unterhaltendes und Anregendes. Man gewinnt immer an Menschenkenntniß, je verschiedenartiger die Gestalten des Lebens sind, die sich dem Auge darbieten. In jeder volkreichen Straße erscheint zwar auch das Leben in reger Bewegung, in der Werkstatt aber in einer geregelten Thätigkeit, also dem eigentlichen Wahrzeichen der Cultur.

Hie und da ließ sich auch wohl ein Blick in das Familienleben thun. Der Ort ist ausnehmend kinderreich. An prächtigen Kindergesichtern konnte man sich ergötzen. Häufig sah man sie auf dem Arm der Väter.

Die meisten waren dreist und gesprächig. Da war ein kleiner Alexander, dessen Vater bey der Armee ist, der jedem Mahler zum Ideal in einer Kindergruppe hätte dienen können. Die Behandlung der Kleinen, so weit ich sie beobachten konnte, ist sehr freundlich. Ich habe keine Scene von Härte und Rohheit erlebt, und nie ein Kind schlagen sehn. Die Nation hat vielleicht für keine Gefühle so viel Sinn als für Familienliebe, auch in den unteren Ständen, und bey der größten Armuth.

Ein recht rührendes Beyspiel davon wird mir lange im Gedächtniß bleiben. In der Abendkühle bestieg ich, bald nach unsrer Ankunft, die Höhe des Mousson; weniger um die ganz unbedeutenden Ruinen des vormaligen längst zerstörten Schlosses zu sehen, als der einzig schönen und weiten Aussicht zu genießen, die dem Auge in der Ferne Metz, — dann wohl an hundert kleinere und größere Dorfschaften und Landhäuser zeigt, welche zwischen den üppigen von der Mosel durchströmten Wiesen und Rebenhügeln zerstreut liegen. Da stieß ich nah an einem Brunnen auf eine ganz arme Familie. Vater, Mutter, sechs kleine Kinder, das jüngste vom Vater getragen, die Mutter an der Quelle sitzend, einige der Kleinen ganz und halb nackend um sie her. „Wer seyd ihr?“ — fragte ich. — Arme Winzer. — „Was thut ihr hier?“ — Wir haben Reisholz gesammelt, es nach der Stadt getragen, und es dort gegen ein Paar Brodte verkauft! Die Mutter hat indeß gewaschen; wir warten nun bis es trocken

wird, um die Kinder wieder anzuziehen. Ach! guter Herr! Wir sind so arm, so arm. Sehen Sie, das ist alles was wir haben. — „Ihr seyd doch sehr reich, ihr habt so viel liebe Kinder.“ Ja, mein Herr, wir wollten auch keins davon missen, wenn wir nur immer Brodt für sie haben. Sie haben wohl auch Kinder? — „Mehr noch als ihr, aber sie sind weit von hier,“ sagt ich, und reichte ihnen eine Gabe. Der alte Mann sah das Wenige verwundert an, und trocknete sich die Augen. Die Mutter hieß die Kinder aufstehen um mir zu danken. Auch das Kleinste auf des Vaters Armen streckte die weißen Händchen aus. Die Andern kamen mit ihren rein gewaschenen freundlichen Gesichtern, und ihrem Dieu vous le rende um mich herum, und die Alten riefen mir noch lange nach: Adieu, adieu Monsieur. — Nous prierons le bon Dieu pour vous et vos enfans.

Auf so dürftige Menschen stößt man übrigens sehr häufig. Die Winzer sind größtentheils unbeschreiblich arm. Ueberhaupt hat hier der Anblick des Volks auf den Dörfern nichts erfreuliches. Armuth, Schmutz und Elend findet man vor und in den Hütten. Daneben ist die Arbeit in den Weinbergen sehr mühevoll und in den heißen Monaten bey der schlechten Kost erschöpfend. Daher werden auch namentlich die Weiber sehr früh alt, und man begegnet selten frischen und blühenden Gesichtern. Reiche Erndten verbessern den Zustand nicht. Die Fülle hat Wohlfeilheit zur Folge. Wie wenig aber

allzu

allzu geringe Preise der mühsam gewonnenen Erzeugnisse eine Wohlthat sind, das lehrt nur zu laut die Erfahrung unsrer Tage.

Wenn solche Begegnisse, wie die Kindergruppe am Mousson, welche auf Spatziergängen nicht selten waren, das Gemüth durch die Betrachtung so viel stillen Elends traurig stimmten, so hatte auch dann wieder die Natur etwas Erhebendes und sanft Beruhigendes. Wir hätten gerade in dieser Gegend in keiner besseren Jahreszeit leben können. Nicht wenig trug hiezu bey, daß alle Weinstöcke in voller Blüthe standen, und der Duft der Rebenhügel die ganze Gegend durchströmte. Immer ist es mir vorgekommen, als ob die Geruchsnerven durch nichts feiner und angenehmer berührt werden könnten. Ists doch, als wenn gerade dann auch der Geist des edelsten Gewächses in seiner ersten Entwickelungsperiode stünde. Wenn Klopstock den Duft des Rheinweins mit den Gerüchen der Gewürzinseln vergleicht, so dürfte man wohl mit gleichem Recht seine Worte auch auf seine Blüthen anwenden:

Sie duften Balsam, wie in der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt und nur gleitend fortschifft.

Die Prämonstratenserabtey.

Der Stifter jenes berühmten Ordens, Norbert, gebohren zu Santen im Cleviſchen, war aus einem vornehmen Geſchlecht entſproſſen, und ſchon früh von andächtigen Eltern dem Dienſt der Kirche beſtimmt. Auch blieb er dieſer Beſtimmung treu, und endete ſie (1145) als Erzbiſchof zu Magdeburg, wo in der Kirche des Kloſters U. L. Frauen, das er dem Orden gewidmet hatte, ſeine Aſche eine lange Zeit geruht hat *). In ſeinen jüngeren Jahren, wo er an dem Hofe zu Cölln, dann an dem glänzenderen Kaiſer Heinrichs V. lebt, erliſcht zwar der Eifer für einen höheren Beruf, da er zu ſchwach iſt, den Verſuchungen der Eitelkeit und Sinnenluſt zu widerſtehen. Aber ein Zufall — der Sturz vom Pferde bey einem heftigen Gewitter — bringt ihn auf einmal von ſeinen Verirrungen zurück. Er entſagt auf der Stelle der Welt und ihren Freuden, und findet beſonders durch die, alle Vorſtellung überſteigende Sittenloſigkeit der Kloſtergeiſtlichen, ſo wie durch das Aergerniß, welches der freygeiſteriſche Tanchelin durch Lehre und Beyſpiel in den Niederlanden geſtiftet hat, ſich gedrungen, der Reformator ſeiner Zeit zu werden, und vorzüglich die in ihrem Zweck ehrwürdigen Stiftungen, zu der alten Strenge zurück-

*) Späterhin (1626) ward der Leichnam vom Kaiſer Ferdinand II. reclamirt, und gehört itzt zu den Heiligthümern der Stiftskirche von Strahof in Prag.

zuführen. Bald genug sieht er ein, wie schwer es ist, so tief gewurzelte Uebel auszurotten, und so reift sein Entschluß, selbst eine neue streng sittliche Gesellschaft von Religiosen zu stiften. Ein wüstes Thal Premontre in der Champagne unweit Laon, wird zum ersten Anbau ausersehen, von dem auch hernach der Orden den Namen der Prämonstratenser erhalten hat. Wohl nimmer hatte Norbert geglaubt, daß, was so beschränkt in seinem Anfang war, in kurzer Zeit eine so außerordentliche Ausdehnung erhalten, schon in dem Laufe der nächsten Jahrhunderte, der Orden sich bis nach Syrien und Palästina verbreiten, ja an tausend Klöster und Abteyen sich an seine Regel anschließen würden. Als er seine vormaligen — wie die Geschichte sagt — äußerst prächtigen mit Gold und Juwelen gestickten Kleider, mit einem aus Schaaffellen zusammengesetzten Gewande, und einem groben Strick als Gürtel vertauschte, ja selbst noch nach seiner Wahl zum Erzbischof barfuß in Gestalt eines Bettlers in Magdeburg einzog, — schwerlich hätte er da ahnden können, daß einst seiner Stiftung unermeßliche Reichthümer zufließen, aus seinen Aebten hier und da regierende Fürsten werden, und die kleinen Anlagen in Premontre sich in große Palläste verwandeln sollten.

Auch in Pont-a-Mousson war dieß der Fall gewesen. Vor der französischen Revolution konnte man hier einen solchen wahrhaft fürstlichen Pallast besuchen, welcher das Eigenthum des Ordens war.

Selbst nach der Zerstörung im Innern, läßt er noch itzt durch sein Aeußeres den Eindruck vormaliger Größe zurück.

So eben komme ich von dem zurück, was von der alten Herrlichkeit noch übrig ist. Aelteren Einwohnern muß der Anblick um so schmerzlicher seyn, da, was eine fürchterliche Feuersbrunst zerstört hatte, noch bey ihren Lebzeiten wieder so herrlich aufgebaut war. Aber die Wuth der Neufranken kannte auch hier keine Schonung. Es war eine geistliche Stiftung — dieß war genug um sie jedem Frevel Preis zu geben. Das kaum aus der Asche erstandene Prachtgebäude ward alles seines Schmucks wie aller seiner Reichthümer beraubt. Nur die prachtvollen Treppen erinnern noch, zu welchen Corridors und Gemächern sie einst geführt hatten. Von allen Wänden der großen Säle und Gemächer war das zierliche Tafelwerk abgerissen, an der Bekleidung der Kirche aller Marmor zertrümmert, alle Statuen und Basreliefs an den Altären verstümmelt und entstellt; das hohe Chor in einen Schutthaufen verwandelt. Die Verwüstung ward noch allgemeiner, als man das Gebäude zu einem Lazareth für Kriegsgefangene bestimmte, wovon ich noch überall die ekelhaften Spuren erblickte. Das einzige, was — in der That unerwartet — im alten Zustande blieb, war die Bibliothek, ein langer Saal an hundert Fuß lang, rings umher von vortrefflich boisirten Repositorien umgeben

in der Höhe eine Gallerie, mit der Brüstung eines zierlich gearbeiteten eisernen Gitters. Nach dem ersten Ueberblick zu urtheilen, fehlt es auch nicht an Schätzen alter und neuer Literatur. Hauptausgaben der Kirchenväter und Classiker standen neben großen Geschichtswerken. Nach deutschen Schriften fragte man zwar vergebens. Aber überrascht war ich, so viel neue englische und italienische Prosaisten und Dichter aus dem Fach der schönen Literatur zu finden. Diese waren aber früherhin das Eigenthum vieler Emigrirten gewesen, das hier eine sorgsame Hand vor dem Untergange gerettet hatte.

Diese Bibliothek — welch ein unerwarteter köstlicher Fund für mich! Der Bibliothekar, ein alter Geistlicher, der fast nur für Botanik und Naturgeschichte Sinn zu haben schien, erklärte sich auch gleich bereit, mir so oft es mir gefiele den Zugang zu öffnen, und bald darauf bevollmächtigte ihn der Maire, was wir begehrten uns auch in unsre Wohnung zu liefern.

Aus späteren Nachrichten weiß ich, daß Napoleon das Local dieser Abtey der Ehrenlegion geschenkt, und vorläufig zu einem Erziehungshause für Töchter der Ritter bestimmt hatte. Itzt, schreibt man mir, ist es der Sitz eines kleinen geistlichen Seminars.

Johanna Hachette.

Den 19. Jun.

Auf einem Abendspatziergange stieß ich in der Allee der Porte de Ruop auf einige Arbeiter, die ich nach diesem und jenem befragte. Ein sehr schlicht gekleideter Mann trat hervor. „Wahrscheinlich sind Sie hier fremd — wohl einer der fünf Herren?“ — Es lag etwas sehr trübes, wenigstens ein tiefer Ernst in dem Gesicht, der anfangs kein Vertrauen erweckte. Doch folgt ich ihm, da er mich auf einige sehr schöne Partieen am Ufer der Mosel aufmerksam machte. Während des Gesprächs kamen ein Paar junge Landmädchen zu Pferde heran, und ritten tief in den Strom. Das ist mir etwas Neues — sagt ich — doch erinnert es mich zugleich, daß ich in der Geschichte der Jungfrau von Orleans gelesen habe, wie auch sie zuweilen die Pferde aus dem Gasthofe ihres Dorfs zur Schwemme geführt habe, was mich immer als etwas Unweibliches befremdet hat. — „Das ist — erwiederte der Unbekannte — hier zu Lande sehr allgemeine Sitte. Sie scheinen — fuhr er fort — die französische Geschichte zu lieben. Ist Ihnen wohl bekannt, daß sie noch eine ähnliche Heldin, eine zweyte Johanne d'Arc nennt, — eine Johanna Hachette, die im J. 1472 ihre Vaterstadt Beauvais rettete. Karl der Kühne von Burgund belagerte sie. Ohne von himmlischen Stimmen und Erscheinungen getrieben zu seyn,

nur von der Hoffnung ihre Vaterstadt zu befreyen begeistert, stellt sie sich, als die Tapfersten zu wanken anfangen an die Spitze, und treibt den Feind zurück. In dem Augenblick, wo schon ein Burgunder die Bresche ersteigt, und seine Fahne darauf pflanzen will, entreißt sie sie ihm, stürzt ihn die Mauer hinab, und Beauvais wird entsetzt. Daher feyert die Stadt den 10ten Jul. als einen Festtag. Bey feyerlicher Procession gehen dann die Frauen voran, und folgen jener Fahne, die man als ein Heiligthum aufbewahrt. Von dieser Hachette stamme ich selbst ab, und heiße Hachet wie sie. Ihr Schicksal m. H. — so fuhr er fort — ist traurig. Alle guten Einwohner der Stadt nehmen mehr Antheil daran als sie vielleicht glauben. O ich kenne sie auch, die Schreckenszeiten! Gottlob daß sie vorüber sind, und daß ich hier die Ruhe gefunden habe. Das Haus was sie dort sehen ist mein Eigenthum." — Es war zu spät um seine Einladung dahin anzunehmen. Ich versprach einen Besuch auf den folgenden Tag, und hielt Wort.

Noch einfacher gekleidet stand er vor der Thür seiner Wohnung, die von einer großen Holzniederlage umgeben war. Der Ernst war durch den Ausdruck der Theilnahme noch mehr gemildert. Er führte mich gefällig in das Haus, das äußerlich wenig versprach, in dessen Inneren aber die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschte, und alles auf einen gewissen Wohlstand schließen ließ. Es ergab sich nach und nach, daß Herr Hachet vormals Hauptmann in einem Dragoner-

regiment, seine Schwester die Gattin Rouchers war, jenes bekannten Dichters der Monate, der auch zur Zeit der Schreckensregierung (1794) unter dem Beil der Guillottine endete. Hr. Hachet war dem Schicksal seines Schwagers nur durch einen glücklichen Zufall entgangen, hatte sich hierher gerettet, einen Holzhandel angefangen, und lebte itzt, nachdem die Wunden eines zerrissenen Herzens allmählig vernarbt waren, als ein recht glücklicher Gatte und Vater, dem es bey seinem noch übrigen Vermögen leichter ward, der Welt zu vergessen, und allen Entwürfen seiner Jugendjahre zu entsagen. Er gab mir bey dem Abschiede sowohl die Geschichte der Heldin seines Namens, als den rührenden Briefwechsel Rouchers mit seiner Tochter aus dem Gefängniß *).

Auch mir, dacht ich bey dem Heimwege, wird es ja wohl wieder so gut werden, die Tage unter den Citronen- und Orangebäumen unsers kleinen Gartens in dem Kreise der Meinigen, zu beschließen. Ich wußte aus Briefen, wo ich sie mir gerade an diesem Tage versammelt denken durfte. Freylich war es anders vor neunzehn Jahren. Den zum Jüngling herangewachsenen Sohn, den ich damals im ersten Gefühl der Vaterfreuden an mein Herz drückte, konnte ich dießmal meinen Segen nur aus weiter Ferne senden.

*) Man s. Beylage Nr. VI.

Schulbesuche.

Das vormalige Lyceum ist in eine Schule des zweyten Rangs (école secondaire) verwandelt, die in einem Theile des vormaligen jesuitischen Universitätsgebäudes ihren Sitz hat. Der größere Theil der Schüler besucht die Lehrstunden bloß; doch fand ich auch dreyßig in Uniform, die darin erzogen werden. (Elèves pensionnaires.) Der Unterricht theilte sich hauptsächlich zwischen Latein und Mathematik. Nebenbey ward etwas Geographie und Geschichte getrieben. Ausgezeichnet war für die Mathematik der Prof. Laillet, über dessen Kenntnisse und Lehrtalente man nur eine Stimme hörte. Mit unglaublicher Fertigkeit gaben die Schüler auf seine Fragen lange Antworten, die gewiß nicht bloßes Gedächtnißwerk waren.

Von dem Lehrplan und der Methode wird auch weiter unten die Rede seyn. Der Jugend dieser Schule, die ich oftmals beym Unterricht, bey dem Frühstück, in ihren Studirstunden besuchte, um in den mir so werthen Kreisen des heranwachsenden Geschlechts nicht fremd zu werden, kann ich hier schon das Zeugniß nicht versagen, sie stets sehr anständig, höflich, arbeitsam und zum Theil recht gut beschäftigt gefunden zu haben. Doch klagte der Director Herr Monnoye sehr, daß die ganze französische Jugend nichts als das Militair im Kopf habe, und unter den itzigen Umständen für die Wissenschaften wenig von ihr zu hoffen sey. Es ist auch ein Lehrer

der deutschen Sprache angestellt; aber er scheint nicht der Mann, der für unsre Literatur viel Theilnahme erwecken wird. Große Freude hatten ein Paar junge Elsasser, als ich ihnen Schillers Gedichte lieh.

Unter der Leitung der Soeur Marguerite und der Soeur Catherine, steht, jedoch mehr als Privatinstitut, die vorzüglichste Töchterschule. Beyde waren in der von einem Herrn Wathelo zu Toul gestifteten Congregation erzogen, welche den schönen Zweck hat, Lehrerinnen für Städte und Dörfer zu bilden. Gewiß eine vortreffliche Idee für so viele, die den eignen Mutterfreuden freywillig oder gezwungen haben entsagen müssen; heilsam selbst für die Jugend, besonders des weiblichen Geschlechts. Oft habe ich meinem Vaterlande ähnliche Institute gewünscht, da ich überzeugt bin, wie viel geeigneter, in unsern Volksschulen tüchtige Lehrerinnen für das Bedürfniß der großen Mehrzahl der Kinder seyn würden, als so viele junge, unbeholfne oder leichtsinnige Lehrer, mit ihrem dürftigen Wissen und ihrer kläglichen Lehrmethode, selbst noch der Erziehung weit mehr bedürftig, als zum Erziehen geschickt. Die Kinder waren sämmtlich einfach und reinlich gekleidet. Sie lasen und schrieben zum Theil recht gut. Weit mehr Sorgfalt als in den meisten unsrer Schulen wird darauf gewendet, daß sie auch Geschriebenes lesen lernen. Man hat ein eignes in allen Elementarschulen übliches Büchlein, unter dem Namen la civilité chrétienne et honnête, das mit Lettern, welche der

französischen Hand ganz ähnlich sind, gedruckt, auch seinem Inhalte nach, wenn man einige Sonderbarkeiten abrechnet, sehr zweckmäßig, alles was im äußeren Benehmen zum Schicklichen und Anständigen gehört, bis in die kleinsten Einzelnheiten durchführt. Seit ich es kennen gelernt, wundere ich mich weniger, wenn mir gewisse Höflichkeitsformen und Ausdrücke, von denen unsere niederen Volksclassen wenig wissen, hier in allen Ständen begegnen. Hier sowohl, als in einer andern weit geringeren Schule, fand ich außerdem noch ein großes Convolut geschriebener alter Contracte, Rechnungen, Quittungen, Hausverkäufe, an welchen das Auge der Kinder geübt ward. Der Religionsunterricht ist hier bloß Vorbereitung auf den, welchen späterhin der Pfarrer ertheilt, und besteht theils in einer Anleitung zu allem, was bey den äußeren Kirchengebräuchen zu beobachten ist, theils im wörtlichen Auswendiglernen eines Katechismus, der damals durch ganz Frankreich eingeführt, und in welchem zum großen Anstoß der Schwestern, in die Reihe der Glaubensartikel Napoleon eingetreten war. Die Vorschrift sagt, daß kein Kind eher confirmirt werden darf, als bis es ihn wörtlich auswendig weiß. Die erste Classe der Schule — sie hatte zwey Abtheilungen — sagte ihn auch mit unglaublicher Schnelligkeit her — comme des perroquets — sagte mir die Soeur Catherine ins Ohr.

In den beyden Damen, Tante und Nichte, in schwarze Nonnentracht mit weißem Kragen gekleidet, ver-

einigte sich mit der Würde ihres Standes eine sehr angenehme Freundlichkeit. Die Kinder bewiesen ihnen die sichtbarste Achtung, und so oft eines von ihnen vorgerufen ward, zu lesen, oder das Schreibbuch zu zeigen, so unterließ es nie, sich tief zu neigen. Die ganze Stadt war voll ihres Lobes, auch hatten mehrere auswärtige Eltern ihnen die Erziehung ihrer Töchter anvertraut. Sie sprachen, besonders die Aeltere, das Französische ungemein schön, auch hielt sie bey dem Lesen auf die feinsten Nuancen der Aussprache. Das Schulgeld war übrigens äußerst gering. Uebrigens waren Kinder armer und wohlhabender Eltern vermischt.

In einer andern Elementarschule, die ein Herr Bougere für eigne Rechnung hält, mußte ich am meisten die Ausdauer des Mannes bewundern, der im engsten Raume, oft in wahrer Stickluft, vom Morgen um fünf, bis Abend um neun Stunden gab, und sich dabey ganz wohl zu befinden schien. Immer kamen stundenweise andre Schüler und Schülerinnen an, indeß andre weggingen. Lesen, Schreiben, Rechnen, waren die einzigen Gegenstände. Der Unterricht darin war gründlich, und die Correctur des Schriftlichen sehr genau. Auch die Töchter hatten sämmtlich ein ziemlich starkes Cahier oder Heft, worin alle übliche Rechnungsarten nebst den Regeln verzeichnet waren. Mir kam es, so weit es sich bey einigen Besuchen beobachten

ließ, vor, als wenn zwar Wenigerley, aber das Wenige recht gelernt würde, indeß in manchen deutschen Elementarschulen zu fürchten ist, daß von dem Vielerley doch nur Weniges gründlich gelernt, und eben daher das Meiste so bald wieder vergessen wird.

Noroy.

Den 13ten Jun.

Dieß ist der Name eines der größeren Dörfer, eine kleine Stunde von der Stadt, in welchem unser Gastwirth la Montagne einen großen Weinberg, nebst einem ziemlich geräumigen Hause besaß, und wohin wir, nebst seiner durch die Ankunft einer Tochter aus Paris, erfreute Familie und einigen Hausfreunden, zu einer Landpartie eingeladen wurden. Der Tag war zum Gehen zu heiß. Da kein andres Fuhrwerk zu haben war, mußten wir uns einen höchst unbequemen Char à bancs mit einem dicken Gaul bespannt, gefallen lassen, der besonders auf dem Hintersitz unserm Major viele Seufzer auspreßte.

So beschwerlich die langsame Fahrt in der stechenden Sonnenhitze war, so fehlte es dem Tage doch nicht an Belehrung, daneben auch an manchen belustigenden Scenen. Wir fanden Gelegenheit, von dem Ganzen des Weinbaues, auf welchen sich fast einzig der Fleiß des rings mit Rebenhügeln umgebenen Dorfes be-

ließ, vor, als wenn zwar Wenigerley, aber das Wenige recht gelernt würde, indeß in manchen deutschen Elementarschulen zu fürchten ist, daß von dem Vielerley doch nur Weniges gründlich gelernt, und eben daher das Meiste so bald wieder vergessen wird.

Noroy.

Den 13ten Jun.

Dieß ist der Name eines der größeren Dörfer, eine kleine Stunde von der Stadt, in welchem unser Gastwirth la Montagne einen großen Weinberg, nebst einem ziemlich geräumigen Hause besaß, und wohin wir, nebst seiner durch die Ankunft einer Tochter aus Paris, erfreute Familie und einigen Hausfreunden, zu einer Landpartie eingeladen wurden. Der Tag war zum Gehen zu heiß. Da kein andres Fuhrwerk zu haben war, mußten wir uns einen höchst unbequemen Char à bancs mit einem dicken Gaul bespannt, gefallen lassen, der besonders auf dem Hintersitz unserm Major viele Seufzer auspreßte.

So beschwerlich die langsame Fahrt in der stechenden Sonnenhitze war, so fehlte es dem Tage doch nicht an Belehrung, daneben auch an manchen belustigenden Scenen. Wir fanden Gelegenheit, von dem Ganzen des Weinbaues, auf welchen sich fast einzig der Fleiß des rings mit Rebenhügeln umgebenen Dorfes be-

schränkt, ein recht vollständiges Bild zu bekommen. Der Wirth und mehrere Sachkundige der Gesellschaft, machten uns erst mit den in großer Anzahl vorhandenen Gefäßen und Geräthschaften und ihrer Bestimmung bekannt; dann unterrichteten sie uns von allen einzelnen Arbeiten des Winzers, und führten uns dabey durch alle Perioden und Stufen der Cultur; von der ersten Pflege des Weinstocks, dem Legen der Fechser, dem Beschneiden, dem Heften, dem Bearbeiten des Bodens, bis zum Lesen der Trauben, dem Treten, dem Pressen und Keltern, dem Fassen und Einlegen des Mosts, nebst allem was dann noch geschehen muß, ihn zu einem guten Wein zu veredlen. Die dießjährige Erndte war so reich, daß man schon Mühe hatte genug Gefäße herbey zu schaffen, und meinte, das Gefäß würde bey dieser Fülle theurer als der Wein werden. So ward es wieder begreiflich, wie man an den Gasttafeln von der wohlfeilen freylich auch leichten Waare, für einige Sous so viel trinken kann als man Lust hat. Selbst die Flasche des besten vin de Bar stand kaum drey Groschen im Preise.

Für die Mahlzeit schien Herr la Montagne alles aufgeboten zu haben, um sich als einen erfahrnen Speisemeister zu bewähren, der seine Lehrjahre in der Küche des berühmten und berüchtigten Herzogs von Orleans bestanden hatte. Es sollte durchaus an nichts fehlen, und war nicht gleich alles nach dem Sinne des unbeschreiblich heftigen Mannes, so mußten es die aufwartenden Personen, auch wohl die etwas ruhi-

gere Hausfrau und die Töchter entgelten. Denn bey dem kleinsten Versehen entfuhr ihm ein animal oder imbecil, worauf ihm indeß die Pariserin nie etwas schuldig blieb. Diese freylich uns ungewohnten Scenen, störten übrigens die Fröhlichkeit der Gesellschaft eben so wenig, als der gute Appetit des sich immer abarbeitenden Mannes darunter litt, worin er seinen Gästen mit dem besten Beyspiel voranging. Der Tisch faßte kaum die Schüsseln. Das Tischgeräth war anständig. Schwere silberne Löffel vor jedem Teller. Alles ging vortrefflich, bis die Suppennäpfe abgehoben und die Fleischspeisen aufgetragen waren. Aber nun trat für uns Fünfe unerwartet die Verlegenheit ein, keine Messer zu haben, womit alle übrigen versehen waren. Wir hatten ja nicht gewußt, daß in Gesellschaften dieser Art, besonders auf dem Lande, jeder Gast sein eignes mitbringen muß. Wirklich kostete es Mühe noch so viele herbeyzuschaffen um uns auszuhelfen. Ländlich, sittlich! — sagten wir uns, und faßten bey unsrer nächsten Abendsitzung den Beschluß, für ähnliche Fälle den Messerschmieden einen kleinen Verdienst zuzuwenden.

Eine erquickende Abendkühle folgte dem heißen Tage, und wir genossen bey dem Heimweg erst alles das Schöne, womit die gerade von dieser Seite vorzüglich reiche Landschaft uns umgab. An der Seite einer sehr verständigen sanften Frau und liebenden Mutter, einer Schwiegertochter des Hauses, ward mir der Rückweg fast zu kurz. So angenehm unterhielt das Gespräch,

und so sehr erfreute mich die Aufmerksamkeit und Wißbegier des elfjährigen Sohnes, eines lieblichen Knaben, der nicht von uns wich.

Der Sonntag in Pont-a-Mousson.

Wenn fleißiger Kirchenbesuch das innere Interesse an der Religion verbürgen könnte, so hätte man von dieser Seite ein ziemlich vortheilhaftes Urtheil über die Bewohner fällen können. Freylich drängt sich alles, nachdem so viele Klöster und Kirchen aufgehoben und zerstört sind, in den beyden noch übrigen Kirchen der Alt- und Neustadt zusammen. Aber diese waren auch jeden Sonntag so voll, daß man oft Mühe um den Platz hatte. Auch war dieß nicht bloß der Fall bey der Messe, sondern auch die Predigt ward von den Meisten gehört, und es herrschte dabey Anstand und Ruhe. Gewiß hatte es sich auch hier bewährt, daß Unglaube und Geringschätzung des Heiligen, nur eine Zeitlang herrschender Geist werden kann, und je höher der Frevel gestiegen ist, desto früher nicht bloß der Aberglaube wieder emporkommt, sondern auch das Bedürfniß echter Religion wieder erwacht.

Ich habe mich mehrmals unter die Zuhörer gemischt, auch die nähere Bekanntschaft der beyden ersten Geistlichen gemacht.

Den

und so sehr erfreute mich die Aufmerksamkeit und Wißbegier des elfjährigen Sohnes, eines lieblichen Knaben, der nicht von uns wich.

Der Sonntag in Pont-a-Mousson.

Wenn fleißiger Kirchenbesuch das innere Interesse an der Religion verbürgen könnte, so hätte man von dieser Seite ein ziemlich vortheilhaftes Urtheil über die Bewohner fällen können. Freylich drängt sich alles, nachdem so viele Klöster und Kirchen aufgehoben und zerstört sind, in den beyden noch übrigen Kirchen der Alt- und Neustadt zusammen. Aber diese waren auch jeden Sonntag so voll, daß man oft Mühe um den Platz hatte. Auch war dieß nicht bloß der Fall bey der Messe, sondern auch die Predigt ward von den Meisten gehört, und es herrschte dabey Anstand und Ruhe. Gewiß hatte es sich auch hier bewährt, daß Unglaube und Geringschätzung des Heiligen, nur eine Zeitlang herrschender Geist werden kann, und je höher der Frevel gestiegen ist, desto früher nicht bloß der Aberglaube wieder emporkommt, sondern auch das Bedürfniß echter Religion wieder erwacht.

Ich habe mich mehrmals unter die Zuhörer gemischt, auch die nähere Bekanntschaft der beyden ersten Geistlichen gemacht.

Den

Den ersten Sonntag nach unsrer Ankunft besuchte ich die Pfarrkirche St. Martin. Ein Geistlicher aus Toul verlas zwar das Evangelium von Petri Fischzug, predigte aber über das Thema: „daß der wahre Werth menschlicher Handlungen allein von der Gesinnung des Handelnden abhänge," und wendete es recht lehrreich, in einer sehr gebildeten Sprache, vielleicht für den schwächern Theil der Zuhörer nicht faßlich genug, auf die mannichfaltigen Verhältnisse des Lebens an. Die Predigt ward mit Aufmerksamkeit gehört. Bey der Messe bemerkte ich weniger Andacht, desto mehr todten Mechanismus. Man kam und ging, man kreuzte sich, man plauderte, und auf vielen Gesichtern las man deutlich, daß bey allem was da vorging, wenig oder nichts gedacht ward. Eine Predigt des Pfarrers von St. Martin sprach mich weniger an. Die Warnungen vor schlechtem Umgang waren kalt und leer. Vielleicht lag es in der Quelle aus welcher der Mann seine Vorträge geschöpft hatte. Denn ziemlich allgemein bedienen sich die Geistlichen gedruckter Predigten, und ich fand namentlich in seiner Handbibliothek viele Schriften der Art, die man Prônes nennt — bey uns Homilien oder praktische Erklärung der Sonntagsevangelien nennen würde. Vielleicht war er auch durch einen Befehl seines Obern verstimmt. Es hatte nämlich der Bischof von Nancy seinem Sprengel für diesen Sonntag aufgegeben, die Feyer der Einnahme von Danzig durch ein Te Deum zu begehen, und darüber eine höchst pomphafte Ver-

ordnung erlassen. Der Curé las sie am Ende der Predigt, ohne allen rhetorischen Ausdruck, wozu ihm doch die Phrasologie genug Gelegenheit geben konnte; dabey so unglaublich schnell, daß schwerlich eine Brust höher dabey geschlagen hat. Das Te Deum ward für den Nachmittag angesagt; die Kirchen waren aber gerade so leer als bey uns, wenn wir Befehl erhielten französische Siege durch ein Te Deum zu feyern.

Bey einem Besuch bey dem Pfarrer merkte ich wohl, daß er kein Freund seines Oberhirten war. Kaum konnte er den Spott über die Tiraden der verlesenen Ankündigung unterdrücken.

Eine ganz andre Natur lernte ich in dem Pfarrvicar der Kirche St. Laurent kennen, die zwar nur den Namen einer Hülfskirche (Succursale) führt, aber eine weit stärkere Gemeinde umfaßt, und dem Geistlichen ein Einkommen von 1500 Fr. gewährt. Herr Bienaimé war ein heiterer und lebendiger Mann, der mir um so werther ward, da er eine sehr große Hochachtung gegen unsern König hegte, und einen ganz besondern Antheil an seiner damaligen Lage nahm. Er war eine Zeitlang aus Frankreich emigrirt, und dadurch auch mit Deutschland bekannt geworden. Sein Urtheil war unbefangen und frey, und ich bedauerte es, daß ich ihn so spät fand. Hatte sein Vortrag weniger Regel, der Styl weniger Kunst, so war er doch warm, herzlich und praktisch, obwohl nicht ohne Anstrich jener Manier, die wir auch in Deutschland an vielen katholischen Predigern

gewohnt sind. Ich hörte ihn am Fest der H. Anna, der Mutter der Jungfrau Maria. Viel erfuhr ich von dieser historisch sehr unbekannten Heiligen, was mir ganz neu war. Sie ward als Kind und Jungfrau, als Gattin und Mutter geschildert, und in jedem dieser Verhältnisse als Muster dargestellt. Der Mann, ganz voll seines Gegenstandes, führte uns in ihr Familienleben, sprach viel von den Versuchungen, die sie besonders in ihrer Jugend umgeben hätten, und wie kräftig sie allen widerstanden habe. Dieß wurde recht aufregend und faßlich, dabey mit großer Lebendigkeit der Declamation vorgetragen, und mit einer gleichen Action begleitet, wobey auch das öftere Abnehmen und Wiederaufsetzen des schwarzen Käppchens bey Nennung der Heiligennamen seine Wirkung that.

Ich nahm mir vor, mich bey dem muntern Mann bey der ersten Gelegenheit nach seinen Quellen zu erkundigen, aber er kam mir selbst zuvor, indem er seine Predigt ohngefähr mit folgenden Worten schloß: „Vielleicht, lieben Christen, werdet ihr fragen, woher ich das alles, was ich von der Heiligen dieses Tages erzählt habe, wisse, da selbst die Väter der alten Kirche uns nur sehr wenige Nachrichten darüber hinterlassen haben. Bedenkt aber folgendes wohl! Es hatte Gott gefallen, diese Anna auszuersehen, die Mutter der allerheiligsten Jungfrau zu werden, und diese ohne Sünde von ihr empfangen zu lassen. Würde dieß wohl geschehen seyn, hätte er nicht vorhergesehen, daß sie nicht

von ihrer ersten Kindheit an ein Muster aller Tugenden in jedem Verhältniß ihres Lebens seyn würde? Gehet also nun hin ihr Kinder, ihr Jungfrauen, ihr Weiber, ihr Mütter; seyd gesinnt, handelt und kämpft gleich der H. Anna, dann wird die Feyer dieses Tages zum Segen für euch werden *)." — Nun — was ließ sich dagegen einwenden?

Sonntag gegen Abend fand man immer viele Menschen vor der Stadt und in den Dörfern, auch wohl hie und da Musik und Tanz. Doch wurden auch Nachmittags die Vespern häufig besucht. Ich hatte selbst von der äußeren Religiosität hier kaum so viel erwartet als ich fand. Doch meinten die Geistlichen, es stehe damit noch lange nicht wieder so, wie man es vor der Revolution gewohnt gewesen. Am wenigsten versäume das weibliche Geschlecht Messe und Predigt.

*) Es war wenigstens eine viel verständigere Wendung, als was ich von ähnlicher Art vor vielen Jahren von einem sehr beliebten evangelischen Prediger in Berlin gehört zu haben mich erinnerte. Auch er erzählte seiner Gemeinde am Weihnachtsfest, wie man aus den Ueberlieferungen der Kirche manches von der Mutter der Jungfrau Maria wisse; namentlich, daß sie schon früh mit ihrer Tochter fleißig in den Schriften des alten Bundes gelesen, und sie dadurch unvermerkt auf ihre hohe Bestimmung aufmerksam gemacht habe. „Und — fuhr er fort — was wird sie wohl besonders hierzu gewählt haben? Ich zweifle nicht, daß es der Prophet Jesaias war. Und in diesem Propheten? Ich zweifle gar nicht, daß sie das siebente Capitel am fleißigsten mit ihr las."

Ein Todtenamt. Begräbnisse.

Der Pfarrer von St. Genevieve.

Es war sechs Uhr Abends. Man läutete in der Kirche St. Laurent. Ich fragte nach der Veranlassung. „Nous avons Lundi. C'est la benediction.“ Ich sah jung und alt aus den Häusern kommen und folgte der Menge. Die Kirche füllte sich aus allen Ständen. Einer der Vorsänger unterrichtete mich, daß das Todtenamt gehalten werde. „Man betet da, sagte er, zu Gott für die armen Seelen im Fegefeuer.“ „Nun — erwiederte ich dem gutmüthigen Manne — das ist wenigstens menschenfreundlich. Thut es doch auch im Leben dem Bedrängten wohl, wenn sich gute Menschen für ihn verwenden.“ — Es waren eben Briefe eingegangen, welche meldeten, von wie vielen Seiten man sich für uns verwendet hatte.

Der Gesang des Priesters, Cantors und der Chorknaben war ziemlich unverständlich. Ich hörte nur die häufige Wiederholung des Dominüs vobiscüm, und die Antwort der Gemeinde et cüm spiritü tüo. So spricht man bekanntlich das Latein in Frankreich aus. Das Amt mochte eine Viertelstunde gedauert haben, als man einen Sarg hereintrug und in die Mitte der Kirche stellte; davor einige Chorknaben mit Kreuzen, schwarz gekleidete Frauen mit Kerzen zur Seite; zwey Geistliche im weißen Chorhemde am Hauptende des Sarges. Man sang und sprach die Seelmesse.

Die Versammelten lasen in ihren Gebetbüchern, und stimmten nur in die oft wiederkehrenden Schlußworte: In Saecüla Saecülorüm, Amen! So wird es bey jedem Todten, dem Armen wie dem Reichen gehalten. Marschall Durocs Mutter starb während wir dort waren. Der Leichenzug war glänzender, die Gebräuche dieselben.

Der Todte war ein blutarmer Mann. Man hob den Sarg auf. Verwandte begleiteten ihn nach dem Todtenacker vor der Stadt. Der einzige Sohn, ein Knabe, dem man der Mutter nachführte, zerfloß in heißen Thränen. Ich folgte dem Zuge mit tiefer Rührung. — Ich fühlte mich so einsam unter lauter fremden Menschen, und so ernst an das erinnert, was jeden Tag auch unser Loos seyn konnte. Uns hätte kein Sohn hier folgen können.

Das aus dem Munde der Geistlichen dumpftönende Requiem aeternam dona illis, wiederholte sich alle hundert Schritt bis zum Grabe. Während des Versenkens sprach man Gebete. Der Knabe war außer sich. Eine kleine Gabe zerstreute das Kind. Die Leute wunderten sich, und priesen die Milde eines fremden Menschen. Wie leicht war es doch hier Dank zu verdienen. Als der Sarg mit Erde bedeckt war, entfernte sich ein Theil der Begleitung. Viele aber blieben zurück, und rings umher sah man auf Gräbern knieende und weinende Menschen jedes Alters und Geschlechts. Sie gedachten der Todten, die unter dem Rasen ruhten, in lauten und stillen Gebeten. Es war

ein durch die Neuheit ergreifender Anblick. Ich wünschte unsern Begräbnissen, statt des lauten oft so unwürdigen Getümmels des Volks und der Jugend, nur etwas von dieser Ruhe und Sammlung. Was sich von irrigen Vorstellungen darein mischen mochte störte mich nicht. Ich hielt mich an die gemeinsamen Gefühle, in denen sich überall die Menschen begegnen.

Etwas ganz ähnliches kam mir an einem andern Tage auf dem Lande vor. Wir hatten die Bekanntschaft eines sehr schätzbaren Mannes, des Pfarrers von St. Genevieve gemacht. Er war das wahre Gegenbild eines andern Landpfarrers, bey dem uns der Vater unsres Wirths auf einem Spaziergange zufällig eingeführt hatte. Wenn dieser sichtbar im Sode eines schmutzigen häuslichen Lebens versunken war, nichts als ei. Dutzend alte Bücher und eine Person, die ihn Onkel nannte, um sich hatte, so fanden wir bey Hrn. Benard eine geräumige wohlmeublirte Wohnung, eine Auswahl sehr guter Schriften, in seiner Schwester eine angenehme Wirthin. Er war eben beschäftigt, ein Paar junge Leute aus dem Dorfe zu unterrichten. Sie wurden für das Seminar in Nancy vorbereitet, und lasen gerade Virgils Georgica. Herr Benard konnte über das Gute und das Fehlerhafte des Seminars, besonders aber über die schreckliche Vergangenheit um so genauere Auskunft geben, je mehr er selbst gelitten, und zwar noch immer in einem gewissen Wohlstande lebend, doch um eine der bestdotirten Pfarrstelle ge-

bracht war. Dabey waren beyde Geschwister das Bild jener Ruhe, die der Seefahrer genießt, wenn er nach fürchterlichen Stürmen einen Hafen erreicht hat.

St. Genevieve, anderthalb Stunden von der Stadt, liegt auf einem Berge, der — fast noch höher als der Mousson — die ganze Gegend beherrscht. Die recht wohl erhaltene Kirche ist der höchste Punct. Nah an der Hauptthür, dicht an der Mauer, war von Stein und Rasen ein Altar errichtet. Statt des Altargemähldes hatte man eine Rasenwand aufgebaut, an der, zwischen dem frischen Grün, drey bis vier Reihen von Todtenköpfen, zum Theil noch mit moderndem Fleisch und Haut bedeckt, aber mit Blumen, Bändern und Flittern aufgeputzt, einen gräßlichen Anblick gaben. „Gott! — sagt' ich zu dem Curé — wie können Sie dieß ertragen? Sollte man nicht, diese schrecklichen Bilder der Zerstörung, wenn sie uns gleich alle erwartet, aus dem Auge entfernen; nicht was der Erde angehört ihr recht bald zurückgeben; dagegen, statt das Grauen vor der Verwesung so schauderhaft zu vermehren, vielmehr durch den Schmuck der Ruhestätten mit Blumen und Kränzen, nur daran erinnern, daß sich auch aus Staub und Moder ein neues schöneres Leben entwickeln könne?"

„Man muß froh seyn — erwiederte Herr Benard — daß die Menschen wieder ernsthafter geworden sind; daß sie wieder die Kniee vor Gott beugen und der Gedanke an das Jenseits nicht mehr in

dem Grade vermißt wird, wie damals, als man alles Heilige mit Füßen trat, selbst da noch, als es wieder erlaubt ward an Gott zu glauben."

Während unsrer Gespräche war unerwartet der Abend herangekommen, und der Pfarrer mußte sich zu einem Begräbniß anschicken. Ein noch rüstiger Handarbeiter war gestorben, und hatte eine Wittwe mit vier Kindern in großer Armuth hinterlassen. Der Geistliche zeichnete ihn wegen seiner Rechtschaffenheit durch alle Feyerlichkeiten des Todtenamts aus, dem auch ich mit meinen Begleitern beywohnte. Schon in der Kirche waren die vier Kinder so außer sich, daß man fürchten konnte, sie würden in Verzuckungen fallen. Eben so war es am Grabe. — In dem Augenblick, wo man den Sarg versenkte, schien der letzte Sonnenstrahl in alle die thränenvollen Augen, die um das Grab her standen, oder auch hier wieder auf den Gräbern ihrer Todten knieend beteten. Dann umzog den Himmel das prachtvollste Abendroth. Als die Feuergluth allmählig erbleichte, stand der Mond mit seiner silbernen Sichel über uns, und als wir den Berg hinunterstiegen, lag die ganze Landschaft wunderherrlich im blauen Nebelduft vor uns ausgebreitet. Aber noch in der Ferne hörte man das Jammergeschrey der Kinder und Weiber. Ueberhaupt hatte ich oft Gelegenheit, die eigenthümliche Lebhaftigkeit des französischen Volks im Schmerz wie in der Freude, mit dem gemäßigterem Ausdruck des unsrigen zu vergleichen.

Wir genossen noch lange des einzig schönen Abends. Als wir unsre Wohnung wieder erreicht hatten, erhob sich bald ein Geräusch auf der Straße wie Feuerlärm. Man glaubte es brenne in St. Genevieve. Aber bald kam die Nachricht, man verbrenne nur den Strohsack eines Verstorbenen. Auch das ist eigenthümliche Sitte in den französischen Dörfern. Man übergiebt, wenn der Todte bestattet ist, die Paillasse auf der er starb den Flammen.

Ich hatte den Rückweg mit unserm in der Regel sehr heitern Freunde Hn. v. Madeweis gemacht und es ihm angemerkt, wie er von allem was wir gehört und gesehn hatten, im Innersten ergriffen, und, wie joviale Naturen am leichtesten von der Fröhlichkeit zur Trauer übergehen, in eine stille Wehmuth versunken war. Nach einem ungewohnten Stillschweigen, entspann sich nach und nach aus den Eindrücken, welche der Tag in uns zurückgelassen hatte, ein ernstes Gespräch über den steten Wechsel des Entstehens und Vergehens unsres sterblichen Geschlechts, indeß Sonnen und Monde, immer dieselben, nach ewigen Gesetzen ihre Bahnen unverrückt durchlaufen, und bewußtlos in gleicher Herrlichkeit über Tagen der Freude wie über Tagen der Trauer, des Bluts und der Thränen auf und untergehen. Voll von diesen Betrachtungen, schrieb ich noch am Abend einige dieser Gedanken nieder, und widmete sie dem Freunde, dessen Stimmung sie veranlaßt hatte. Vielleicht sprechen sie auch hier manches Gemüth an, dem solche Stimmungen nicht fremd geworden sind.

Ich sah sie wohl, die stille Zähre,
Die dir das heitre Aug' umfloß,
Als sich der Todtenhügel schloß,
Und um die Gruft, die, ach! den Vater sollte decken,
Der laute Schmerz die Hände rang;
Indeß im Purpurglanz, zur andern Hemisphäre,
Den jungen Morgen dort zu wecken,
Die Abendsonne niedersank.

Bewegt wie du, stieg ich den Rebenhügel nieder;
Wir sahn uns an, und schwiegen wieder.
Des Erdenlebens trübes Bild,
Lag wie in Nebelgrau vor unserm Blick enthüllt.
Vom Zauber der Natur umflossen,
Blieb unsre Brust der Freude doch verschlossen.
Bey ihrer stillen Herrlichkeit,
Erschien der Mensch uns nur in Unruh, Kampf und Streit!
Wie, wenn er nicht im Lenze schon verblühet,
Des Staubes Sohn sich ängstet, quält und mühet,
Wie blind er durch das Leben geht,
Von seinem Schicksal nichts versteht!

Um trügenden Besitz, um des Phantom der Ehre,
Streift er durch Land und wilde Meere.
Im Schweiß des Angesichts, in Hütten, auf dem Thron
Sucht er nach Ruh, bis er zum Lohn
Von tausend durchgequälten Stunden,
Des Mißmuths und der Reue Wunden,
Im ungestillten Herzen trägt,
Die bluten, bis es nicht mehr schlägt.

Die Vorwelt sinkt, die Mitwelt in die Erde;
Er wirds gewahr und achtet's nicht.
Er strebt, er ringt, er baut, zerbricht
Was er gebaut, und wähnt, daß es nie enden werde.
Die Erde schmückt mit Blumen ihren Schooß;
Er greift hinab, und zieht ein Todesloos.
Am fremden Grabe kniet er heute ruhig nieder;
Da sinkt es unter ihm, und er, ein welkes Laub,
Er wird, eh ers gemeint, zu einer Hand voll Staub,
Und kehret nimmer, nimmer wieder.

Sie aber, deren Strahl des Weltalls Raum durchdringt,
Die flammend dort in Westen niedersinkt,
Verbirgt sich Stunden nur, die königliche Sonne,
Kühlt ihre heiße Flammengluth
In stiller Meere Silberfluth,
Ruft dann zu neuer Lebenswonne,
Die Welt bey ihrem Auferstehn,
Selbst ewig jung und ewig schön.
Die Tausende, die vor uns waren,
Sie alle haben sie in dieser Pracht gesehn;
Der Enkelwelt strahlt sie nach hundert tausend Jahren,
Rastlos im Schwung — wann wird sie stille stehn?

„Dieß eben," sprichst du, Freund, „macht mir die Seele trübe!" —
O denk': sie schuf die Macht, uns schuf die ew'ge Liebe,
Und aus der Wesen unendlichem Chor
Trat doch am glücklichsten der hohe Mensch hervor.
Der Arme, den sie weinend dort begraben,
Empfing, wie wir, der Gottheit höchste Gaben.

Hat auch der Schmerz in ihm gewühlt,
So hat er, sich bewußt, auch Freud' und Lust gefühlt.
Hat er geirrt, hat er gefehlet,
So hat er doch gedacht, selbst fehlend frey gewählet.
Oft wenn der Sonne Gluth am Mittag ihn gedrückt,
Hat ihn der Morgenhauch, der Abendhauch erquickt.
In dieser Sonne mildem Strahle
Hat er als Kind gespielt, als Knabe sich gefreut;
Es hat bey seinem Hochzeitmahle
Die Liebe Rosen ihm gestreut.
Die Kinder, die dort jammernd klagen,
Sie waren Trost für ihn, selbst in den trübsten Tagen.
Nennst du das Leben ohne Werth,
Dem Gott das höchste Glück, der Liebe Glück gewährt?

Die Sonne, wie voll Pracht sie strahlet,
Wie herrlich sie die Abendwolken mahlet,
Des Himmels große Königin:
Doch dient sie nur der Elemente Gewalten;
Sie selber kann sich nicht gestalten,
Nicht treibt, wie uns, sie eigner Sinn.
Nicht lieben kannst du sie, nicht schätzen;
Blind folgt sie ewigen Gesetzen!
Sie spendet Tod und Leben nur
Gehorsam folgend der Natur,
Bringt Glück dem Beglückten, bringt Kummer dem Armen,
Fühlt selbst von Freude nichts, nichts von Erbarmen.

Was dort die kalte Gruft empfangen,
Was modernd aufgelöst zerstäubt,
Nicht das war jenes liebende Verlangen

Das unsre Brust unendlich treibt.
Nein, was im Menschen sich freuet und trauert,
Was ahnend den Busen mit Hoffnung durchschauert
Das ist der Geist! Den begraben sie nicht;
Er geht unter, geht auf, wie Sonnenlicht.
Und hat er die Erdenbahnen vollendet,
So steigt er entfesselt zum Himmel gewendet.
Was hier man uns raubte vom irdischen Glück,
Das giebt uns die Zukunft einst doppelt zurück.

Drum Freund, laß dein Auge die Thräne nicht trüben!
Sieh dort den friedlichen Mond, sieh jenen freundlichen Stern:
Sie leuchten den Fernen, wie uns! Die Geister sind sich nicht fern.
Drum laß uns fröhlich gedenken der Lieben!
Und sehn wir sie hier nicht, so sehen wir sie drüben,
Bewohnen mit ihnen den lieblichen Stern.

Neue Bekanntschaften.

Nach und nach erweiterte sich der Kreis unsrer Bekannten. Nicht sehr lange nach unsrer Ankunft fand sich ein Herr Guzman zu uns, vormals Präsident eines Gerichtshofes, welcher hier still von den mäßigen Ueberresten seines Vermögens, und getrennt von seiner Gattin, einer eifrigen Republikanerin, lebte, eine artige Bibliothek besaß und oft durch Rath und That nützlich ward. Da er ein zur Noth verständliches Deutsch sprach, so war er auch dem Major, der das Französische nicht verstand, eine willkommene Gesellschaft. Wir haben uns, da er überall bekannt ist, unter seiner Leitung in mehreren Fabriken umgesehen, bey einem Herrn Jaquinot ein treffliches Treibhaus gefunden, und wurden auch von ihm in eine eben so freundliche als gebildete jüdische Familie eingeführt.

Es gab dort einige jüdische Handelsleute, die von ihren christlichen Brüdern eben nicht sehr geliebt zu seyn schienen. Ich habe einmal einer sehr lebhaften Scene auf dem Stadthause beygewohnt. Ein Jude war vorgefordert, um den Beytrag zu den Kosten des großen Sanhedrins, so Napoleon eben, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, in Paris organisirt hatte, zu entrichten. Wie er immer im Rückstande geblieben war, so suchte er auch bey seiner Vernehmung wieder neue Ausflüchte, wodurch sich der Maire zu einer scharfen Rede veranlaßt sah,

worin er ihm in der That mit viel Energie bemerklich machte, wie er und seines Gleichen hier fast allen andern das Brodt nähme, wenn es aber auf Leistung der Pflicht ankomme, sogar in einer seiner eignen Nation wichtigen Sache, der Saumseligste sey. Das große Sanhedrin, meinte aber jener, kümmre ihn wenig, und verstand sich nur mit großem Unwillen zu dem was er schuldig war.

Die Familie Lion schien aber, so weit wir es beurtheilen konnten, eine sehr rühmliche Ausnahme zu machen. Sie bewohnte ein artiges Landhaus an der Stadt. Eine recht sorgfältige Erziehung der Kinder war das Augenmerk der Eltern. Die Mutter, eine sehr verständige Frau, zeigte überall ein theilnehmendes und treues Gemüth. Der Sohn war eine Zeitlang auf dem Lyceum in Nancy gewesen und die Unterhaltung mit ihm bewies Kenntnisse und Geist. Eine große Vorliebe für Poesie und Musik war fast Ton des Hauses. Die ältere Tochter spielte und sang. Daneben zeigte sie großes Interesse an deutscher Sprache, von der sie etwas verstand, besonders an deutschen Dichtern. Auch bey ihr machte mein Schiller viel Glück. Mehrere Stücke waren schnell auswendig gelernt, und schon nach einigen Wochen zeigte sie mir nicht mißlungene französische Uebersetzungen des Handschuh und des Ringes des Polykrates. In der jüngeren Tochter von dreyzehn Jahren schienen sich ausgezeichnete Talente zu entwickeln. Der Sohn besang

sang die Namenstage der Schwester. Ich hörte eines Tages, es sey der Vorabend eines solchen Familienfestes und fand ihn sinnend mit starken Schritten auf und abgehen. Auf meine Frage „worüber er nachdenke? war gleich die Antwort des jungen kecken Franzosen bereit: Le coeur parlera, mais c'est pour animer ma verve. Wir konnten nach dem Wunsch der Familie unsern Besuch nicht oft genug wiederholen, auch um den Reichthum des köstlichsten Obstes mit ihr zu theilen.

Einen andern Charakter hatte die Bildung in der Familie des Generals la Coste, dessen Gemahlin während seiner Abwesenheit bey der Armee, hier bey ihrer Mutter lebte. Bey dem ersten Besuch fiel das Gespräch unter andern auf die Corinne und Delphine der Frau von Staël. Von beyden Werken sprach man mit hoher Achtung. Die Corinne ward als Kunstwerk höher gestellt; Delphine spreche jedoch mehr das Gefühl an. Die Vergleichung mit den Leistungen der Mad. Genlis fiel natürlich sehr ungünstig für diese aus. Desto wärmere Verehrerinnen hatte hier unser Lafontaine. Sie kannten alles was von seinen Schriften übersetzt war, und bedauerten, daß man von einigen die ich eben nannte, der Uebersetzung noch entbehre. Wie manches auch gegen ihre ästhetischen Ansichten einzuwenden war, — sehr anziehend blieb es doch, Frauen über das was sie gelesen hatten, mit so viel Geist sprechen zu hören. Es waren nicht bloß jene oberflächigen Urtheile, wie man sie so oft hört, daß es

schön, unterhaltend, rührend, wohl gar göttlich sey. Sie suchten sich selbst Rechenschaft zu geben, warum sie es so gefunden hätten. Gerade dieß Streben nach Klarheit ist aber, wie mich dünkt, das sichere aber selten zu findende Wahrzeichen einer höheren weiblichen Bildung. Auch die deutsche Literatur war ihnen nicht fremd; sie schienen von unsern ersten Dichtern selbst mehr zu wissen, als ein Hausfreund, den sie zwar als einen Kenner rühmten, der aber noch wenig über die Gellertsche Periode hinausgekommen zu seyn schien.

Bey einem zweyten Besuch, wo ich die Generalin allein fand, wurde, nachdem die Erziehung der Kinder abgehandelt war, das Gespräch wieder ästhetisch. Sie ging noch tiefer als das erste Mal in manche Fragen ein: z. B. „Ob sich das Schöne in den redenden und bildenden Künsten von dem Moralischen trennen lasse, und ob irgend ein Kunstwerk, dem die sittliche Grazie fehle, vollkommen genannt werden könne?“ Da sie dieß verneinte, so versucht ich, bloß um das Gespräch desto lebhafter zu machen, das Gegentheil zu vertheidigen, und den Kunstwerth von dem moralischen zu trennen. Sie setzte mir Beyspiele entgegen — nannte französische Dichter, deren Talent wir bewundern könnten, aber oft nur mit Bedauern seiner Anwendung auf Gegenstände vor denen jeder Leser von reinem Gefühl erröthen müßte. „Sie werden — setzte sie hinzu — nach Paris gehen, das Museum besuchen, und mir dort gewiß bey dem Anblick der großen

Werke der Kunst Recht geben. Auch Sie werden nicht wegkommen können, wie es noch neuerlich mein Fall war, von dem Apoll von Bellevedere, in dem das Göttliche im Menschen so erhaben vor unser Auge tritt. Sie werden sich aber auch von vielen Gemählden, trotz des Rühmens der Kunstkenner, unwillig wegwenden.“ — Wer hätte nicht, sollte sie auch weniger Recht gehabt haben, der hohen Achtung des Sittlichen in dieser geistvollen Frau gern gehuldigt?

Ich verdankte diese Bekanntschaft einem damals noch jungen Arzt, Herrn Touvenel, der mir noch neuerlich schriftliche Beweise seines wohlwollenden Andenkens und Diensteifers gegeben hat. Das gemeinsame Interesse an der schönen Literatur, mit der auch er sich beschäftigte, hatte uns bey einem zufälligen Zusammentreffen einander näher gebracht. Er ward mir auch von Seiten der Sprache nützlich, und wenn ich zuweilen versuchte, ihm deutsche Gedichte ins französische zu übersetzen, so lernte ich immer aus seinen Correcturen, ermangelte aber auch nicht, ihn wo möglich zu überzeugen, wie oft gerade das Kräftigste und Gediegenste des deutschen Ausdrucks, in der oft so breiten und gedehnten französischen Phraseologie untergehe, wozu itzt selbst die besten Uebersetzungen der Schillerschen Dramen auf jeder Seite die Belage liefern. Wie viel näher steht doch auch darin der Genius unsrer Sprache dem Brittischen!

Kirchenweihe in Nancy.

(Aus dem Tagebuch.)

Drey von uns haben in diesen Tagen ein Wagstück gemacht, und es ist glücklich abgelaufen.

Mündliche Nachrichten, daß nächstens in Nancy eine den Protestanten eingeräumte Kirche feyerlich eingeweiht werden solle, bestätigte einige Tage früher das Journal de la Meurthe*). Auch sprachen alle von dort ankommende Reisende, sehr viel von den großen Anstalten, und es war an sich schon einladend genug, in wenigen Stunden eine der schönsten Städte Frankreichs zu sehen, und daneben einer so merkwürdigen Feyer in einem katholischen Lande beywohnen zu können. Aber — wir waren Gefangene, und unser Aufseher Herr Nicolas konnte um so weniger die Erlaubniß zu einer Reise geben, da der Präfect von Nancy Herr Marquis, dem ich meinen Wunsch, kleine Reisen im Departement zu machen, überschrieb, mich zwar sehr höflich aber abschläglich beschieden hatte **). Dieß bestimmte auch unsre Freunde

*) Nancy ist die Hauptstadt des Departement de la Meurthe, das von dem Fluß seinen Namen hat.

**) Il me seroit — schrieb er — extrêmement agréable, de pouvoir accueillir la demande, qui est l'objet de la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'addresser le 2 de ce mois: mais je n'en ai pas le droit.

Vous avez été, Monsieur, ainsi que les 4 personnes de Halle, qui partagent dans ce moment votre sort, di-

von Heyden und Keferstein den Wunsch aufzugeben.

Indeß hatte uns Herr Guzman unter der Hand versichert, der Maire habe wohl selbst geäußert, man müsse nur nicht fragen, und kurze Abwesenheiten wären wohl zu übersehen. Auch war uns nicht unbekannt geblieben, daß preußische Staatsgefangene, unter ihnen auch solche, die durch ihren höheren Rang bedeutend waren, selbst das Incognito in Paris gewagt hatten. Dieß machte uns Muth nach Nancy zu reisen. Das von Herrn Guzman besorgte Fuhrwerk erwartete uns am Thor.

---

rigés sur la ville de Pont-à-Mousson qui vous est donnée pour prison sur votre parole d'honneur. Il m'est simplement recommandé de tenir la main à l'exécution de cette mesure, mais il ne m'est pas permis de la modifier: l'autorité qui l'a prescrite, ou le ministère de la police générale peuvent seuls le faire. Je vous engagerais donc à solliciter du ministère de la police générale la permission que vous me demandez, si je n'avois lieu de penser, que sous très peu de jours je recevrai la réponse sur la pétition que vous lui avez déjà présentée pour obtenir l'autorisation de vous rendre dans la capitale de l'empire. Si elle vous est accordée, il vous sera vraisemblablement facile ensuite, et à Paris même, de faire agréer par ce ministère le désir, que vous auriez de parcourir à votre retour, les différents lieux que vous indiquez. Dès que la décision que j'attends me sera parvenue, vous pouvez être assuré que je m'empresserai à vous en faire donner avis.

J'ai l'honneur de vous saluer avec la plus parfaite considération. *Marquis.*

Unsre zurückbleibenden Freunde schickten den gewöhnlichen Tagszettel:

„Nous avons l'honneur de prévenir M. le Maire qu'il n'y a rien de nouveau parmi nous“ vor der Abreise auf das Stadthaus.

Der Weg auf der Kunststraße, die von einer höchst mahlerischen Landschaft, aber auch einer Menge trauriger Erinnerungen an die Revolution in verödeten Abteyen, Klöstern und zerstörten Schlössern des alten Adels umgeben ist, war in fünf Stunden zurückgelegt; wir waren bey guter Zeit an der Porte de Stainville, wo der junge Desisle so heldenmüthig starb, und eilten nach der Kirche, da man uns sagte, daß an diesem Tage nur gegen Vorzeigung von Einlaßkarten der Zutritt verstattet sey.

Die Anciens, oder Vorsteher der evangelischen Gemeinde, waren bereits in der Sacristey versammelt. Unsre Pässe nannten uns preußische Officiere. Daran wäre beynahe unser ganzer Plan gescheitert.

Es wurden an diesem Tage in ganz Nancy und der nächsten Umgegend die Siegesfeste von Danzig und Friedland gefeyert. Man sagte uns mit großer Höflichkeit, „daß man es unschicklich gefunden habe, zu einer solchen Feyer die preußischen Militairs, die zahlreich in Nancy in der Gefangenschaft wären, und denen Feste wie dieß nothwendig schmerzlich seyn müßten, einzuladen. Es sey daher beschlossen, die Musik, die Mehrere zu hören gewünscht, den nächsten Sonntag noch

einmal aufzuführen. So habe es der Commandant General Gillot verordnet, und da wir uns in gleichem Fall mit jenen Herrn befänden, so würde man sich einen Vorwurf zuziehn, wenn man mit uns eine Ausnahme machte.“

Da standen wir nun! — Hätten wir uns für Civilpersonen ausgeben können, so würde uns niemand Schwierigkeit gemacht haben. Herr Guzman machte zwar bemerklich, daß wir aus Pont-a-Mousson kämen. Man blieb indeß bey der Weigerung. Als jedoch der erste Vorsteher, Herr Müller, den Namen Pont-a-Mousson hörte, wendete er sich zuerst an unsern Landrath von Wedell mit der Frage, „ob er vielleicht den Hrn. Niemeyer kenne, der sich dort aufhalten müsse?“ Ich hatte mich indeß, um vielen Fragen auszuweichen, etwas entfernt, da ich mich viel zu schlecht darauf verstehe, eine fremde Rolle zu spielen. Herr v. Wedell fand kein Bedenken, ihm unverholen zu sagen „daß ich selbst von der Gesellschaft sey.“ In dem Augenblick stand Herr Müller vor mir. Der mir ganz fremde Mann war so bewegt, daß er kaum reden konnte, nahm mich bey Seite, redete als Straßburger mich deutsch an, und sagte: „Mein Gott! Sie hier! Durch meinem Schwiegervater, den Consistorialpräsidenten Petersen, der aus Straßburg gekommen ist, um unsern Prediger heute einzuführen, haben wir erst vor wenigen

Tagen erfahren, wer der Monsieur Rimayer sey*), dem man in unsre Nähe deportirt hat. Seitdem sind wir alle in der größten Besorgniß um Sie, und bereits im Begriff gewesen, im Namen unsrer Gemeinde in diesen Tagen eine Deputation an Sie zu schicken, um Ihnen unsre Dienste und unser Vermögen, im Fall Sie in irgend einer Verlegenheit seyn sollten, anzubieten."

Nun hätte es Noth gethan, wir hätten uns sogleich den jeden Augenblick erwarteten Autoritäten vorstellen lassen, und ich hatte genug Mühe, dem braven Manne begreiflich zu machen, daß er gar nicht thun müsse als kenne er mich, da wir, wenn wir nicht verantwortlich werden, vielleicht selbst die Behörden in Verlegenheit setzen wollten, das tiefste Incognito beobachten müßten. Er gab mir ungern nach. Sein Ge-

---

*) Das Journal de la Meurthe hatte in der Ankündigung unsrer Ankunft, fast alle unsre Namen wunderlich entstellt, wie das in Frankreich ganz gewöhnlich ist. Sie lauteten buchstäblich so:

„Le 16 du courant arrivérent à Pont-à-Mousson et y tiendront prison 5 individus de Halle en Prusse; savoir: de Heyden major du régiment de Renouard; — de Weydel conseiller provincial; — de Malvaize directeur de la poste aux lettres; — Keffertein magistrat de Halle; — Rimayer, professeur en théologie, qui ont été arrêtés à Halle, comme accusés d'avoir entretenu des intelligences avec le Roi de Prusse."

schäft rief ihn ab. Bald sollten wir ihn wieder sehen. Wir bekamen nun sogleich Einlaßkarten für eine der besten Logen nah an der Kanzel, wo wir zugleich die ganze Kirche übersehen konnten.

Nach und nach versammelten sich alle Behörden, in ihrer Staatsuniform. Jeder einzelne ward etwas theatralisch mit Trompetenstoß empfangen. Auch füllte sich das Schiff und die Emporkirche mit einer großen Menschenmenge. Nach einem kurzen Orgelspiel, machte der Präsident Petersen, vor dem Altar, auf welchem man alle heiligen Gefäße aufgestellt sah, die Versammlung mit dem Zweck des Tages bekannt; wendete sich dann an den jungen Prediger Hrn. Boissard, verwieß ihn auf seine Pflichten, und als er geendet hatte, ward von einem Civilbeamten, das Kaiserliche Decret über die Eröffnung eines protestantischen Gottesdienstes verlesen, worauf der Prediger den Eid leistete. Darauf folgte die musikalische Aufführung einer Cantate, wobey sich eine Tenor- und Discantstimme sehr auszeichnete. Nach dem ersten Theil trat die Predigt ein. Wenn die dem Redner unvermeidlichen Lobpreisungen des Helden der Zeit uns weniger ansprachen, so war dieß desto mehr der Fall, als er sein Verdienst um freye Religionsübung prieß, und zugleich von den Folgen des theoretischen und moralischen Unglaubens redete. Besonders aber war mir aus der Seele gesprochen, was er über die Unschicklichkeit des Ausdrucks Duldung äußerte. „Davon könne itzt nicht mehr die Rede seyn. Duldung andrer Glaubens-

weisen gehe immer von dem Irrthum aus, als ob irgend ein Mensch das Recht habe, die, welche anders über die Religion als er dächten nicht zu dulden, und ihnen die Erlaubniß, Gott nach ihrer besten Ueberzeugung zu verehren, als eine Gnade zu verleihen." Wie oft, dacht ich, haben sich selbst evangelische Schriftsteller des Mißbrauchs eines Ausdrucks schuldig gemacht, den man längst mit dem richtigeren der Gewissens- oder Religionsfreyheit hätte vertauschen sollen.

Die Feyer beschloß ein Gebet des Präsidenten vor dem Altar, und der zweyte Theil der Cantate. Die Kirche ist seitdem Eigenthum der Evangelischen ohne Unterschied der beyden Confessionen. Vormals gehörte sie den Prämonstratenserorden. Man schätzte damals die Zahl der Mitglieder auf fünfhundert*).

Die Vorstände der durch ihr neues Kirchenlocal hoch erfreuten Gemeinde, gaben den sämmtlichen Behörden ein glänzendes Diner, zu dem wir noch einmal auf das dringendste eingeladen wurden. Wir aber, nur auf das Incognito bedacht, eilten durch das Ge-

*) Zufolge neuerer Nachrichten, hat Herr Boissard seine Stelle bis zum J. 1809 verwaltet, und ist dann dem Ruf nach Paris gefolgt, wo er als erster Geistlicher und Präsident des Consistoriums bey der dortigen deutsch-französischen lutherischen Kirche steht, und in beyden Sprachen predigt, auch von dem itzigen Könige durch die Decoration der Ehrenlegion ausgezeichnet ist. Ihm ist Herr Cuvier nachgefolgt, und zugleich als Professor an dem dortigen katholischen Collegium angestellt.

drang in eine Nebenstraße, und kühlten uns in einem einsamen Zimmer des Lion d'or, von der gerade an jenem Tage fast auf dem höchsten Grad gestiegenen Hitze wieder ab. So vortreffliche und dabey so wohlfeile Glacen, meinten die Kenner, wären ihnen noch nie vorgekommen. Gegen Abend fanden wir vor dem Thor unsern Wagen bereit, und kamen ohne Aufenthalt in unserm Pont-a-Mousson an. Unstreitig war Herrn Nicolas unser Ausflug nicht unbekannt geblieben. Er war aber gefällig genug nichts davon zu erwähnen.

Wenige Tage darauf erfreuten uns die Herren, welche uns anfangs den Eingang versagt hatten, als ob sie etwas gut zu machen hätten, durch ihren Besuch. Wir machten, da sie ihre Anerbietungen zu jeder Art von Dienstleistungen auf das freundlichste wiederholten, neue Erfahrungen einer großen Theilnahme und Humanität in einem uns fremden Lande, und mußten ihnen das Wort geben, bey unsrer zu hoffenden Reise nach Paris einen Tag in Nancy zu verweilen.

Noch itzt — wie man mir schreibt — lebt der älteste von ihnen Herr Müller, im Genuß allgemeiner wohlverdienter Achtung, und hat fortdauernd Ursach, sich des glücklichen Gedeihens der dortigen Gemeinde zu erfreuen.

Der 24ste Junius.
Festtag Johannes des Täufers.

Darf sich ein Ungeweihter nahen
Dem Heiligthum das euch umschließt,
Euch deren Augen längst schon sahen,
Was seinem Blick verschlossen ist?
Doch in dem Reiche der Gedanken
Ist jeder Forscher unser Freund,
Das Unglück sprengt die engen Schranken,
Und hat zu Brüdern uns vereint.

Das Wahre, Gute, mit dem Schönen
Ist keines Ordens Eigenthum,
Weltbürgersinn ist allen Söhnen
Des Lichts, des Strebens Ziel und Ruhm.
Was Brauch und Schwur Euch zu verschweigen
Gebot, bewahre treu der Mund,
Doch hier das Fest mit Euch zu feyern
Gestattet gern mir Euer Bund.

Dieß war der Anfang eines Aufsatzes, mit welchem ich meine Gefährten bey dem Frühstück am Morgen des Tages empfing *), dessen Feyer sie als Maurer nur im Geist beywohnen, aber desto gewisser seyn konnten, daß die Brüder in Halle sowohl des abwesenden Meisters vom Stuhl, als der Uebrigen nur um

*) Er ist als Anhang in meinen akademischen Reden und Predigten, Halle 1817 abgedruckt.

so lebhafter gedenken würden. Er war aus einer stillen Abendbetrachtung über den Heiligen des nächsten Tages entstanden, von dem mir immer ein sehr hohes Bild, selbst nach den wenigen Zügen, welche die evangelische Geschichte von ihm enthält, vorgeschwebt hatte. Stand er doch auch fast am Grabe seines Staats, sah schon „die Axt an die Wurzel gelegt" und seine letzten Stützen zusammenbrechen. Desto gewisser war es ihm, daß, wo von der physischen Kraft nichts mehr zu hoffen, desto mehr auf die geistige zu rechnen, und von ihrer neuen Weckung, Belebung und Stärkung das Heil allein zu erwarten sey. Lehrt doch die ganze Geschichte, was die Intelligenz und der reine Wille vermag, wenn nur, wo es um die äußere Freyheit für eine Zeitlang gethan ist, die innere gerettet wird. Selbst willkührliche Machthaber haben Furcht und Scheu vor der Stimme der Wahrheit, und ehren den Muth, wenn sie es wagt sich vor ihnen hören zu lassen. „Herodes — sagt die Geschichte — fürchtete Johannem. Denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war."

An diese und ähnliche Betrachtungen knüpfte sich unser Morgengespräch an dem Johannesfest. Auch hat es ja acht Jahre später die Erfahrung bestätigt, wie viel das Erwachen jener moralischen Kräfte zu leisten, und wie glorreich sie der Kampf mit einer für unüberwindlich gehaltenen Macht zu bestehen vermocht hat.

Die Spanier in Pont-a-Mousson.

Schon seit dem Anfang des Junius sah man begierig dem Durchmarsch spanischer Krieger entgegen. Das Journal de l'Empire meldete gegen das Ende des May, Napoleon ziehe ein Hülfscorps von 27,000 Mann nach Deutschland, welches unter dem Befehle des Generallieutenant Marquis de Romana stehe, bereits in Biscaja und Katalonien eingetroffen, und zum Theil Hannover zu besetzen bestimmt sey.

In der Mitte des Julius fingen die Durchzüge der Heersäule, welche diese Richtung genommen hatte, an. Anfangs nur Fußvolk, leicht und schlecht gekleidet, zum Theil schmutzig und unansehnlich, ohne alle Pferde, Wagen und Gepäck, nach und nach besser montirt und von schönerem Ansehn. Erst später kam die Reiterey. Itzt strömte man von allen Seiten herbey, besonders um die berühmten andalusischen Pferde zu sehen. Kaum erinnerte man sich einer ähnlichen Ueberfüllung der Stadt. Namentlich war in unserm Gasthofe ein unendliches Treiben, und es gehörte der Kopf der immer gleichbesonnenen, sittsamen und behenden Fanchette Beaumont dazu, um den Anforderungen der Fremden vom Morgen bis Abend, mitten unter den Donnerwettern und Blitzen, die der père la Montagne dazwischen schleuderte, zu genügen.

Hochgespannte Erwartungen werden selten befriedigt. So fanden auch hier Viele weder die Menschen

noch die Pferde so schön, als man sie sich gedacht hatte. Für uns war es ein recht glücklicher Zufall, Zeuge dieses neuen Schauspiels zu seyn. Da man in Deutschland so selten reisende Spanier sieht, so sahen wir uns nun auf einmal von Tausenden jener merkwürdigen Nation umringt, in der sich bald darauf eine so seltene Kraft entwickeln und es wagen sollte, dem, der sie itzt zur Hülfe rief, trotzend entgegenzutreten. Auch von diesem Corps gingen ja schon im folgenden Jahr (1808) an 7000 Mann, des französischen Jochs müde, von Romana geführt, nach England hinüber, und kehrten, dort eingeschifft, in ihr Vaterland zurück, um den aufgedrungenen König zu vertreiben und sich von Napoleon unabhängig zu machen.

Die Mittheilung ward freylich durch die gegenseitige Unbekanntschaft mit der Sprache sehr erschwert. Da jedes Regiment einen Feldprediger hatte, so versuchte ich es zwar, mich mit einigen von ihnen zu befreunden. Allein mein Latein verstanden sie schwer, und nur Einer wußte etwas französisch. Er hatte zwar auf der hohen Schule von Salamanca und Alcála studirt. Aber es war doch vergebens, ihm einige Belehrungen über den Zustand dieser berühmten Universitäten zu entlocken.

Unter den höheren Officieren fand man sehr gebildete Männer, sie auch größtentheils gefällig und entgegenkommend. Ich machte die Bekanntschaft des Generals Juseppe Salazar, eines sehr unterrichteten Mili-

tairs, der mir einige Stunden von seinen Reisen, besonders nach Buenos Ayres erzählte. Am häufigsten aber unterhielt ich mich mit dem Obristen C. de St. Romana einen sehr schönen hochgebildeten Mann, der mehrere Tage in unserm Gasthause in Quartier lag. Ich konnte ihm vieles über Hannover sagen wohin er bestimmt war, und mit einigen Adressen begleiten. Auch mit ihm wurde die Unterhaltung bald literarisch. Er kannte die Schriftsteller beyder Nationen, und hatte selbst eine Menge Stellen aus spanischen und französischen Dichtern im Gedächtniß. Wenn er spanische Verse vortrug, so konnte ich zwar nur Einzelnes aus der Verwandtschaft des lateinischen und italienischen errathen, aber mich desto mehr an dem Wohlklang der erhabenen Sprache ergötzen, die besonders im Reichthum an hochtönenden Vocalen alle europäische übertrifft. Hätte er länger verweilen können, so würde er mich wenigstens das richtige Lesen gelehrt haben. Ungern brach er auf. Er schenkte mir noch bey dem Abschiede den Catalog des Museums im Louvre, dessen Schätze ich in der Folge, mit diesem Verzeichniß in der Hand, so oft gesehen und seiner dabey gedacht habe.

Die bequartierten Einwohner der Stadt waren übrigens herzlich froh, als die Durchmärsche ein Ende hatten. Anfangs gewährte ihnen wohl das spanische Volksleben eine angenehme Unterhaltung. Man hörte nicht nur täglich — was hier selten gehört ward — eine eigenthümliche Regimentsmusik, sondern auch auf der

Pro-

Promenade ward oft zur Guitarre gesungen. Zum Tanz schlugen die Soldaten mit kleinen kastanienbraunen, gleich Nußschaalen um den Daumen gewickelten Hölzern oder Castagnetten, den Tact. Aber bald fing man doch an zu fühlen, daß diese Belustigungen durch gar mancherley Belästigungen und Ansprüche von Seiten der Einquartierten, zu theuer erkauft werden mußten. Besonders ergossen sich die Frauen in laute Klagen über die unglaubliche Unreinlichkeit der fremden Gäste, und einige versicherten, daß man gar nicht wisse, wie man sich von gewissen lebendigen Wesen befreyen sollte, die sie zurückgelassen hätten.

So wenig für uns die Ankunft einer neuen Armee zur Unterdrückung Deutschlands etwas erfreuliches seyn konnte, so vergaß man doch stundenweise bey so vielem Neuen das vorüberzog, des Gedankens daran. In dem Verkehr der Franzosen mit den Spaniern, gab es bey gegenseitiger Unbekanntschaft mit der Sprache, auch manche lächerliche Scene. Ein kleiner Vorfall ereignete sich selbst in unserm Kreise. Indeß bey dem Einrücken der Reiterey, unser Major v. Heyden an dem Fenster seines Zimmers, vor dem sie vorbey mußte, stehen blieb, um die andalusischen Rosse und die Haltung der Reiter desto bequemer beobachten zu können, waren wir andern auf den Marktplatz, wo sie sich zuerst aufstellen sollten, gegangen. Als wir zurückkamen, fanden wir ihn in der übelsten Laune. Er erzählte uns, wie die Schändlichen, so wie sie ihn am Fenster er-

blickt hinaufgewiesen, und dann Jeder ein Schimpfwort ausgestoßen hätte, das ohngefähr geklungen, wie He! Animal! so daß er zuletzt voll Verdruß das Fenster zugeworfen habe. Er wunderte sich nicht wenig, uns in ein lautes Lachen ausbrechen zu sehen, lachte aber eben so herzlich mit, als ihm Licht über den Vorfall aufging. Ueber dem Laden des Hrn. Martin, gerade unter jenem Fenster, hing ein kleines ausgestopftes Krokodill, wie dieß bey Material- und Specereyhandlungen nichts ungewöhnliches ist. Dieß war nun den Spaniern eine neue merkwürdige Erscheinung gewesen, und so hatte Jeder in die Höhe gesehen und ausgerufen: Vea este animal! Sieh nur das Thier da!

Ein andermal entstand ein großer Auflauf, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, ein Spanier sey in den Brunnen gefallen. Mehrere Menschen wollten darauf schwören, daß sie sein Schreyen um Hülfe gehört hätten. Man ließ Stricke hinab, man stieg mit Leitern herunter, um ihn wo nicht zu retten, doch wenigstens den Brunnen von dem spanischen Leichnam zu reinigen. Alles war vergebens, am Ende verlief sich das Volk, und Tages darauf hieß es, ein Bauchredner habe die Menschen zum Besten gehabt.

Indem ich des Brunnens, der sehr nah an unsrer Wohnung war, gedenke, kann ich auch hier nicht unterdrücken, wie sehr es mich, so oft ich vorbeyging, in Verwunderung setzte, daß lange Gewohnheit die Menschen so gleichgültig gegen Unbequemlichkeiten ma-

chen konnte, denen doch durch die leichtesten Mittel abzuhelfen gewesen wäre. Zwar ist überall in den unteren Classen der Zug starrer Anhänglichkeit an das Hergebrachte, und eigensinnige Zurückweisung des entschieden Besseren, fast charakteristisch. Daß aber auch unter Gebildeten manche Verbesserung und Erleichterung selbst in Dingen des täglichen Lebens so spät eintritt, ist schwer zu begreifen. Jedermann weiß, wie leicht es ist, mittelst eines Schwengels (Wippe) oder einer Winde, in dem tiefsten Brunnen, die Wassereimer zu füllen und herauf zu ziehen. Hier aber kostete dieß allezeit die größte Mühe. Der Eimer hing an einer langen eisernen Kette, welche jedesmal mit unglaublicher Anstrengung über die steinerne Einfassung, die schon überall durch die Reibung ausgehöhlt war, heraufgezogen werden mußte. Wir äußerten oft, wie mit wenigen Kosten Zeit gewonnen und Menschenkraft geschont werden könne. Aber man hatte keinen Sinn dafür. Ein Paar von uns thaten den Vorschlag, durch eine bessere Einrichtung auf unsre Kosten uns hier ein Gedächtniß zu stiften. Aber die Meinung ging nicht durch. Einer unsrer Freunde, der bey aller natürlichen Gutmüthigkeit, doch den Verdruß, „hier, wo man wie verrathen und verkauft sey, gefangen zu sitzen“ gar nicht überwinden konnte, meinte, „das hätten die Franzosen doch nicht um uns verdient, ihnen Brunnen zu bauen.“ Und so werden die guten Leute in Pont-a-Mousson wohl noch itzt sich täglich abquälen, wie sich ihre Vorfahren abgequält haben.

Fabrication künstlicher Steine.

Professor Fleuret.

Unser Wirth hatte im Hinterhause zu bauen. Er nannte sogar das Bauen la malheureuse passion. Oft mißmüthig, übrigens höchst gefällig und immer selbst unglücklich, wenn er nicht gleich einen Wunsch erfüllen konnte, schien er sich in allerley sonderbaren Anlagen zu gefallen. So stand im Hofe ein kleines Lusthaus, an dessen Dach sich ringsum Glocken bewegten. „Ach — sagte er — als man sich nach dem Zweck erkundigte — quand' on est affligé, c'est une petite consolation. Ich dachte an die Glöckchen in der Zauberflöte.

Den dießmaligen Bau leitete ein hier lebender, in jedem Betracht sehr achtungswürdiger Mann und großer Mathematiker, Professor Fleuret, der mich so oft ich ihn sah, eben so sehr durch die große persönliche Aehnlichkeit als durch seine Wissenschaft, an unsern trefflichen deutschen Mathematiker Klügel erinnerte. Er hatte früherhin an der Königl. Militairschule gestanden, und war dort der Lehrer des General Clarke und des Marschall Duroc gewesen. Indeß diese und viele andre seiner Schüler zu den höchsten Würden emporgestiegen waren, lebte er hier vergessen, vielleicht der Anhänglichkeit an die alte Regierung verdächtig, selbst ohne Pension. Ueberhaupt war er durch bittre Erfahrungen gegangen. Während der

Revolution hatte ihn seine Religiosität, in jener Zeit, wo Gott bekennen Verbrechen war, in Gefahr gebracht. Auch die Aussicht auf einem bedeutenden Gewinn durch Plane und Risse, die er als ein vortrefflicher Zeichner für den Kaiser Paul zu einem Sommerpalais zu entwerfen beauftragt war, verschwand, als dieser ermordet war. Wir sahen die höchst vollendeten Blätter, die er nun unbenutzt und unbelohnt in einer Kiste als Andenken seines Mißgeschicks aufbewahrte. Das alles trug er in seinem frommen Sinn mit großer Gelassenheit, und begnügte sich mit dem, was durch die Fabrication künstlicher Steine, deren Erfinder er war, hie und da verdient ward, da er von dem Minister des Innern ein ausschließendes Privilegium erhalten hatte, auch eben an einem großen Werk darüber drucken ließ *).

Wenigstens eine allgemeine Idee von dieser Erfindung zu erhalten, wird, hoff' ich, einigen Lesern nicht unwillkommen seyn.

Die außerordentliche Festigkeit und Dauer der Mauerwerke bey den Alten, verglichen mit der leichten Zerstörbarkeit der neueren, hatte Hrn. Fleuret zuerst veranlaßt, Untersuchungen über die Art und Weise, wie jene den Kalk gelöscht und den Mörtel bereitet, anzustellen. Diese hatten ihn darauf geführt, daß man auch itzt noch auf gleichem Wege dasselbe leisten, ja

*) L'art de composer des pierres factices auffi dures que le caillors. Un Volume avec 260 Figures.

selbst den Mangel an Steinen und Bauholz durch die Zubereitung einer Masse ersetzen könne, die sich in beliebige Form gebracht, in sehr kurzer Zeit, und ohne am Umfang zu verlieren, völlig versteinere, und dann jeder Feuchtigkeit, so wie jedem Einfluß des Frosts oder der Hitze unzugänglich sey. Eine solche Masse kann, jenachdem man sie gestaltet, zu Röhren für Wasserleitungen, Trögen, Bassins, überhaupt zu Wasserbehältern aller Art, ja selbst Basreliefs benutzt werden. Sie kann Fließen und Quadersteine auf Hausfluren ersetzen, und mit Farben getränkt, eine Art von Mosaik bilden.

Die Erfahrung hatte auch bereits die Ausführbarkeit und den Werth der Erfindung bewährt. So hatte Herr Fleuret zu Clemery, dem Landsitz des Marschall Duroc von solchen selbst gemachten Steinen eine große Wasserleitung angelegt, bey der eine einzige aus 1500 einzelnen Stücken zusammengesetzte Röhrenstrecke, über 5000 Pariser Fuß lang war. Auch fanden wir schon in einigen Häusern figurirte Fußböden und Gefäße, die von natürlichem Marmor nicht zu unterscheiden waren.

Im Kleinen waren wir selbst Zeugen der Fabrication, und Herr v. Wedell, welcher bald der Meinung ward, daß auch in Deutschland hievon Gebrauch gemacht werden könne, nahm förmlichen Unterricht bey dem Meister. Die Hauptsache beruht auf der großen Sorgfalt, die schnelle Verflüchtigung der Dünste zu verhüten, vorzüglich aber die äußere Luft vom Kalk

abzuhalten. Wenn eine bestimmte Masse von Sand, gemischt mit zerschlagnen Feldsteinen, kleinen Kieseln und zerstoßnen Scherben zubereitet war, so ward eine verhältnißmäßige Menge gebrannter Kalksteine in einen von Weiden geflochtenen Korb geschüttet, und dieser in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gestellt, bis sich Blasen zeigten. Man ließ sodann das Wasser ablaufen, schüttete die getränkten Steine auf die angefeuchtete Sandmasse, und bedeckte sie damit einige Zoll hoch, so daß nicht die kleinste Oeffnung blieb und jeder Zutritt der äußeren Luft abgeschnitten wurde. Nach 12 — 16 Stunden ward sodann mit eisernen Schaufeln der zerfallene Kalk mit der Sandmasse durch einander gerührt, und so viel Wasser darauf gegossen, daß der nun gewonnene Mörtel, so lange er weich blieb, gleich dem Thon, in jede Form verarbeitet werden konnte. Da bey dieser Verfahrungsart, die Kohlensäure unsrer Atmosphäre nicht, wie bey unsrer gewöhnlichen Löschungsweise so oft der Fall ist, störend einwirken kann, so verbinden sich nun alle Theile der Masse unauflößlich, und selbst natürliche Bruch- oder Ziegelsteine, die durch einen solchen Mörtel verbunden sind, können oft nur durch die größte Gewalt von einander gesprengt werden.

Es ist immer ein angenehmer Anblick, einen Mann zu sehen, der ganz in dem Bewußtseyn lebt, eine wichtige und wohlthätige Erfindung gemacht zu haben. So konnte ihm in der That die seinige erscheinen. „Millionen Baumstämme, sagt er in der An-

kündigung seines Werks, deren man sich bisher allein zu Wasserröhren und Pumpen bedient hat, können dadurch erspart werden. Jene bedürfen so oft, diese steinernen nie einer Ausbesserung und Erneuerung. Jene, allmählig faulend, verderben so leicht den Geschmack des Wassers; diese nie. In jenen setzt sich so häufig ein schwammartiges Gewächs (queue de renard) und verstopft sie, was hier niemals der Fall seyn kann. So viel feuchte der Gesundheit schädliche Fußböden, sind, mit dieser Masse übergossen, immer trocken. So gewinnt die Staatsökonomie im Großen, und zugleich die Gesundheit vieler Einzelnen."

Es ist mir unbekannt, ob seit der Erscheinung jenes Werkes, zu dem eben damals vortreffliche Kupfer nach Herrn Fleurets Zeichnungen in Paris gestochen wurden, die Anwendung allgemeiner geworden ist. In Deutschland hat Herr v. Wedell Versuche im Kleinen gemacht, und sie besonders zu Wasserröhren sehr zweckmäßig gefunden. Dem Berliner Baudepartement ist von ihm der Plan mitgetheilt. Man scheint aber keinen besondern Werth darauf gelegt zu haben, zumal die ersten Proben mißlungen seyn sollen. Auf jeden Fall sollten doch bey dem Löschen des Kalks die bewährten Erfahrungen nicht unbeachtet bleiben. Selbst der Abputz der Häuser und Wände würde gewiß dadurch an Dauer und Festigkeit gewinnen.

Persönliche Lage.

Versuche frey zu werden, oder nach Paris gehen zu dürfen.

So mannichfaltig und zum Theil neu auch die Gegenstände waren, die mich in den ersten Monaten meines Exils beschäftigt hatten, so kehrte doch immer und immer der Gedanke wieder: „Wann und wie es enden werde?“ Wie es um das Vaterland stand, konnte uns nicht zweifelhaft bleiben. Die Briefe sagten viel weniger darüber als die öffentlichen Blätter, die desto mehr dafür sorgten, daß uns kein neuer Unfall, der das preußisch-russische Heer betroffen hatte, verborgen bliebe. Dieß konnte die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs um so weniger beleben, da auch die große Hülfsmacht, auf die man so viel gerechnet hatte, immer weiter zurückgedrängt ward, indeß von Frankreich aus täglich neue Verstärkungen den siegenden Heeren nachrückten. Von dieser Seite war ich vielleicht der muthloseste. Manche meiner Freunde hofften noch immer auf einen entscheidenden Schlag, der dem Kriege eine andre Wendung geben könne, oder wenigstens auf einen ehrenvollen Frieden, zumal man täglich hörte, wie sehr sich auch ganz Frankreich bey allem Glück seiner Waffen danach sehne. Ich dagegen fand in der festen Consequenz, die hier alle Schritte und Unternehmungen bezeichnete, in der Einheit des leitenden Willens, die selten bey verbundenen Kriegsmächten erreichbar ist,

in dem kriegerischen Geist des Heeres, das bey aller Unzufriedenheit doch in dem Ruhm des Feldherrn stets neue Nahrung fand, nur allzuviel Ursach, das Schlimmste zu fürchten, und ich mußte oft geflissentlich kleine Zerstreuungen suchen, um nicht durch Unheiterkeit die sanguinischen Hoffnungen einiger meiner Gefährten zu trüben.

An eine Rückkehr war vor dem Frieden gar nicht zu denken. Es waren zwar Vorstellungen an den Kaiser und an die höheren Behörden abgegangen. Sie blieben aber entweder ohne alle Antwort, oder machten die Entscheidung von dem Ende des Krieges abhängig. Unsre Familien hatten versucht, die noch im Dienst gebliebenen preußischen Beamten in Berlin und Magdeburg zu bitten, sich für uns zu verwenden. Auch hatte der damalige geistliche Minister Hr. v. Massow, dessen persönlichen Wohlwollens ich mich stets in einem ganz vorzüglichen Grade zu erfreuen hatte, alles bey dem Gouverneur von Berlin, dem General Clarke, aufgeboten, mich meinem Wirkungskreise zurückzugeben; jedoch ohne Erfolg. In Magdeburg war noch weniger Gehör zu finden. Der dortige Gouverneur Gen. Ebelé, wies den Antrag, uns als Geißeln der Provinz wenigstens mit Diäten zu versehen, kalt zurück, und die Kammer wagte es nicht, etwas für uns zu thun, da wir von ihm nicht mehr als Geißeln, sondern als „wegen unsres Betragens deportirt, betrachtet wurden.“ Ein gewöhnliches Kammerrescript im bekannten Styl war die Antwort.

Desto thätiger ward in Paris für mich gearbeitet. Es lebte dort einer meiner vieljährigen Zöglinge, D. Oerthling, damals noch Arzt, itzt Geschäftsträger der Herzogl. Mecklenburgischen Höfe, der mit meinen älteren Söhnen aufgewachsen, fast zu unsrer Familie gezählt wurde. Der Enthusiasmus, welchen die ersten so schön klingenden Ideen der Revolution in seinem freysinnigen Vater, einem sehr geschätzten Arzte in Rostock, geweckt hatte, und wohl eben so sehr der Gedanke, sein bedeutendes baares Vermögen durch Ankauf von Assignaten und Nationalgütern aufs beste für sich und die Seinigen anlegen zu können, hatte ihn im Jahr 1795 nach Paris geführt. Er hatte ein sehr großes Haus in der Rue Madeleine, und ein schönes Gut an der Loire, Puisé gekauft, war aber ungeschickten oder untreuen Geschäftsführern in die Hände gefallen daher er es in der Folge nöthig fand, seinem ältesten sehr talentvollen, auch in Geschäften gewandtem Sohne, die ganze Verwaltung an Ort und Stelle zu übergeben. Es bedurfte für diesen, bey seiner dankbaren Anhänglichkeit nur der Nachricht von unserm Schicksal, um, bey einer großen Bekanntschaft in Paris, und einer sehr genauen Kenntniß des Bodens und der Verhältnisse, nichts unversucht zu lassen, sowohl den wahren Grund meiner Verhaftung zu entdecken, als mir wenigstens fürs erste die Erlaubniß auszuwirken, in Paris leben zu dürfen. Sein erster Brief vom 14ten Jun. konnte nur zur Geduld ermah-

nen, „da die ungeheure Menge der Eingaben von den Kriegsgefangenen es in den Bureaus der Chefs der Polizey und der übrigen Ministerien äußerst erschwere, sich auch nur bemerklich zu machen, und an mündliche Vorstellung kaum zu denken sey.“ Doch meldete er unter dem 18ten, „daß er als französischer Eigenthümer (Proprietaire) eine Vorstellung an den Minister des Innern aufgesetzt und darin angehalten habe, zunächst wenigstens mir die Reise zu gestatten, um als Gelehrter die literarischen Schätze von Paris benutzen zu können; auch habe er mehrere Mitglieder des Nationalinstituts, mit denen er in Verbindung stehe, zu einer Unterschrift eingeladen. Indeß werde alles darauf ankommen, ob die Bestimmung unsres itzigen Aufenthaltsorts von dem Kaiser ausgegangen, in welchem Fall nichts, gar nichts zu hoffen sey.“ Daneben rieth er, selbst bey dem General Kellermann, auch wohl aufs neue in Berlin einzukommen, um von allen Seiten zu dem Zweck hinzuwirken. Nicht minder bereitwillig hatte sich der edle Graf von Schlaberndorf, auf welchen ich unten zurückkommen werde, erklärt, allen seinen Einfluß für mich anzuwenden. Durch solche Verheißungen wurde die Erwartung des Erfolgs immer mehr gespannt. Doch theilten wir alle das Gefühl, daß die Erlaubniß, augenblicklich zu den Unsrigen zurückkehren zu dürfen, uns leicht dem natürlichen Wunsch die Hauptstadt zu sehen, würde vergessen machen. Die Antwort zögerte, und als sie am 9ten Jul. einging,

brachte sie wenig Trost. Der Minister des Innern hatte zwar unserm Fürsprecher eine lange Audienz gewährt, auch Verwendung versprochen, nur gefürchtet, daß unser Wohnort Halle, das so verdächtig sey, den Personen schaden dürfte. Zugleich meldete der Brief, daß am 4ten Jul. die Nachricht von dem seit dem 21sten Jun. eingetretenen Waffenstillstande eingetroffen und der Friede wahrscheinlich nahe sey, auch daß wenigstens zufolge eines Pariser Journals, der Saalkreis an Sachsen fallen werde. Dieß war die erste Bestätigung der bis itzt nur selten aufgestiegnen Besorgniß, daß wir aufhören könnten Preußen anzugehören.

In Halle fing sie schon an allgemeiner, und dadurch der Zustand vieler Einzelnen höchst traurig zu werden. Die Briefe vom Julius enthielten darüber, und über die Muthlosigkeit, wenn sich die eingehenden Gerüchte bestätigen sollten, sehr viel Schmerzliches. Dieß minderte den Eindruck der Freude über die stets erwünscht lautenden Nachrichten aus dem Familienkreise, mit dem wir durch den ununterbrochnen Briefwechsel Zug um Zug in dem lebhaftesten Verkehr blieben. Daß uns dieß gestattet war, mußten wir für ein um so größeres Glück halten, da der Maire Nicolas entweder keine Instruction gehabt oder sie nicht beachtet hatte, über die abgehenden und ankommenden Briefe zu wachen. Er gab sich wenigstens gegen das Ende unsres Aufenthalts, wo wir zufällig eines erhaltenen

Briefes erwähnten, die Miene, als wisse er nicht, daß dergleichen ankämen, ohne daß sie durch seine Hand gingen. „Bey andern Kriegsgefangnen, die hier residirt hätten, sey dieß immer der Fall gewesen. Auch hätten alle ihre Briefe erst nach Paris zur Einsicht gesendet werden müssen, von da sie dann, wenn man nichts bedenkliches darin gefunden, weiter an ihre Adresse abgegeben wären.“ Wir hüteten uns seitdem wohl von Briefen zu reden.

Daß, je näher die Entwickelung der politischen Verhältnisse trat, Jeder von uns desto öfter über seine Zukunft nachdachte und mit sich zu Rathe ging, war wohl natürlich. Indeß hatte ich zu oft erfahren, wie wenig voreilige Plane und Maaßregeln etwas helfen, bevor man nicht ganz über die Umstände im Klaren ist, aus deren Combination doch allein der jedesmalige rechte Entschluß hervorgehen kann, um auch in der itzigen so mißlichen Lage, wo noch alles dunkel war, nicht zunächst nur nach der Gemüthsruhe und Besonnenheit zu streben, ohne welche so leicht etwas übereilt und zu spät bereut wird.

Niemand hatte wohl mehr Ursach, mit großer Besorgniß an die Zukunft zu denken, als die große Anzahl preußischer Officiere, welche sich zugleich mit uns in der Gefangenschaft befanden. Da vielen von ihnen Nancy, Toul und Soisson zum Aufenthalt angewiesen war, so hatten wir von Zeit zu Zeit Gelegenheit sie zu sehen, und namentlich kamen mehrere, die mit mir oder meinen Gefährten bekannt waren, herüber. Schon sehr bald

nach unsrer Ankunft war dieß der Fall. Kaum hatten sie unsre Ankunft erfahren, so machten sie sich auf uns zu sehen. Unter ihnen war auch der tapfere Rittmeister Günther, der am 17ten October des vorigen Jahres, in dem Gefecht vor den Thoren unsrer Vaterstadt sich so hohen Ruhm errungen hatte. Als die Uebermacht des Feindes schon überall die Preußen zurückdrängte, da warf sich noch einmal das Usedomsche Husarenregiment auf die verfolgende Reiterey. Günthern wurden zwey Pferde unter dem Leibe getödtet; mit vielen Wunden bedeckt schwang er sich auf das Pferd des neben ihm haltenden Trompeters. In dem Augenblick erhielt er durch einen Säbelhieb eines französischen Wachtmeisters die achte Wunde über den Kopf. Als er aber wehrlos herabsank, nahm ihn dieser in Schutz, brachte ihn mit großer Sorgfalt in die Stadt, empfahl ihn der Pflege eines geschickten Arztes, gab ihm seinen eignen Mantel zur Bedeckung, und schied bewegt von dem tapfern Krieger. Wenn Theilnahme an seinen Leiden und Achtung seines Muths, wie seines ganzen Charakters, sein Verdienst lohnen konnte, so ward ihm der Lohn von allen Einwohnern der Stadt, und jeder theilte seine Gefühle, als er kaum geheilt, noch vor uns nach Frankreich abgeführt ward. Welche Erinnerungen an jene blutigen Tage erwachten, als er unerwartet bey uns eintrat. Der Muth hatte ihn noch nicht verlassen, und er stimmte aus vollem Herzen in mein Rheinlied ein.

Viel anders war die Stimmung derer, die wir später sahen, als sich der Himmel immer mehr getrübt hatte. Was konnte, selbst unter den leidlichsten Friedensbedingungen, der Officier nach der Schlacht bey Friedland hoffen, wo nur noch eine schmale Spitze im Norden und ein Winkel im Westen seinem Könige übrig, und die stärkste Verminderung des Heeres mit Gewißheit vorherzusehen war? Wenn er auch allenfalls die Aussicht hatte, in der Armee eines neuen Herrschers angestellt zu werden — welches drückende Gefühl, denen dienen zu müssen, gegen die man gekämpft hatte, und dieß zu einer Zeit, wo es um den Ruhm der preußischen Waffen geschehen zu seyn schien. Wer hätte den Unmuth und die Bitterkeit, welche sich in so vielen dieser Krieger so laut aussprach, ihnen verdenken können, von denen es sich viele bewußt seyn durften, nichts verschuldet zu haben? Nur das war bey Einigen zu tadeln, daß sie alles was sie umgab schlecht fanden, vieles unbillig beurtheilten, und den Haß auf die ganze Nation übertrugen, von der doch ein großer Theil ganz unschuldig an ihrem Schicksal war, und selbst laut genug über die unaufhörlichen Kriege klagte, die auch ihnen Gatten und Kinder zu Tausenden hingewürgt hätten. Sie machten sich durch diese gänzliche Zurückgezogenheit ihre Gefangenschaft nur schwerer, und entbehrten dadurch selbst der Gelegenheit, recht viele rechtliche Franzosen nicht nur mit großer Achtung von unserm damals so unglücklichen Könige, sondern

auch

auch von der Tapferkeit seiner Heere reden zu hören, die in diesem Kampf die Sieger Blut und Leben theuer genug bezahlen ließen.

Es liegt freylich in der Natur vieler Menschen, Schmerzliches das sie betroffen hat, oft auch die Unschuldigsten entgelten zu lassen. Kommt doch schon der Knabe leicht in Versuchung, sich an dem todten Stein zu rächen, über den er gefallen ist, oder das Werkzeug seiner Lust in kindischer Wuth zu zertrümmern, wenn es ihm wegen seiner eignen Ungeschicklichkeit den Dienst versagt hat. Haß und Rache hat von jeher nicht bloß den Feind und Beleidiger, sondern sein ganzes Haus und Geschlecht zum Opfer gefordert, und gerade darin liegt das Schreckliche der alten Kriege, daß, was nur von Einem oder Wenigen verschuldet war, ganze Städte entgelten mußten, und selbst das wehrlose Weib, das Kind an der Brust oder im Schooße der Mutter nicht verschont ward. Sind diese Zeiten gleich unter civilisirten Nationen vorübergegangen, so bleibt noch immer genug ähnliches in der Gesinnung übrig, was nur durch ein strenges Gerechtigkeitsgefühl geregelt werden kann. Nur dieß unterscheidet die Urheber eines Unglücks von ihren willenlosen Werkzeugen.

Wenn uns übrigens Manche bedauerten, daß nicht das schöne Nancy unser Gefängniß sey, so priesen uns andre desto glücklicher, hier stiller und wohlfeiler wohnen zu können, statt durch tägliche Berührung mit so vielen höchst niedergeschlagenen Kriegsgefangenen, nur noch trauriger gemacht zu werden.

Der fünf und zwanzigste Julius 1807.

Animus meminisse horret luctuque refugit.

Der 18te May des J. 1807 hatte uns für einige Zeit den Unsrigen und der Vaterstadt entrissen. Am 25sten Jul. eben dieses Jahres ward es uns zuerst gewiß, daß wir das alte Vaterland und unsern theuern König, wie wir fürchten mußten, für immer verloren hatten.

Möge mir ein Tag so wechselnder Gefühle, und ein solcher Uebergang von täuschenden Hoffnungen zu dem bittersten Schmerz, nie wieder aufgehn! Die Morgensonne leuchtete freundlich und hell. In der Schreckensstunde stand auch am Himmel ein drohendes Gewitter über unserm Haupt, und er ward dunkel wie unser Schicksal.

Tags vorher schien nach Eingang eines Schreibens des Präfects von Nancy, wonach unter den itzigen politischen Umständen keine Staatsgefangene nach der Hauptstadt reisen könnten, auch uns alle Hoffnung Paris zu sehen abgeschnitten zu seyn. Es hatte mich nicht beunruhigt. Die Sehnsucht nach der Heimath war das bleibende Gefühl. Am folgenden Morgen meldete mir Dr. Oerthling aus Paris, es sey dem Abbé Mondot, damaligen Almosenier der Königin von Holland *) gelungen, eine

*) Der Abbé Mondot kam als Emigrirter im J. 1795, zugleich mit dem würdigen Abbé Masnier, dem eine französische Lehrstelle am Königl. Pädagogium angetragen

zweyte Adresse an den Polizeyminister Fouché schneller vor sein Auge zu bringen, und die Antwort zu erhalten, „daß da in dem Verzeichniß der Geißeln bey meinem Namen kein Kreuz gestanden, wodurch die Verdächtigeren und Schuldigeren bezeichnet würden, für mich am 22sten Jul. die Erlaubniß zur Reise ausgefertigt sey.“ Sollte dieß auch bey meinen Freunden der Fall seyn, so werde sie auch ihnen nicht versagt werden. Meine Empfindung war getheilt. Ungern sah ich meine Gefährten mir nachgesetzt. So sehr sie auch selbst in mich drangen, die Gelegenheit zu benutzen, vielleicht etwas Gutes für unsere unglückliche Stadt zu bewirken, so würde ich mich doch schwer von ihnen getrennt haben. Doch wenige Stunden später wurden wir sämmtlich auf das Stadthaus eingeladen. Der Maire Nicolas eröffnete uns, daß

---

war, nach Halle, gab auch, da dieser großmüthig den kleinen Gehalt mit ihm theilen wollte, eine Zeitlang Lehrstunden, errichtete dann eine französische Leihbibliothek, ging aber im J. 1802 nach Frankreich zurück. Der Abbé Masnier machte zwar auch eine Reise in sein Vaterland. Da er aber alles, was ihm dort theuer gewesen war, in den Stürmen der Revolution untergegangen oder todt fand, kehrte er zu uns zurück, und hat sich bis diesen Augenblick, durch die Reinheit und Anspruchlosigkeit seines Charakters, und die zufriedene Ertragung eines harten Schicksals, eben so sehr, als durch die Feinheit seiner Sprachkenntnisse die allgemeinste Hochachtung erworben. Es war mir Bedürfniß, diesem edlen Manne, dessen Andenken in recht vielen Söhnen des Vaterlandes, an deren Bildung er Theil genommen hat, fortlebt, hier ein Denkmal der Achtung und Freundschaft zu stiften.

ihn der General Gillot, Commandant von Nancy, bevollmächtigt habe, uns Allen Reisepässe nach Paris auszufertigen, indem wir sämmtlich die Erlaubniß erhalten hätten, daselbst zwey Monate verweilen zu dürfen. Bald darauf trafen auch Hallische Briefe ein. Sie sprachen von einem nahen und ehrenvollen Frieden, unter der Bedingung des Zutritts unsers Königs zum Rheinbunde.

Dieß alles versetzte uns in eine sehr angenehme Stimmung, und der Klang unsrer Gläser bey dem Mittagsmahl „auf den Frieden und die baldige Rückkehr unsers Monarchen von den Gränzen seines Reichs in den Mittelpunct seiner Staaten" mochte es wohl unsrer aufhorchenden Umgebung im Speisehause verrathen, daß wir nun am längsten hier gewesen seyn würden. Wirklich durchdrang uns das erste freudige Gefühl der Freyheit. Die Thore unsres Gefängnisses waren ja nun geöffnet. Auch war Allen die bange Besorgniß vor dem verhängnißvollen † verschwunden, und wir konnten nun unsre Reise ohne Bewachung und Begleitung antreten. Nur ein Trauriger war unter uns — unser guter Major v. Heyden. Paris hatte für ihn bey der Unbekanntschaft mit der Sprache keinen Reiz. Er scheute daneben den Kostenaufwand und die Beschwerden der Reise. Einmal eingewohnt, beschloß er seine Pässe nach Deutschland in Pont-a-Mousson ruhig abzuwarten.

Nachmittags machten einige von uns den Abschiedsbesuch bey der Generalin La Coste, die uns

viel Verbindliches über unsre so baldige Abreise sagte, zu der man nur uns Glück wünschen könne. Aber kaum war das Gespräch im Gange, als ein französischer Officier, oder wie sich bald zeigte, ein Stabschirurg eintrat, welcher so eben den hier durchreisenden Marschall Duroc gesprochen hatte.

Was mußten wir von ihm hören? — „Der Friede sey geschlossen. Beyde Kaiser wären aus Feinden innige Freunde geworden. Ein großes Schauspiel der Versöhnung sey beyden Heeren auf der Memel gegeben. Rußland verliere nichts; gewinne selbst an Land. Das sey ein Bündniß, wie es die Welt kaum gesehen. Die ersten Mächte der Erde, der Norden und Süden, sey nun unzertrennlich verbunden.“ —

Wir wurden immer gespannter, doch mochte keiner die Frage: „Und Preußen?“ — über die Lippen bringen. Auch unverlangt kam nur zu bald die Antwort, „Preußen verdanke es nur diesem Bündniß, daß ihm noch ein Theil seiner Länder bleiben werde.“ — Nun hielt sich die Ungeduld nicht länger. „Und welcher?“ — Da vernahmen wir unser Loos. „Alle Länder zwischen dem Rhein und der Elbe wären an Frankreich abgetreten. Aus ihnen werde ein neues Königreich Westphalen gebildet, und der jüngste Bruder des Kaisers, Hieronymus sey als rechtmäßiger König anerkannt. In Tilsit würden die Monarchen sich über alles einigen. Auch die Königin Luise werde dort erwartet. Cassel werde die Residenz. Paris

sehe Festen entgegen wie es sie nie gefeyert habe." — Ich unterdrücke vieles andre, was wir über unsern Staat und sein Oberhaupt mit anhören mußten.

Die Generalin ward verlegen. Sie sah wohl den Eindruck den dieß alles auf uns machte. Einer, der den Schmerz nicht zu unterdrücken vermochte, verließ fast ohne Abschied das Zimmer. Mir schien alles gar zu bestimmt, um glauben zu können, daß im ersten Augenblick der Waffenruhe so ungeheure Umwälzungen schon entschieden seyn, und der über Friedrichs Asche geschlossene Bund so enden könne; auch hoffte ich in dem Strom der Rede des Mannes noch irgend etwas zu finden, was meinem Zweifel Nahrung geben könnte. Die Generalin sagte wohl dem Hrn. Maugras, (Namen schlimmer Vorbedeutung vergißt man nicht!) wer wir wären. Aber er war einmal zu begeistert von den Thaten seines Kaisers, und vorzüglich von der Großmuth gegen Preußen, um darauf Rücksicht zu nehmen. So war es das Beste aufzubrechen, anfangs im einsamen Zimmer der beklommnen Brust Luft zu machen, und alles Gott zu befehlen, dann wieder im Freyen zu der tröstenden Natur zu flüchten, über die, nachdem sich das Gewitter entladen, und der Himmel durch einen ersehnten Regen alles erquickt hatte, ein neues frisches Leben ausgegossen war.

In solchen Lagen wissen im ersten Augenblick die Gleichempfindenden kaum, ob sie sich suchen, ob sie sich meiden sollen. Jeder bedarf für sich allein des Trostes so viel. Was soll er für andre noch übrig haben?

„Vielleicht — sagten wir uns am Abend — sey es so schlimm nicht, was verloren scheine; vielleicht rette es der Rheinbund, vielleicht das große Opfer was die Königin bringen solle.“

Ich hatte lange den Wunsch genährt, den Geburtsort der Befreyerin von Orleans zu besuchen. Seit der Morgen die Erlaubniß zur Reise gebracht hatte, und der Umweg gering war, erneuerte er sich. Ich hatte sogleich Schillers Jungfrau zur Hand genommen. Als ich Abends in mein Zimmer trat, lag das Buch noch aufgeschlagen, und das Auge fiel unwillkührlich auf die Stelle, an welche wir in der Folge so oft erinnert sind.

Wir sollen keinen eignen König
mehr haben — keinen eingebohrnen Herrn.
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherr heilige Gebeine
in diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater seyn zu seinen Söhnen?

Ich ersparte meinen Gefährten den Schmerz der Mittheilung. Auch hatten wir nach einem solchen Tage der wechselnden Gefühle uns früher als gewöhnlich getrennt. Jeder sehnte sich nach Ruhe und rang nach Ergebung. Aber Alle hatten nur das eine Gefühl:

„Die Krone unsres Haupts ist abgefallen.“

Nunc meminisse juvat — dedit Deus his quoque finem.

Geschrieben am 24sten März 1824.

Abschied von Pont-a-Mousson.

Wie ganz anders würde unsre Stimmung gewesen seyn, hätten wir den Rückweg über Paris nehmen, und dann in ein durch den Frieden, wenn auch nicht sehr beglücktes doch gerettetes Vaterland zurückkehren können. Dann wäre uns von dem Ort, in dem wir sieben Wochen in ungestörter Ruhe verlebt hatten, fast nur eine angenehme Erinnerung geblieben. Viel Schmerzliches war uns erspart, das in größerer Nähe des Kriegsschauplatzes unvermeidlich gewesen wäre. In einer Zeit von beynah zwey Monaten, hätte wohl in dieser Ruhe mehr geleistet und gefördert werden können. Wenn ich daran dachte, was Luther in seinem Exil auf der Wartburg, was Hugo Grotius auf der Feste Löwenstein, was manche Andre in ähnlichen Lagen zugelernt oder zu Stande gebracht hatten, so machte ich mir selbst oft Vorwürfe, daß in so vielen ganz geschäftlosen Stunden nicht mehr geschehen war. Aber ganz hatte es doch auch hier nicht an Gelegenheit gefehlt, mancherley Kenntnisse und viele neue Erfahrungen für das Leben einzusammeln.

Die letzten Tage verstrichen schnell unter kleinen Besorgungen, zum Theil Zurücksendung entbehrlichen Gepäcks, und Abschiedsbesuchen. Das Journal de la Meurthe hatte unsre Entlassung angekündigt, und wie unsre Ankunft eine Merkwürdigkeit für den kleinen Ort gewesen war, so ward es nun auch unsre Ab-

reise. Wo wir uns sehen ließen, begegneten uns neugierige Augen, oft auch ein freundliches Abschiedswort.

Am frohesten mochte unstreitig der etwas peinliche Herr Nicolas seyn, der nun wenigstens über vier der Aufsicht verdächtige Personen überhoben war. Zwar blieb er stets höflich und gefällig, doch lag immer eine gewisse Besorgniß auf seinem Gesicht. Die Pässe wurden mit großer Genauigkeit ausgefertigt, uns allen aber eine sehr gute Censur über unsre bisherige Aufführung ertheilt. So schieden wir denn sehr friedlich von einander.

Am 2ten August brachen wir auf. Wir machten einen Theil des Weges zu Fuß, um noch ein recht bestimmtes Bild von der ganzen Umgegend mitzunehmen. Der Mousson mit seinen Ruinen lag vom schönsten Morgenlicht beleuchtet hinter uns. Wir trennten uns von ihm wie von einem heitern Greise, dessen man wohl entbehren kann, in dessen Nähe man sich aber oft wohl gefühlt hat.

Sehr ungern sah uns unser Wirth sein Haus verlassen. Hätte mir eine Prophetenstimme gesagt: „Eh sieben Jahr verflossen seyn werden, wird einer deiner Söhne als preußischer Freywilliger in diesem Hause bey Hrn. Martin einsprechen, von ihm Gefälligkeiten erfahren, dann den Marsch nach Paris fortsetzen, dort einem zweyten Sohne bey Montmartre begegnen, und mit ihm an einem Tage in die eroberte Hauptstadt einziehen“ — wie hätte ich ihr glauben mögen? Und doch ist es im J. 1814 also gekommen.

Reise von Pont-a-Mousson nach Dom-Remy.

Der Weg ging über Nancy. Eine große nahgelegene Papierfabrik hatte für unsern aus der Papiermühle bey Cröllwitz stammenden Gefährten, Keferstein, ein besonderes Interesse. Alles schien uns gegen das Kleinere in der Nähe von Halle, großartig. Ordnung, seltene Reinlichkeit, selbst der Arbeiter, Umfang und Heiterkeit der Zimmer sprach eben so sehr an, als die Gefälligkeit des Unteraufsehers, (Contremaitre) eines Deutschen, an den uns der eben verreisende Besitzer der Fabrik verwieß. Die Bezahlung der unteren Arbeiter dünkte uns äußerst gering; eben so die Preise der zum Theil vortrefflichen Papiersorten. Beydes machte uns, zumal in Vergleichung mit England, die so große Wohlfeilheit vieler französischen Bücher begreiflich.

Um Mittag waren wir in Nancy. Die nächste Diligence nach Paris ging erst in einigen Tagen ab. Die Stadt war ohnehin des Verweilens werth. Der frühere Besuch war ein bloßer Durchflug. Auch ward dadurch Zeit für die Umgegend gewonnen. In zwey Tagen ließ sich der Wunsch erfüllen, das Geburtshaus der Jungfrau von Orleans, welche seit der Schillerschen Bearbeitung auch in Deutschland so viel Theilnahme erweckt hat, zu besuchen. Die junge Heldin hatten wir oft auf der Bühne sagen hören, sie stamme

„aus ihres Königs Flecken Dom-Remy,
der in dem Kirchsprengel liegt von Toul,“

und Toul konnten wir noch am Abend erreichen.

Gedacht, gethan! Noch an demselben Nachmittage trat ich in Herrn von Madeweis und Hrn. Kefersteins Gesellschaft die kleine Nebenreise an. Der Weg ist nicht schön umgeben, meist waldig. Erst gegen die Stadt zu öffnet sich die Gegend und hat im Hintergrunde sonderbare, fast sargartig abgedachte Berge. Die nächsten Zugänge sind durch wohlerhaltene Alleen verschönert. Die Stadt selbst, das alte Tullum, das man schon aus Cäsar und Tacitus kennt, ist zwar eng, doch heiter genug, zumal in der Gegend eines großen mit Bäumen umpflanzten Platzes, in dessen Nähe wir im Temple de la paix abstiegen. Wäre er nur itzt das Symbol eines glücklicheren Friedens gewesen!

In Pont-a-Mousson hatte ich die Bekanntschaft eines sehr gebildeten katholischen Geistlichen aus Toul, des Kanonikus Goutt gemacht. Wir suchten ihn, da der Abend so schön war, in seinem Garten auf, wo wir beyläufig zum ersten Mal lernten, welchen Genuß die herrliche Apricosenfrucht, die wir in Deutschland so oft klein und halbreif genießen, in ihrer vollen Reife gewährt.

In seiner Begleitung sahen wir, was etwa in Toul sehenswerth war. Am längsten ward vor dem prächtigen Portal der im gothischen Geschmack erbauten Kathedrale verweilt, welches für eins der schönsten architektonischen Kunstwerke dieser Art in Frankreich gilt. Furchtbar hatte auch daran die Revolutionswuth

zerstört. Statuen der Apostel und vieler Heiligen hatten bis an die Spitze des Portals die Nichen des hohen Doms geschmückt. Kein Kopf, kein Arm war verschont geblieben. Die kostbare Glasmahlerey der Fenster war nur noch aus schwachen Ueberresten zu ahnden. Der bischöfliche Pallast war itzt das Stadthaus, und in dem vormals sehr berühmten Seminar wohnten geringe Leute. An die Römerzeit erinnerte nur noch einzelnes Gemäuer.

Das Leben in Toul, sagte man uns, sey heiter und gesellig. So rühmten es auch die preußischen Officiere, die hier als Kriegsgefangene lebten, und sich die Gunst der Einwohner erworben hatten. An dem Hospital, worin viele Kranke lagen, stand Herr Goutt als Pfarrer. Er sprach vortheilhaft von unsern Landsleuten, und da er etwas deutsch redete, so hatten auch Nichtkatholische ihn gern an ihrem Krankenlager gesehen und seinen Zuspruch gehört. Das offne muntre Wesen, die angenehmen Sitten, dabey die genauen Localkenntnisse des Mannes, waren so ansprechend, daß wir uns freuten, als er die Einladung uns auf unsrer romantischen Reise zu begleiten annahm. Mit Anbruch des Morgens fuhren wir aus Toul, und erreichten unter sehr lebendigem Gespräch schon um sieben Uhr die kleine amphitheatralisch gelegene Stadt Vaucouleurs, die vor vierhundert Jahren nur ein festes Schloß war, wohin man in Kriegszeiten flüchtete. Hier war es, wo der Ritter Baudricourt mit sechzehn Fähnlein

oder Schwadronen hielt, als Johanna zum ersten Mal zu ihm kam.

Vor der Stadt kehrten wir einige Augenblicke bey einem alten ehrwürdigen Geistlichen Herrn Connesson ein, und hörten in der kleinen sehr heitern Kapelle von Chalaine einen Theil der Morgenmesse. Im Vorbeygehen sahen wir ein Hospital, welches einige Schwestern von dem Orden des H. Carls besorgten. Es gab uns das erste Bild der Reinlichkeit und Ordnung, die wir späterhin in den größeren Krankenhäusern dieser Art gefunden haben. Im Posthause ward gefrühstückt. Die gute Zubereitung des Kaffee ließ uns bald das Ungewohnte, ihn aus kleinen Näpfen mit Löffeln zu essen übersehen, und die Ordnung und Reinlichkeit in der Bewirthung tröstete uns, nicht bemerkt zu haben, daß der gegenüberliegende Gasthof Hôtel à la Pucelle hieß, in welchem wir, um Einheit in unsern Plan zu bringen, auf der Wallfahrt zu der gefeyerten Jungfrau doch billig hätten einkehren sollen.

Dom-Remy das Ziel unsrer Reise liegt noch drey gute Stunden hinter Vaucouleurs. Diesen langen Weg hatte ja auch die junge Heldin wiederholt machen müssen. Das sagte ich mir und meinen Gefährten zum Trost, als der poetische Einfall, in einem kleinen Dörfchen eine alte unscheinbare Hütte zu besuchen, bey der unglaublichen Hitze des Tages beynahe gereuen wollte.

Um die wunderbare Geschichte der Jungfrau drehte sich ganz natürlich unser Hauptgespräch, je näher wir

dem Ort kamen, wo sie gebohren war. Da ich oft bemerkt habe, daß auch Gebildete, die entzückt von der Dichtung unsers unsterblichen Sängers das Schauspiel verließen, doch mit dem Grundstoff des Drama wenig bekannt waren, dieß vielleicht auch bey einigen meiner Leser und Leserinnen der Fall seyn kann, so begleiten sie mich wohl einen Augenblick in die Geschichte Frankreichs vierhundert Jahre zurück.

Es war in dem ersten Viertheil des funfzehnten Jahrhunderts, als dieß schöne Land durch die Unfähigkeit des meist wahnsinnigen Königs Carl des VI, und die blutigen Kämpfe der hohen Häuser Burgund und Orleans um die Regentschaft, vor allen aber durch das Vordringen der Engländer, an den Abgrund des Verderbens gerathen, und alle Selbstständigkeit verschwunden war. Hatte doch eine Partey, zu der sogar Isabeau, die Mutter des rechtmäßigen Dauphins Carls des VII gehörte, selbst Heinrich den VI von England als den rechtmäßigen Erben des Throns der Capets anerkannt, und ihm die Thore von Paris geöffnet. Immer weiter drangen die brittischen Heere in das Innerste des Reichs. Ganze Provinzen waren verloren, und Orleans, der Schlüssel des ganzen südlichen Frankreichs, war durch eine lange Belagerung schon bis auf das äußerste gebracht. Dieser, durch die Auflösung aller Ordnung und Sitte noch fürchterlicher gewordne Zustand des Landes, ward, wie von allen guten Bürgern, so auch von der Tochter eines stillen

Landmanns Jakob Day oder D'arc in Dom-Remy, an der Gränze von Lothringen tief gefühlt. Früh hatte sich in ihr eine eigenthümliche Natur entwickelt. Von Kindheit an in sich gekehrt, und neben einer großen Treue in ihrem Geschäft, bald die kleine Heerde ihres Vaters zu weiden, bald in dem Gasthause des Dorfs die Pferde der Fremden zu besorgen, war sie stets dem Gebet, der Betrachtung des Uebersinnlichen, und der frommen Verehrung der Engel und Heiligen hingegeben. Als die Verlegenheit des zwar sanften aber schwachen Königs aufs höchste steigt, und man schon im Begriff ist, Orleans zu übergeben, fühlt sie sich von einer himmlischen Stimme in ihrem Innern berufen, den Muth der Verzagenden zu wecken, selbst an der Spitze der Heere zu kämpfen, Orleans zu befreyen und den König nach Rheims zur Krönung zu führen. So kündigt sie sich im J. 1428 zuerst dem in der Nähe von Dom-Remy stehenden Feldherrn Baudricourt an. Anfangs kalt zurückgewiesen, wiederholt sie den Antrag; erscheint vor dem Könige; besteht dann die strengsten Prüfungen, wie ihrer Redlichkeit so ihrer Tugend; erweckt Vertrauen, empfängt die geforderten Waffen, und steht seitdem bey allen Belagerungen und Schlachten stets an der Seite der ersten Feldherren. Orleans wird entsetzt, in mehr als einer Schlacht krönt ihre Anführung den Sieg; der König wird in Rheims gekrönt, und sie steht mit ihrer Fahne an der Seite seines Throns. Zwar mehr als ein Mal verwundet, begleitet doch der glücklichste Erfolg geraume

Zeit ihre Unternehmungen. Sie sehnt sich zwar in ihre stille Hütte zurück, aber man läßt sie nicht. Der dankbare König adelt sie und ihr Geschlecht. Doch wird sie endlich — viele sagen — von der Eifersucht ihrer eignen Kriegsgefährten böslich verlassen — gefangen; und durch das empörendste Verfahren weltlicher, besonders aber geistlicher Gerichte, anfangs zu ewigem Gefängnisse, cum pane doloris et aqua anguſtiae, zuletzt zum Scheiterhaufen verdammt, und zu Rouen öffentlich verbrannt.

Wenn diese Geschichte in Sagen und Chroniken, von einer Seite mit einer Menge auffallender Züge ausgeschmückt, und in die Reihe der eigentlichen Wunder gesetzt ist; wenn auf der andern bald frevelnder Spott, bald der Nationalhaß alles aufzubieten versucht hat, eine edle und erhabene Natur in den Staub herabzuziehen, so ist es desto merkwürdiger, daß jede neue mit der genauesten historischen Kritik angestellte Untersuchung, das Wesentliche der Geschichte immer mehr bestätigt hat, und die Heldin wie bey ihrem Leben, so, nachdem vierhundert Jahre verflossen sind, rein und würdig aus jeder Prüfung hervorgegangen ist. Noch sind auf der Königl. Bibliothek die Acten des Prozesses vorhanden, welche ihre Verwandten gegen die Schändlichkeit des Verfahrens anhängig gemacht hatten, worin sie nach der Vernehmung von 144 Zeugen, vor dem Ablauf von fünf und zwanzig Jahren, an allen den Verbrechen, deren sie bey ihrer Hinrichtung angeklagt war, für unschuldig

erklärt

erklärt wird. Immer mehr Zeugnisse — selbst gleichzeitige — werden aufgefunden, die es bestätigen, daß sie wirklich das Werkzeug der Rettung ihres Vaterlandes ward. Wo in ihrer Begeisterung das Natürliche aufhört, und das Wunderbare beginnt, das mag nach einem so langen Zeitraume unentschieden bleiben, wenn es überhaupt nöthig wäre zu diesem seine Zuflucht zu nehmen.

Hört und vergleicht man alle zum Theil gleichzeitige Aussagen über sie, so muß man mit der Ueberzeugung zurückkommen, daß sie eine der schönsten Erscheinungen ist, welche die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufbewahrt hat. Johanna führt das Schwerdt wie die Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran, bleibt aber weit entfernt, von willkührlicher Grausamkeit. Mehrmals verwundet, hat sie nie selbst Blut vergossen. Keine andre irdische Neigung ist in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland. Nur neunzehn Jahr alt — denn in dieser Angabe stimmen doch die meisten überein — dabey männlich schön, hat wohl ihr erster Anblick die Männer an sich gezogen. Aber auch in dem rohen Krieger, hat in ihrer Nähe jede Begier geschwiegen. Bey allem Schein von Schwärmerey, hat sie stets gewußt, was sie wolle und thue. Neben dem festen Glauben, sich eines himmlischen Auftrags zu entledigen, zeigt sich überall das besonnenste Handeln; Verstand und Klugheit in ihren Rathschlägen, bey Mangel an aller Bildung durch Unterricht; Männerstolz gegen den brittischen Heerführer; edle Freymüthigkeit, wenn

sie den Fürsten oder den Richtern gegenüber steht; große Demuth im Glück, ungebeugter Sinn im Unglück. Der Glorie eines überirdischen Wesens bedarf sie nicht. Das Menschliche in ihr, jener Verein des Heldenmuths mit der Güte, um derentwillen das Heer sie anbetet, — da sie, wenn der Sieg errungen ist, die Verwundeten und Kranken, sey es Freund oder Feind, wartet und pflegt; — dann die strenge Tugend, die das Laster wie den Feind verfolgt, und alles Gemeine und Niedrige selbst aus dem Heere verbannen möchte, — dieß alles reicht schon hin, das schöne Bild mit der Glorie des höchsten menschlichen Seelenadels zu schmücken.

Was soll man aber, hat man gefragt, von den Wundern, den Einsprachen, den himmlischen Erscheinungen sagen, auf deren Rechnung sie doch alles schreibt, was sie beginnt und vollendet?

Versetze man sich nur ganz in jene finstern Zeiten des Wahns und Wunderglaubens zurück, wo bey einer gänzlichen Vernachlässigung des Verstandes in der religiösen Volksbildung, und der bloßen Herrschaft eines blinden Glaubens an die Aussprüche der Kirche, gerade die besten Seelen in dem stillen Umgang mit dem Erlöser, den Engeln und Heiligen, für ihre Tugend, ihre Ruhe, ihr Gottvertrauen Nahrung fanden, da sie ihnen das Ideal des Göttlichen waren und doch zugleich, weil sie einst auch eine irdische Hülle trugen, der Phantasie das Unsichtbare versinnlichten. Bald wird man dann gar Vieles, was anfangs unnatürlich und fabelhaft erscheint,

begreiflicher und verzeihlicher finden. Man nehme hinzu, daß in der Geschichte alter und neuer Zeit, wenn große Bedrängniß eintrat, oder wo es einer heiligen Sache galt, auch weibliche Heldenseelen keine ganz ungewöhnliche Erscheinung sind. Scheint sich doch die Natur zuweilen selbst in den Eigenthümlichkeiten der Organisation zu vergreifen, wie denn Johanna d'Arc, nach einstimmigen Zeugnissen, der unbequemen Regel ihres Geschlechts nicht unterworfen war. Endlich sollte man auch bey der Beurtheilung solcher Begebenheiten und Charaktere eben so wenig vergessen, daß Vaterlandsliebe und religiöse Begeisterung sich immer nah verwandt waren, als daß ein reines Bewußtseyn, und die Unabhängigkeit des Geistes von jedem sinnlichen Bedürfniß, eine Kraft und Ausdauer giebt, von der wenige Menschen einen Begriff haben. Nur so wird man das Wesen und den Sinn dieser hohen Jungfrau verstehen lernen. Selbst in ihrer letzten demüthigen Unterwerfung unter die Aussprüche der Kirche, wird man, was Schwäche scheint, nur als einen Beweis mehr betrachten, wie ein tiefgewurzelter Glaube in sehr entschiedenen Momenten, zumal wenn der natürliche Schauder vor einem grausamen Tode hinzukommt, sehr oft über die bessere Ueberzeugung das Uebergewicht erhält.

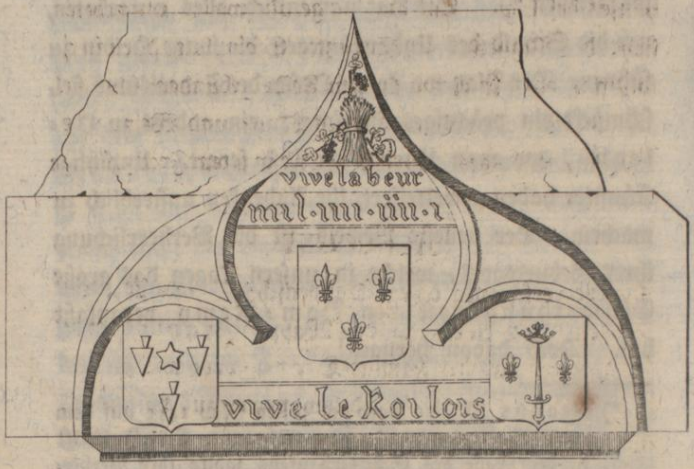
Uebrigens kann man die actenmäßigen Nachrichten von ihrer Behandlung nicht lesen, ohne im innersten empört zu werden. Die reinste Begeisterung und der roheste Fanatismus erscheinen darin in

dem schärfsten Gegensatz. Man hat gewöhnlich die Hauptschuld auf den Haß der Engländer, denen sie Trotz geboten und so viele Niederlagen beygebracht hatte, geschoben. Aber sie lastet doch recht eigentlich auf dem schändlichen Piere Cauchon, Bischof zu Beauvais, und einigen ihm gleichgesinnten Geistlichen, ja selbst auf der Universität Paris, wodurch auch der schwache den Bannstrahl fürchtende König gehemmt wird, sich seiner Retterin kräftiger anzunehmen. Das ganze blutige Gericht, ward in eben dem Geist geführt, der sich noch im J. 1762, bey dem Justizmorde des unschuldigen J. Calas, in demselben Frankreich wiederholte. Denn auch dieser Mann — noch Zeitgenoß der Aelteren unter meinen Lesern — einer der rechtschaffensten, unbescholtensten, frömmsten Bürger von Toulouse, dessen ältester ausgearteter Sohn sich unstreitig selbst erdrosselte — sollte, weil er Protestant, der Sohn aber dem Katholicismus geneigt war, sein Mörder gewesen seyn. Acht Stimmen gegen fünf verdammten ihn zu Folter und Rad. Voltaire veranlaßte die Revision des Prozesses. Funfzig Richter erklärten den Hingerichteten für unschuldig. Wenn Johanna im Angesicht des Todes zu ihren Begleitern sprach: „Noch heute hoff ich im Paradiese zu seyn," so durfte Calas eben so getrost sagen: „Ich habe Gott gefürchtet und kenne keine andere Furcht." Itzt liegen die Acten beyder Prozesse vor aller Augen. Die Nachwelt hat über die Richter der Unschuldigen Gericht gehalten,

und den Frevels jener Zeit auch den letzten Schleyer weggerissen *). Sie hat namentlich alles aufgeboten, um die Schuld des Undanks gegen die junge Heldin zu sühnen. Den Platz wo sie als Opfer des Fanatismus fiel, schmückt ein prächtiges Denkmal; ein andres zu Orleans, wo man jährlich ihr Fest feyert. Unzählige Künstler haben gewetteifert, ihr Andenken unsterblich zu machen. Der neueste Beweis ist die Verherrlichung ihres Geburtsorts, welche in unsern Tagen das große Einweihungsfest von Dom-Remy veranlaßt hat. Doch davon hernach!

*) Jeanne D'arc ward am 30sten May 1431 auf dem alten Marktplatz zu Rouen verbrannt. Eine Inschrift in der Nähe des Scheiterhaufens zählte ihre Verbrechen auf: Jeanne, qui l'est fait nommer la Pucelle, menteresse, pernicieuse, abuseresse du peuple, devineresse, superstitieuse, blaspémeresse de Dieu, présomptueuse, malcréante de la foi de J. C., idolâtre, cruelle, dissolue, invocatrice du diable, apostate, schismatique et hérétique. — Schon am 7ten Jul. 1456 werden alle Anklagepuncte zurückgenommen, und von der von dem Pabst Calixt III., dem Erzbischof zu Rouen, nebst mehreren Bischöfen und Inquisitoren ernannten Commission für unhaltbar erklärt. Nun hieß sie in aller Zeugen Munde: Bonne fille, simple, chaste, modeste, modérée, patiente, très douce, laborieuse, craignant Dieu, aimant à faire l'aumône, à exercer l'hospitalité et à servir les malades. Pleine de bonnes moeurs, d'une conversation honnête et paisible, ne jurant jamais, obéissante à ses parens et recherchant de préférence l'entretien des femmes et des filles les plus vertueuses."

Dom-Remy la Pucelle.



Erschöpft von der immer steigenden Hitze, kamen wir in dem kleinen höchst mahlerisch gelegenem Dorfe an. Brodt, Wein und köstliches Wasser war alles, was das ärmliche aber reinliche Wirthshaus gewähren konnte, und für ein Spottgeld gewährte. Kinder umgaben uns schon bey dem Eintritt in das Dörfchen, und in aller Munde war die Frage: Voulez-vous voir la maison de la pucelle? Erfrischt folgten wir ihnen. In den früheſten Zeiten stand das Geburtshaus an der Straße. Später hat man einige Häuser umher gebaut. Als wir es sahen, war es mehr Hintergebäude eines größeren. Das schlechte von der Zeit fast ganz verunstaltete knieende Bild der Jungfrau, das zuerst über dem Ein-

gange stand, hatte man itzt über der Thür des Vorderhauses befestigt. Auf der — gerade wie in der nebenstehenden Vignette — zugespitzten Steinplatte darunter, sah man oben in einem kleinen Felde gebundene Garben und Trauben, als Sinnbild des Land- und Weinbaues des Familienvaters. Darunter stand in altem Französisch:

Vive labeur
MCCCCLXI.

Daneben erschienen drey Wappenschilde; das Mittlere mit den drey Lilien, als das Wappen Frankreichs; zur Rechten das der Familie D'arc, oder wie sie nun heißt Du Lys, ertheilte Adelswappen; zur Linken das Wappen der verwandten Familie Thiésélin. Am untersten Sockel ließt man:

Vive le Roi Loïs.

Das eigentliche Geburtshaus hat im untern Stock drey Abtheilungen, wovon die größere die Wohnstube der Jungfrau war. Ein Kamin und ein Wandschrank ist alles was darin übrig ist. In diesem soll sie nach der Sage ihre Kleidung und Geräthschaften aufbewahrt haben. Die sehr massive Bauart läßt übrigens, neben der nie untergegangenen Ueberlieferung, keinen Zweifel daran, daß man sich in demselben Raume befindet, wo sie, von ihrer Heerde heimkehrend, den großen Plan die Retterin Frankreichs zu werden nachhing, und von wo aus sie ihr kühnes Werk begonnen hatte. Die Kapelle, in der sie ihre Andacht zu halten pflegte, hatten die alten

Kriege zerstört, und von dem geheimnißvollen Druiden- oder Feenbaum, unter dem sie mit den Engeln und Heiligen Zwiesprach zu halten gemeint, war keine Spur mehr vorhanden.

Indeß meine Gefährten sich in der Gegend umsahen, blieb ich mit Genehmigung der armen alten Frau, die sich zur Familie rechnete, und im Vorderhause wohnend, den Fremden Bescheid zu geben beauftragt war, in dem kühlen Gemach allein, und überließ mich dem Nachdenken über die wunderbare Begebenheit. Die Zeit in die sie gehörte, und die Auffrischung ihres Andenkens durch die alten Mauern, an denen einst ihre Gebete verhallt waren, führte die Vergleichung mit unsrer Zeit von selbst herbey. War nicht auch unser deutsches Volk, gerade wie damals das französische, in sich selbst getheilt und zerrissen? Kämpften nicht auch Kinder eines Stammes feindselig gegen einander? War es nicht auch dahin gekommen, fast nur von einem Wunder die Rettung zu hoffen?

In Schillers Jungfrau war so vieles, was sich wörtlich auf unsre damalige Lage anwenden ließ. Ich hatte sie bey mir, und legte sie wie ein Weihgeschenk in Johannes Wandschrank, während ich einige Zeilen auf das Papier warf, als Wiederhall meiner stillen Betrachtungen, die keinen andern Werth haben, als daß sie die Stimmung bezeichnen, in welche in jener traurigen Zeitperiode selbst die leiseste Berührung jedes fühlende Herz versetzen mußte.

Also hier du wunderbares Wesen,
Deinem Volk zur Retterin erlesen,
Also hier, entstammt der höhern Welt,
Hat dein Geist der Erde sich gesellt.
Diese alten öden Mauern,
Sahen deiner Seele stilles Trauern,
Deine Thränen, als des Fremdlings Hand
Raubte deiner Väter Land.

Unter fremder Rosse Hufen,
Floß in Strömen Bürgerblut,
Du vernahmst sein lautes Rufen,
Und der Schmerz ward Heldenmuth.

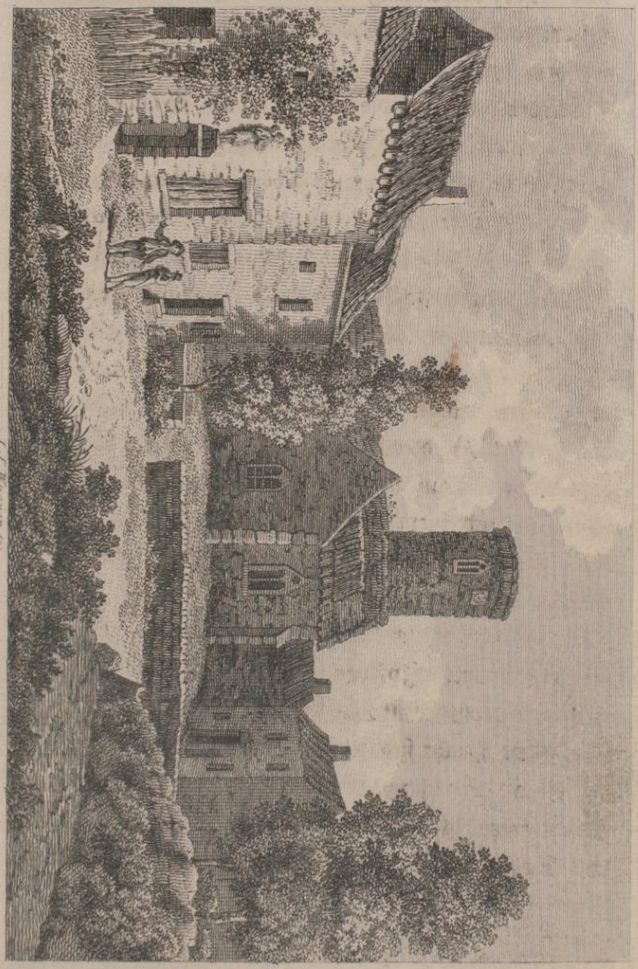
Einsam oft auf jenen Höhen,
Stieg zu Gott dein heißes Flehen,
Und gereift in ernster Stille,
Stählte sich zur Kraft dein Wille.

Uns ist kein Retter erschienen,
Friede wohl — doch keine Ruh!
Den Fremden sollen wir dienen,
Und schon wankt die deutsche Freyheit
Traurend ihrem Grabe zu.

Seit unserm Besuch in Dom-Remy hat sich hier vieles verändert. Ein fremder Reisender, dessen Name nicht genannt wird, hatte dem Besitzer des Hauses, Herrn Gerardin, eine bedeutende Summe geboten, wenn er ihm das alte Steingebild über der Thür, nebst den eingemauerten Basreliefs überlassen wollte. Dieß weckte zuerst in mehreren patriotischen Männern den Gedanken, so denkwürdige Ueberreste vor dem Unter-

gange oder der Wegführung zu sichern. Mit Enthusiasmus wurde der Antrag von dem Departement der Vogheſen, zu dem der Ort gehört, aufgenommen, und ſelbſt von dem itzigen Könige, auch mehreren Miniſtern und Staatsbeamten, wie die Herrn Lainé, Siméon, und vielen andern als eine Nationalangelegenheit betrachtet. Die Anſicht des, als wir es ſahen, zu Heu und Stroh benutzten Geburtshauſes, ſtellt nebenſtehendes Kupfer in einem treuen Bilde dar. Itzt beſchloß man, es zwar ganz in ſeiner alten Geſtalt zu erhalten, jedoch von allen ſpätern Umgebungen frey zu machen, ſchadhafte Stellen auszubeſſern, ſtatt des Vorderhauſes eine Töchterſchule zu erbauen, wozu die Regierung ſelbſt einen Beytrag von 12000 Fr. bewilligte, endlich auch ein Denkmal zu errichten, auf welchem die marmorne Büſte der Jungfrau auf einem Piedeſtal ruht, welches zugleich zu einer Fontaine dient. Zu dem am 10ten September 1820 veranſtalteten Feſte der Einweihung, ſtrömte man von allen Seiten. Nach dem vor mir liegenden, von dem Architekt Jollois herausgegebenen Prachtwerk, iſt es mit großer Würde gefeyert. In den dabey gehaltenen Reden, ſpricht ſich ſelbſt da, wo das Wunderbare und Geheimnißvolle der Geſchichte berührt wird, ein eben ſo freyer als billiger Geiſt aus. Auch erinnern mehrere Stellen an die alte franzöſiſche Beredtſamkeit *).

*) M. vergl. die VII. Beyl., wo noch mehrere hiſtoriſch u. literariſch merkwürdige Nachweiſungen gegeben werden ſollen.



J. J. Wagner sc.

Geburtshaus der Jungfrau von Orleans zu Dom Remy.

Rückreise über Toul nach Nancy.

Die Hitze ließ nach, und den Rückweg verkürzte sowohl die fortdauernd höchst angenehme Unterhaltung mit dem jovialen Kanonikus, als, nach dem langen Fasten, die Aussicht auf eine gute Bewirthung in Vaucouleurs, die wir seiner Bestellung verdankten. Zwar hatte er darauf Rücksicht nehmen müssen, daß für ihn gerade kirchlicher Fasttag sey; wir würden indeß kaum das faire maigre, wie es der übliche Ausdruck nennt, bemerkt haben. Im Gespräch wiederholte man sich, was man gesehen hatte; der Glaube stritt mit der Philosophie über Wahrheit und Dichtung in der Geschichte; auch gab ein Vorfall im benachbarten Nancy, der erst acht Tage alt, und für die Stimmung der politisch-religiösen Parteyen sehr charakteristisch war, reichen Stoff.

Der Vorgänger des itzigen Bischofs, Herr Nicolas, hatte der Republik den Eid geleistet, indeß bekanntlich ein großer Theil der Geistlichen, weil sie diesen Eid mit ihrem Gewissen unvereinbar fanden, ausgewandert war. Nach der Rückkehr der Emigrirten, war er so sehr ein Gegenstand der Verfolgung, der Nonsermentes oder Nichtgeschwornen Priester geworden, daß er freywillig seinen Posten aufgegeben, und sich bloß an dem Lyceum eine Lehrstelle vorbehalten hatte. Bey seinem Begräbniß zeigte sich der Parteygeist in seiner ganzen Stärke. Nur drey Geistliche hatten gewagt der Feyerlichkeit beyzuwoh-

nen. Man hatte das allerschlechteste Leichentuch für seinen Sarg verabfolgen lassen. Man hatte das Volk aufgeregt, die Kerzen, welche beyläufig gesagt zu den bedeutendsten Accidenzien der Geistlichen gehören, den Trägern zu entreißen. Sie wurden zerbrochen und in das Grab geworfen. Die Polizey hatte dem Unwesen ein Ende machen müssen; auch war man sehr besorgt, daß der Kaiser, der diesen katholischen Ultras sehr abhold war, den ganzen Vorfall übel empfinden werde *). Daß selbst manche sehr verständige Personen, auf die Seite der Verfolger eines Mannes traten, von dessen Kenntnissen und Charakter man allgemein mit großer Achtung sprach, mußte uns in der That höchst befremdend seyn. Und doch fehlte es an solchen nicht. Selbst die natürliche Gutmüthigkeit wird so leicht in den Hintergrund gedrängt, wenn die Idee, daß ein Verrath an einer heiligen Sache begangen sey, die herrschende wird. Der strenge Katholik, der nur eine höchste Autorität anerkennt, konnte daher leicht in einem spätern Eide, der ihn von einem früheren lossprechen sollte, ein Verbrechen sehen, wiewohl selbst eine solche Ansicht nie den Verfolgungsgeist rechtfertigen kann.

Ungern trennten wir uns am folgenden Morgen von unserm heitern Gefährten, in seiner eleganten Behausung. Ich erbat mir für eine kurze Zeit aus sei-

*) So eben liest man in den öffentlichen Blättern, daß sich bey dem Begräbniß des vormaligen auch constitutionellen Bischofs von Avignon am 1sten April d. J. beynah derselbe Auftritt wiederholt habe. Art läßt nicht von Art.

ner Sammlung elzevirischer Classiker, einen Horaz und einen Julius Cäsar aus. Er gab sie mir, jedoch unter der Bedingung, entweder sie zu seinem Andenken mit nach Deutschland zu nehmen, oder sie selbst zurückzubringen, oder sie ihm durch irgend einen Freund, der die Reise nach Paris machte, statt eines Empfehlungsbriefes zurückzusenden.

Die Alten, bey denen bekanntlich die Gastfreundschaft, als eine der heiligsten Pflichten, so hoch im Werth stand, hatten unter andern die Gewohnheit, wenn sie ein gastliches Haus verließen, bey dem Abschiede ein irdnes Täfelchen (tessera) zu zerbrechen. Jeder Theil behielt die Hälfte. Auch auf die Kinder erbte sie fort. Kehrte dann ein Sohn oder Enkel in einem durch Gastfreundschaft mit den Eltern verbundenen Hause ein, so vergaß er nicht seine Hälfte mitzunehmen. Sie war die Bescheinigung der geerbten Ansprüche auf das alte Gastrecht.

Auch jene Classiker sind eine solche tessera hospitalis — wie man jene Wahrzeichen nannte — geworden. Denn als im J. 1814 mein zweyter Sohn als freywilliger Gardist nach Frankreich zog, gab ich sie ihm wieder mit. Er fand bey dem Kanonikus dieselbe gastliche Aufnahme, wie sie vor sieben Jahren der Vater gefunden hatte, und erhielt den Cäsar zum Geschenk, der ihn dann auf seinem Feldzuge begleitet hat. So spielt der Zufall — wenn irgend etwas Zufall ist — mit Büchern und Menschen.

Nancy,

eine der schönsten Städte Frankreichs von etwa 28,000 Einwohnern, war vormals die Hauptstadt und Residenz der Herzöge von Lothringen. Sie liegt am Fuße eines Berges in einer großen Ebene, welche die Meurthe in vielen Krümmungen von Süden nach Norden durchströmt. Auch in dem älteren Theile und selbst in engen Gassen fehlt es nicht an großen massiven Häusern, doch ohne regelmäßige Bauart. Die Neustadt aber zeichnet sich durch die langen dabey sehr breiten Straßen aus, die wieder von ähnlichen regelmäßig durchschnitten werden, in welchen an beyden Seiten die Häuser von grauen Quadern wie unter einem Dach in gleicher Linie fortlaufen. Prachtvoll sind mehrere Plätze. Durch einen Triumphbogen mit drey Durchgängen, welcher zugleich die alte und neue Stadt trennt, kommt man auf den Königsplatz, der damals Napoleons Namen trug, unter dessen Gebäuden das Stadthaus einen wahrhaft königlichen Anblick gewährt. Die vier Ecken verbanden kunstvoll gearbeitete reich vergoldete eiserne Gitter. Vier prächtige Thore öffneten den Eingang zu zwey großen durch eine Lindenallee erheiterten Straßen, von denen die eine die Richtung auf Paris, die andre nach dem deutschen Lothringen nimmt. Nicht minder großartig ist, durch die Umgebung mit Gebäuden im edelsten Styl, der Bundes- und der Carrierenplatz.

Diese so außerordentliche Verschönerung, ist fast ganz das Werk des unvergeßlichen Fürsten Stanislaus Leszcinsky, dem schon sein Zeitalter den Namen des Wohlthätigen gegeben, und ihn oft dem Titus an die Seite gestellt hat, da auch ihm jeder Tag verloren schien, der nicht durch irgend eine wohlthätige Handlung bezeichnet war *). Von dem ersten Augenblick seiner neuen Regierung an, bietet er alles auf, die Lothringer über den Verlust angestammter Herzöge zu beruhigen. Denn der letzte Franz Stephan, hatte bekanntlich das Land gegen Toscana vertauscht und war mit Maria Theresia vermählt. Stanislaus theilte seine Zeit zwischen Beschäftigungen mit den Wis-

*) Wer mit der Geschichte des vorigen Jahrhunderts nicht unbekannt ist, darf kaum an folgende Hauptmomente seines merkwürdigen Lebens erinnert werden.

Stanislaus wurde als Woiwode von Posen im Jahr 1704 einstimmig zum Könige von Polen erwählt. Schon im Jahr 1709 verdrängt ihn, von Oestreich und Rußland begünstigt, August II. von Sachsen. Nach vieljährigem oft gefahrvollem Umhertreiben, wird er 1733 zum zweyten Mal auf den Thron gerufen, entsagt aber 1735 freywillig der Krone, und erhält in dem Wiener Frieden das Herzogthum Lothringen und Bar, mit Beybehaltung seines Königlichen Titels, doch unter der Bedingung, daß nach seinem Tode alles an Frankreich fallen solle, dessen König Ludwig XV. mit seiner Tochter Anna vermählt war. Er regiert über 30 Jahr mild und weise bis 1766, wo eine unglückliche Flamme, die am Kamin seine Kleider ergreift, in einem Alter von 89 Jahren die Veranlassung seines Todes wird.

senschaften und philosophischen Studien, deren Resultate er auch in mehreren Schriften niedergelegt hat *), und der eifrigen Selbstleitung aller Regierungsgeschäfte. Alles blühte unter seiner Pflege auf. Jede nützliche Thätigkeit fand Aufmunterung; die Künste Beschäftigung und Belohnung; den Wissenschaften baut er Museen, der leidenden Menschheit Hospitäler und Asyle aller Art, der Gottesverehrung würdige Tempel. Auch die Gräber der alten Herzöge, wie das Denkmal Karls des Kühnen, der (1477) bey der Belagerung von Nancy blieb, hat er durch den Ausbau der prachtvollen Rotunda bey dem Kloster der Franziscaner verherrlicht.

Aber wie hatten die Marseillerhorden an allen diesen Werken gefrevelt! Jene prächtige Kirche lag beynah in Ruinen, und die Todten waren so wenig als die Lebenden geschont. Die Büsten der alten Weisen an den Triumphbogen, wie die Statuen der Fürsten und Könige, auch so manche andre Prachtgebäude standen in widriger Verstümmelung und Verwüstung da. Aber man war doch froh, daß die Guillotine nicht mehr arbeitete, wie in den Tagen des Schreckens, und man uns nur noch die Vertiefungen zeigen durfte, in welchen das Blutgerüste aufgerichtet war.

Was

*) Sie sind unter dem Titel Oeuvres du Philosophe bienfaisant, Paris 1765 in 4 Bänden gesammelt, auch ins Deutsche übersetzt. Eine Prachtausgabe der ganzen in polnische Verse übersetzten Bibel, hatte er auf seine Kosten in Nancy drucken lassen. Sein Leben hat Aubert beschrieben. Deutsch 1770.

Was wir außerdem in Nancy sahen, verdankten wir der Führung eben des Hrn. Müller, der uns schon einmal (s. S. 183.) so wohlwollend entgegen gekommen war, und des würdigen Geistlichen, Herrn Boissard, den wir damals zwar hören, aber bey der Nothwendigkeit des Incognito nicht hatten begrüßen können. Sie sorgten zunächst für die zur weiteren Fortsetzung der Reise nöthigen Papiere und Certificate. Mit dem Antrag auf Diäten ging es hier noch schlimmer. In Maynz hatte man uns doch Kapitainsrang gegeben. Hier erklärte uns ein Bureauchef, „da wir nicht Kriegsgefangne, sondern Deportirte wären, so hätten wir gar keinen militairischen Rang, und könnten höchstens als gemeine Soldaten indemnisirt werden" — auf welche Entschädigung wir denn sogleich Verzicht leisteten.

Für den Besuch der Akademiegebäude und Kabinette blieb uns keine Zeit übrig. Auch zog mich unter den öffentlichen Anstalten, das itzt mit dem Findelhause vereinigte Waisenhaus am meisten an. Sieben Soeurs de la Charité, dem Ansehen nach sehr würdige Frauen von mittleren Jahren, leiteten das Ganze, und theilten sich in Besorgung des Unterrichts, der Aufsicht, des Haushalts, der Krankenpflege. Die jüngsten Pfleglinge von zwey bis vier Jahren — zum Theil sehr schöne Kinder — waren eben gebadet und lagen in ihren weißen Hemdchen, schon alle an einander gereiht, in reinlichen recht zierlich zubereiteten Betten. Die Aelteren fanden wir eben noch knieend bey dem

Abendgebet. Im Nebenzimmer übten auch einige Größere den Kleineren ihre Gebete ein. Küche, Vorrathskammer, Schlafsäle, alles war in vortrefflicher Ordnung; auch schien die Behandlung der Kinder auf den Ton einer ernsten Güte gestimmt. Ganz junge Kinder waren Ammen auf dem Lande übergeben. Die Zahl dieser Auswärtigen gab man auf 600 an. Seit 33 Jahren waren 10,660 in die Anstalt aufgenommen.

Fortsetzung der Reise nach Paris.

Man hat in Nancy die Wahl zwischen mehreren Gelegenheiten nach der Hauptstadt. Die große von Straßburg kommende Diligence ist in der Regel so besetzt, daß wir Gefahr liefen, vielleicht nur ein Paar Plätze zu finden, oder durch Beywagen getrennt zu werden. Eine Velocifere, wie man die Schnellposten nennt, hätte uns zwar in drittehalb Tagen nach Paris gebracht. Aber eine so schnelle Reise, ohne Nachtruhe, ist nicht nur in der heißen Jahreszeit sehr erschöpfend, sondern sie hätte auch jedes Verweilen an interessanten Orten unmöglich gemacht. Da die Forderungen für einen eignen Wagen sehr hoch waren, so wählten wir die kleine Diligence, welche freylich langsamer geht, und die vierzig deutschen Meilen bis zur Hauptstadt erst in sechs Tagen zurück-

Abendgebet. Im Nebenzimmer übten auch einige Größere den Kleineren ihre Gebete ein. Küche, Vorrathskammer, Schlafsäle, alles war in vortrefflicher Ordnung; auch schien die Behandlung der Kinder auf den Ton einer ernsten Güte gestimmt. Ganz junge Kinder waren Ammen auf dem Lande übergeben. Die Zahl dieser Auswärtigen gab man auf 600 an. Seit 33 Jahren waren 10,660 in die Anstalt aufgenommen.

Fortsetzung der Reise nach Paris.

Man hat in Nancy die Wahl zwischen mehreren Gelegenheiten nach der Hauptstadt. Die große von Straßburg kommende Diligence ist in der Regel so besetzt, daß wir Gefahr liefen, vielleicht nur ein Paar Plätze zu finden, oder durch Beywagen getrennt zu werden. Eine Velocifere, wie man die Schnellposten nennt, hätte uns zwar in drittehalb Tagen nach Paris gebracht. Aber eine so schnelle Reise, ohne Nachtruhe, ist nicht nur in der heißen Jahreszeit sehr erschöpfend, sondern sie hätte auch jedes Verweilen an interessanten Orten unmöglich gemacht. Da die Forderungen für einen eignen Wagen sehr hoch waren, so wählten wir die kleine Diligence, welche freylich langsamer geht, und die vierzig deutschen Meilen bis zur Hauptstadt erst in sechs Tagen zurück-

legt, wobey man aber des Abends auf ein gutes Quartier rechnen kann.

Diese Wagen gleichen beweglichen Häusern. Der vordere offne Sitz faßt drey Personen, und ist von oben bedeckt. Die Kutsche selbst hat sechs ziemlich geräumige Sitze. Für alles Gepäck ist in dem Hintertheil Raum die Menge. Die Bezahlung ist billig. Nach dem Accord, den wir mit dem Conducteur oder Eigenthümer, einem rechtlichen, wohlgesitteten Manne machten, sorgte er für alle Bedürfnisse, Frühstück, Mittag- und Abendessen, Quartier. Für dieß alles bezahlte die Person 80 Franken oder 20 Rthlr. Bey der Fülle von Essen und Wein, die, sobald man aussteigt, die überreichen Mittags- und Abendmahlzeiten schon bereit halten, mußte uns dieß äußerst wohlfeil vorkommen.

Außer uns waren noch zwey Damen von der Gesellschaft. Eine, die nur leider! ein unruhiges Kind bey sich hatte, war zwar ohne alle Anmuth, aber nicht übel für die Unterhaltung. Eine jüngere, Mad. L***, die ihr Gatte, ein junger Forstbeamter, nur eine Stunde begleitete, war durch ihre angenehme Bildung, ihre feinen Sitten, und nachdem sie sich ausgeweint, und allmählig Vertrauen zu uns gefaßt hatte, durch verständige Gespräche, desto willkommner. Sie stammte aus Lothringen, wußte etwas von unsrer Sprache, und es machte ihr oft Vergnügen in meinem Schiller zu lesen, wiewohl ihr häufig der dichterische Ausdruck den Sinn erschwerte. Wenn die Würde, die über ihr

ganzes Wesen verbreitet war, die Anmuth übertraf, so fehlte es doch, je länger man bekannt ward, auch an dieser nicht. Aber vorherrschend blieb immer die Klarheit ihrer Ideen, der Verstand und die Sicherheit in ihren Urtheilen. Familienangelegenheiten, vielleicht nicht die angenehmsten, schienen die Reise veranlaßt zu haben. Daher wohl in allen Zügen mehr Ernst als jene jugendliche Heiterkeit, oder das, was die Franzosen durch aménité und amabilité bezeichnen. Je erwünschter es ist, wenn auf langen Reisen, wo auch dem vertrautesten Freunden das Gespräch zuletzt ausgeht, sich Gefährten zugesellen, so bleibt es doch immer ein glücklicher Zufall, wenn sie, wie hier, den Wünschen Aller entsprechen.

Die erste Tagereise ging bis St. Aubin, einem Dorf mit einem großen Gasthause, wie denn auch die, außer der unsrigen eben eingetroffene sehr besetzte Pariser Diligence, eine Menge Zimmer und Betten nöthig machte. Die außerordentliche Breite dieser Betten, wie ich sie durch ganz Frankreich, England und Italien gefunden habe, ist besonders in der heißen Jahreszeit sehr wohlthuend, da man mehr als einmal seine Stelle mit einer kühleren vertauschen kann. Auch findet man die oft gehörten Klagen der französischen Militairs über unsre engen Betten nicht ungegründet.

Der Weg führte am zweyten Tage über Ligny, dann einen hohen Berg hinab, nach Bar-le-Duc, der Hauptstadt des alten Herzogthums Bar am Fluß Or-

nain. Die Oberstadt liegt amphitheatralisch am Berge, und man steigt terrassenweise an achthundert Stufen hinauf, reich dafür belohnt durch eine vortreffliche Aussicht, die vorzüglich ein dem alten Schloß gegenüber liegender Standpunct gewährt. Die Kirche St. Max, in welcher die Begräbnisse der alten Herzöge waren, ist zerstört. Doch sind ihre Ueberreste in die Kirche St. Pierre gebracht. Hier fanden wir einzelne vorzügliche Gemählde, und wurden unter den Denkmälern auf ein allerdings mit großer Kunst gearbeitetes Skelett, als Monument eines in der Gegend gebliebenen Prinzen von Oranien, aufmerksam gemacht. Warum — muß man noch immer fragen — warum lassen doch die Künstler fast in allen Ländern das Auge den Tod gerade in seiner schauderhaftesten Gestalt erblicken? Warum hat man an so viele Kirchen vergitterte Beinhäuser (Ossatoires) angebaut? Und nun gar die in Stein gehauenen Flammen, mit der mahnenden Unterschrift: Priez pour vos parens, vos mères, vos amis dans le purgatoire! — Warum nicht lieber aus der Schrift, die von diesem Fegfeuer nichts weiß, die tröstenden Worte: „Selig sind die Todten! Sie sind in Gottes Hand. Keine Quaal rührt sie an?“ —

Nach der Mahlzeit brachen wir auf. Durch unabsehliche Rebenhügel und Berge, wechselnd mit Frucht-, besonders Korn- und Hanffeldern, kommt man auf die schöne Chaussée, die bald durch Ebenen, bald über Höhen und Tiefen bis an den Gränzort St. Dizier führt, welcher Lothringen von der Champagne trennt. Es

ist auffallend, wie scharf sich hier schon manches abschneidet. Bisher hatten wir weder in Städten noch Dörfern Häuser von hölzernem Fachwerk gefunden. In St. Dizier fanden wir sie schon in Menge, wie bey uns, nur mit dem Unterschiede, daß Säule an Säule steht, ohne durch Queerriegel verbunden zu seyn. Der kleine unbedeutende Ort hat meist arme Einwohner. Doch mochte wohl die große Wohlfeilheit die Veranlassung seyn, daß manche vormals reiche Besitzer hier in der Stille lebten. Wir sahen viele Herren und Damen, einst reiche Grafen, Barone, Ludwigsritter, auf der Promenade, ganz nach alter Weise zierlich angezogen, um wenigstens im äußeren Kostum noch in der alten Zeit fortzuleben.

Die dritte Tagereise führte über Vitry, das von dem Erbauer Franz I den Beynamen le Français erhalten hat. Hier wurde Mittag gemacht. Man rühmt die Wohlhabenheit der Einwohner, die sich aus dem großen Handel mit Getreide erklärt, das von hier aus, da die Stadt dicht an der Marne liegt, in großer Menge nach Paris geschickt wird. Ich besuchte die Hauptkirche, die einige gute Gemählde hat, und das nah daran gelegene Collegium oder Gymnasium. Der Director nahm mich gefällig auf. Der in dem Hause wohnenden Pensionairs waren kaum zwanzig. Sie waren eben in der Arbeitsstunde in einem Zimmer versammelt, und nach alter Weise beschäftigt, lateinische Wörter zu Versen zusammen zu setzen, wobey ein Lehrer, auch außer den Lehrstunden vom Katheder aus,

die Aufsicht führte. Ich fragte nach dem Griechischen; davon war aber nicht die Rede, auch meinte ein Lehrer, der mir die Bibliothek zeigte, daß wenigstens für die Geistlichen das Erlernen ganz überflüssig, und überhaupt, da ja durch die kirchliche lateinische Uebersetzung der wahre Sinn des Originals so fest stehe, alles weitere Forschen danach entbehrlich geworden sey. Die jungen Leute waren sehr bescheiden, und gespannt auf mein Gespräch mit dem Director. Sie lasen mir lateinische Verse nach französischer Aussprache vor, und da sie begierig waren, unsre Art zu lesen kennen zu lernen, so erfüllte ich ihren Wunsch mit Vergnügen, hätte auch schwerlich in einer deutschen Schule aufmerksamere Zuhörer finden können. Einige versprachen sogar, sich auf das Griechische zu legen, da ich ihnen bemerklich gemacht hatte, daß es ohne einen Homer, schwerlich einen Virgil gegeben haben würde, was ihnen ganz neu zu seyn schien. Doch fürchte ich, der Mann auf dem Katheder, der an diesem Gespräch keinen Antheil nahm, werde die Ketzerey bald ausgetrieben haben.

Von Vitry brachen wir nach Mittag auf, und kamen mit dem Abend in Chalons-sur-Marne an. Est ist eine ansehnliche Stadt, von etwa 12,000 Einwohnern, hat ein durch seine Architektur ausgezeichnetes Rathhaus, ist dabey reich an Kirchen und geistlichen Gebäuden, namentlich im Besitz einer großen Kathedrale, welcher einst der berühmte Cardinal Noailles, als vormaliger Bischof, einen neuen Glanz gegeben hatte. Schon

vor der Stadt begegneten uns mehrere preußische Officiere, die hier als Kriegsgefangene lebten. Hier war es, wo ich, nun selbst ein Gefangener, den jungen Krieger, Herrn von Ripperda, der das Jahr vorher in Paderborn so muthig von mir schied, wiedersah. (S. 3. Th. S. 36.) Bald füllte sich unser Quartier; denn auf eine solche Erscheinung waren unsre Landsleute, zum Theil alte Bekannte, nicht gefaßt.

Da wir in Epernay, welches acht Lieus oder vier Posten von Chalons entfernt ist, gegen Mittag einzutreffen wünschten, so wurde die vierte Tagereise fast mit Anbruch des Tages angetreten. Wir gewannen dadurch, nach dem vorigen sehr heißen Tage, die Kühle der Nacht und des Morgens. Der Weg führte über weite Strecken Kreidenfelder, wodurch sich dieser Theil der alten Provinz Champagne von dem andern weit unfruchtbareren, oder der berüchtigten Champagne pouilleuse so sehr unterscheidet. Wie glücklich gedeiht selbst in dem dürren Boden das edelste Gewächs; auch bringt man die Kreide in Formen, gleich unsern Backsteinen, die dann das Material zu den Landwohnungen liefern.

Es war eine der schönsten Sommernächte. Der Mond stand mit seiner vollen glänzenden Scheibe über uns. Das bewegliche Gewölk, das er, wenn es ihn bald mehr, bald minder dem Auge verborgen hatte, siegreich durchbrach, erhöhte die Majestät des Anblicks des

befreundeten Gestirns. Bald schien es wie auf einem Wolkenthrone zu ruhen, bald sich unter einem goldgesäumten Baldachin zu bewegen. Ich machte einen Theil des Weges mit Hrn. v. Wedell zu Fuß. Da stieg vor uns das Bild graunvoller Tage auf. Die ganze Natur umher war still wie das Grab, und wir selbst wanderten stundenlang auf einem ungeheuren Grabe. Jenes Chalons, das wir eben verlassen hatten, war das alte Catalaunum, und auf den catalaunischen Feldern hatte die große Völkerschlacht gewüthet, zu der die Geschichtschreiber kein Seitenstück in der Vorzeit zu finden wissen. Unser Weg ging über die Hügel und die Ebenen, wo der Hunnenkönig Attila, die Geißel Gottes, wie ihn seine Zeit nannte, bis in das J. C. 451 keine Niederlage, nur den Sieg kennend, doch den Heeren des Abendlandes unter Aetius und Theoderich, trotz seiner Hoffnung auf einen wonnevollen Kampf*) weichen mußte; wo an einem Tage — zwar wohl nicht, wie Isidor erzählt, an dreymalhundert- — wohl aber mehr als einmalhundert und sechzigtausend Menschen das Opfer wilder Eroberungssucht wurden, und in ihnen ganze Generationen in wenigen Stunden für immer spurlos untergingen**). Eine solche Völkerschlacht war wohl seitdem nie wieder auf

*) Gaudium certaminis, läßt Cassiodor den Attila in seiner Rede an die Soldaten sagen.

**) Bellum atrox multiplex, immaniter pertinax, cui simile nulla usquam narrat antiquitas: ubi talia gesta

europäischen Boden erhört. Wir aber — wie hätten wir ahnden können, daß nach sechs Jahren noch einmal, und ganz in unsrer Nähe, eine halbe Million zu einem ähnlichen Kampf auf Tod und Leben gerüstet stehn würde, oder daß schon itzt unser Weg gerade durch jene Orte führe, wo unsre Heere bald siegend bald weichend, gegen eben den Eroberer kämpfen sollten, dessen Gefangene wir waren — Montmirail, la Ferté, Chateau-Thierry, Epernay!

In diesem Epernay, einer kleinen Stadt am südlichen Ufer der Marne, kamen wir gegen Mittag an. Ringsum war der ganze Landstrich von Weinbergen umgeben, auf welchen die schönsten Gattungen des Weines wachsen, der auch den Namen der Stadt führt. Wenn man die Größe und Menge der Anpflanzungen sieht, und den rastlosen Fleiß, der, sobald der Regen die Hügel kahl gemacht, fruchtbare Erde emsig hinaufträgt; wenn man daneben durch die ausnehmende Wohlfeilheit der andern Weinarten verwöhnt ist: so befremdet es, am Geburtsort des Champagners doch die Flasche mit drey bis vier Franken bezahlen zu müssen. Aber der verhältnißmäßig hohe Preis erklärt sich schon daraus, daß bey weitem nicht alle Berge gleich gute Gewächse tragen; dann daß die Cultur hier mehr als das Doppelte kostet,

---

referuntur, ut nihil esset, quod in vita sua conspicere potuisset egregius, qui hujus miraculi privaretur adspectu. Jornandes.

da bey der Traubenlese die äußerste Sorgfalt angewendet werden muß, um die Beeren in der vollen Reife nicht zu verletzen; daß man sie selbst nur preßt, nicht keltert, daher weniger Most von ihnen gewonnen wird; daß man diesen sogleich auf Flaschen zieht, deren viele die erste Gährung zersprengt; daß endlich auch viele der reichen Eigenthümer der Berge das Beste für sich behalten und in Paris verzehren.

Der Moëtsche Keller ist unter allen der berühmteste. Er gleicht einer kleinen unterirdischen Stadt, in welcher unabsehliche Gewölbe sich gleich Straßen durchschneiden, über denen das halbe Epernay gebaut ist. Wir besuchten bey Kerzenschein diese merkwürdige Unterwelt, die in ihrem Schooß einen Schatz von 400,000, sage viermalhunderttausend Flaschen, welche an beyden Seiten sehr zierlich aufgeschichtet waren, umschloß. Daß von der besten Sorte auf das Wohl unsrer Abwesenden die Gläser geleert wurden, wird man voraussetzen. Klingen wollten sie auch hier nicht. Der stolze Champagner will nun einmal nicht, daß den Genuß Ohr und Geruch theile. Er will nur einem Sinne dienstbar seyn.

Ein etwas strenger Tadel, der bey der Mahlzeit einem aus unsrer Gesellschaft, über ein Fischgericht das ihm nicht ansprach, entfuhr, war eiligst von dem Aufwärter in die Küche getragen. Alsbald erschien, die Arme in die Seiten gestemmt, die stattliche Wirthin, und wir bekamen die erste starke Probe von der

unglaublichen Geläufigkeit einer französischen weiblichen Zunge. Das verletzte Ehrgefühl ergoß sich in laute Klagen über die noch nie erfahrne Ungerechtigkeit, die sich nur die Unbekanntschaft mit dem, was gerade für die Kenner das Pikanteste sey, erlauben könne. Man that alles um die gute Frau zu besänftigen. Aber die Rede endete nicht, bis alles erschöpft war, und der mussirende Wein in den Gläsern war schon längst ruhig geworden, als ihr Unwille noch brauste und sprudelte.

Nach dem Nachtquartier in Dormans, einem unbedeutenden Flecken, waren wir um Mittag des folgenden Tages in Chateau-Thierry, am Abend in Ferté sous Jouarre. Hitze und Ermüdung machte gegen alles, was hätte gesehen werden können gleichgültig, wie z. B. am letzten Ort, der durch die kolossalen Mühlsteine die er liefert, merkwürdige Steinbruch sehr sehenswerth gewesen seyn würde.

Der letzte sehr ersehnte Tag der Reise zur Hauptstadt brach an. Schon um acht Uhr waren wir in

Meaux.

Gern hätte ich unserm Wagenführer noch eine Stunde mehr als er zugestand abgewonnen, um jeder Spur eines der größten Prälaten der gallikanischen Kirche, des Erzbischofs J. B. Bossuet nachzugehen. Ich mußte mich begnügen, die große auch architektonisch ausgezeichnete Kathedrale zu besuchen, hier in der Nähe des Altars an seiner Grabstätte zu verweilen, den bischöflichen Pal-

last, aus welchem einst so viele seiner wichtigen Werke hervorgegangen waren zu betrachten, und ganz in der Nähe desselben, in einem kleinen Bücherkram, die Oraisons funébres des ersten Redners seiner Zeit zu kaufen.

Da meinen Gefährten dieser merkwürdige Zeitgenosse Ludwig des Vierzehnten weniger bekannt war, so konnte es auf dem Wege bis zur nächsten Station an Stoff nicht fehlen. Nachdem ich die kurze, jenen Reden vorgesetzte Lebensbeschreibung vorgelesen hatte, ward man begierig auch eine Probe seiner Beredtsamkeit zu hören. Ich wählte die berühmte Trauerrede bey dem Tode der Herzogin von Orleans, Henrietten Mariens. Die Prinzessin, eine Tochter des unglücklichen Carl I von England, der in Frankreich alle Herzen huldigten, starb in der vollen Blüthe ihrer Jahre, schnell und unerwartet, und die Nachricht traf Hof und Stadt wie ein Blitzstrahl bey heiterm Himmel. Bossuet, der sie in der katholischen Religion unterrichtet hatte, ward mit Eilboten nach St. Cloud gerufen, und zerfloß schon an ihrem Sterbebette in Thränen und Gebeten. In Beziehung auf ihr so plötzliches Hinscheiden sind die Worte gesprochen, in deren Preise man sich nicht hat erschöpfen können, und die auch bey meinem kleinen Auditorium ihre Wirkung nicht verfehlten:

„O nuit désastreuse! nuit effroyable, où retentit tout à coup comme un éclat de tonnére cette étonnante nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte!“

Kaum waren sie gesprochen, so mußte der Redner inne halten. Es waren nicht bloß seine eignen Gefühle, die ihn überwältigten. Der große Dom von St. Denis hallte von Weinen und Schluchzen wieder. Selbst unter allen Großen des Hofes, welche der Begräbnißfeyer beywohnten, blieb kein Auge trocken *).

Wie man auch über Bossuets Charakter urtheilen, und wie die Parallele mit Fenelon ausfallen mag, — seine Kirche hatte auf jeden Fall recht, ihn für eine ihrer kräftigsten Säulen zu halten. Denn bey aller scheinbaren Mäßigung war er Katholik wie irgend einer. Dabey verband sich mit großer Gelehrsamkeit, echter Geschmack, hohes Talent der Rede in Wort und Schrift, seltne Gewandtheit im Streit, und eine Feinheit des Umgangs, wie man sie an Höfen lernt und liebt, und dennoch eine Würde und Festigkeit, die sich ohne zu beleidigen Achtung und Bewunderung erzwang.

Wer mag verkennen, daß in seinen Predigten, und besonders den Lobreden auf die Großen des Reichs, die edle Einfachheit, welche billig der Hauptcharakter der christlichen Predigt bleiben soll, oft der Kunst aufgeopfert wird, und daß man selbst da, wo er mit großer Kraft und schneidender Schärfe die Laster der großen Welt rügt und bekämpft, doch auf der andern Seite die höfischen Schmeicheleyen den Eindruck schwächen. Ich

*) L'éloge funèbre sagt Voltaire im Siecle de Louis XIV. — eut les plus grand et le plus rare des succès, celui de faire verser des larmes à la cour.

konnte eben daher der Meinung eines Reisegefährten nicht ganz beystimmen, „daß, wenn wir in unsrer Kirche solche Redner hätten, wie die katholische in ihrem Bourdaloue, Massillon, Flechier, und vor allen diesem Bossuet besaß, das Interesse an unsern kirchlichen Versammlungen ein ganz andres seyn würde, als unsre gewöhnlichen, oft alles Schmucks der Beredtsamkeit entbehrenden Predigten erwecken könnten.“ Freylich, wenn es nur darauf ankäme, die Predigt eine schöne Rede, den Prediger einen großen Redner zu nennen, und wenn dieß die Wirkung verbürgen könnte, so möchte er recht gehabt haben. Aber man weiß recht gut, daß gerade die geistlichen Reden jener Männer, die doch hauptsächlich darauf ausgingen, und was ihnen auch für den Augenblick gelingen mochte, Effect zu machen, zwar von den Großen der Erde, vor denen sie gehalten wurden, bewundert und mit Bisthümern belohnt sind, doch in der Denkart und den Sitten im Innern des Louvre, Versailles und St. Cloud nichts geändert, und höchstens in der Fastenzeit auf die Verminderung des öffentlichen Anstoßes einigen Einfluß gehabt haben. Doch bin ich weit entfernt, die rechte Beredtsamkeit von der Behandlung heiliger Gegenstände ausschließen zu wollen. „Allerdings gebührt es sich, wie ein geistvoller Schriftsteller sagt, auf die höchsten Gegenstände, welche die Sprache erreichen kann, auch die ganze Fülle der Pracht der menschlichen Rede zu wenden, nicht als ob es irgend einen Schmuck gäbe, dessen die Religion

nicht entbehren könnte, sondern weil es unheilig und leichtsinnig seyn würde, nicht zu zeigen, daß alles zusammenstimmen müsse, um sie in angemessener Kraft und Würde darzustellen*).“ Nur muß es immer das Herz seyn was beredt macht; nur aus ihm kann das rechte Leben in die Rede fließen. Ein bloß mit dem Verstande und nach der Regel studirtes rhetorisches Kunstwerk, wie doch gewiß recht viele jener weltberühmten Trauerreden waren, kann nie tief in das Herz dringen**).

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir die letzte Station, den kleinen unbedeutenden Ort Claye. Man fährt dann noch einige Stunden, bis man die Höhen erblickt, unter denen Paris in einer großen Ebene liegt. Das Nachdenken über das, was uns dort erwarten möge, drängte fast alle Neugier und jene Ungeduld, mit der man sich sonst großen Puncten zu nähern pflegt, zurück. Fast überraschte es uns, als wir uns an der äußersten Barriere befanden. Der Wagen hielt an. Die Visitation war schnell abgemacht. Wir fuhren durch die lange Vorstadt in die Straße St. Martin, wo die Diligence ihre Passagiere aussetzt. Wir waren besorgt, wie wir uns in dieser kleinen Welt zurecht finden sollten, als eine freundliche Hand den Kutschenschlag öffnete, und dieser Sorge ein Ende machte.

*) Reden über die Religion. S. 181.

**) Einen Nachtrag über Bossuet wird man in der VIIIten Beylage finden.

Paris.

Paris.

Paris.

Ankunft.

Es war die Hand meines vormaligen Pflegesohns, des Doctor Oerthling, die, als wir am 6ten August gegen Abend vor dem Quartier, wo die Diligence anhielt, ankamen, mich zuerst in dieser uns allen neuen Welt empfing. Er hatte für unser Unterkommen aufs beste gesorgt. Recht im Mittelpunct der Stadt, in der Rue des bons enfans, ganz nah am Palais Royal, fanden wir in einem ansehnlichen Hause, das den Namen Hotel de Nantes führt, meublirte Zimmer bereit, und keiner von uns vermißte die Bequemlichkeiten, die den Aufenthalt in Pont-a-Mousson so sehr erleichtert hatten. Selbst in der Wahl unsrer Wohnungen, neben dem gemeinsamen Saal, konnte jeder seiner Neigung folgen. Auf dem langen Wege, den wir bis dahin zurücklegen mußten, hätte wohl manches schon Anspruch auf unsre Aufmerksamkeit machen können. Aber das Ohr war doch gespannter als das Auge. Wie viel war dem so lange nicht gesehenen, unter so unerwarteten

Verhältnissen wiedergefundenen Freunde zu sagen; wie viel von ihm zu hören! Ich darf kaum erwähnen, wie wichtig uns der Rath eines so Kundigen schon für die ersten kleinen Einrichtungen und Besorgungen ward, und wie viel unangenehme Erfahrungen und Verlegenheiten, über die wir andre Reisende so oft bey dem ersten Eintritt in die unübersehbare Stadt klagen hörten, uns dadurch erspart wurden.

Tief und ergreifend war gerade der Eindruck nicht, den Paris zuerst auf mich machte. Schon die lange Vorstadt und Straße St. Martin blieb in der Schönheit der Häuser, mehr noch in dem nur sehr mäßigen Gedränge der Menschen hinter meiner Erwartung zurück. Der erste Abend im Palais Royal war mehr blendend und betäubend als erfreuend. Die Unendlichkeit der Gegenstände drückte den Geist nieder, um so mehr, da er ohnehin schon durch Kummer und Sorge an Empfänglichkeit für das Angenehme verloren hatte.

Am nächsten Morgen mußte das erste seyn, im Hotel der Polizey die Päße abzugeben und Aufenthaltskarten (Permis de séjour) zu empfangen. Der große lange Saal war mit Menschen angefüllt; — wohl an dreyßig Commis und Schreiber saßen an einzeln stehenden Tischen, jeder nach der Verschiedenheit seiner Bestimmung emsig beschäftigt. Schildwachen mit gezogenem Seitengewehr sah man hie und da aufgestellt. Wohl

hundert Menschen füllten die Räume — Männer und Frauen, — ein buntes Gewühl aus allen Ständen — hier Unbefangenheit, dort höchste Verlegenheit auf den Gesichtern. Unser Freund, mit allem was hier Brauch und Sitte ist, bekannt, verschaffte uns bald genug am obern Ende des Saals, wo die Expedition für die Fremden war, Gehör. Keine Frage an uns verrieth Mißtrauen; man las und behielt die Päße. Wir schrieben unsre Namen ein und füllten die gewöhnlichen Rubriken aus. Dann erhielt jeder die Erlaubnißkarte, die ihm, sobald er sie bey sich trug, den Schutz der Gesetze verbürgte. Dieß war die erste und einzige Berührung mit einer polizeylichen Behörde in Paris. Nie haben wir seitdem irgend etwas von einer besondern Aufmerksamkeit oder Aufsicht wahrgenommen, so gewiß alle unsre Schritte bewacht werden mochten.

Bis zur höchsten Ermüdung ward noch an eben diesem heißen Tage ein Ueberblick der Stadt und ihrer merkwürdigsten Plätze, Gebäude und Straßen genommen. Das, meinte unser Führer, sey die rechte Art, sich bald in Paris zu orientiren. Man müsse mit dem Ganzen anfangen, aber anfangs nirgend verweilen; dann erst zu dem Einzelnen übergehen. Ein guter Plan hätte dieß auch, wiewohl für die Phantasie unvollkommner, gewährt. Aber wer mag der Gefälligkeit widerstehen, auch wenn man wohl andrer Meinung wäre?

In der Lage, in welcher ich mich befand, wollte in der ersten Zeit meines Aufenthalts durchaus kein

Sinn für alle das Neue und zum Theil sehr Große und Einzige was mich umgab, in mir aufgehen. Wie sich auch nach der gewaltigen Katastrophe mein eignes Schicksal gestalten mochte — ich hing mit so vielen Banden — nicht so sehr an dem Geburtsort — als an dem, was ihn seit mehr als einem Jahrhundert unter den Städten Deutschlands verherrlicht hatte, seiner hohen Schule und den großen Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Für Beyde hatte ich so lange schon gelebt, und die Theilnahme an den Letzteren war mir als Abkömmling des Stifters angebohren. Nach dem Zorn, den Napoleon auf die Universität geworfen hatte, konnte die Hoffnung nur schwach seyn, sie unter seinem doch stets von ihm abhängigen Bruder wieder aufblühen zu sehen. Mit ihrem Schicksal hing aber, außer dem Wohlstande der Stadt, auch die Dauer jener Stiftungen auf das engste zusammen.

Zwar hätte man wohl denken können, einer neuen Regierung müsse daran gelegen seyn, sich gerade durch Erhalten und Wiederaufrichten dessen, was der Krieg gehemmt oder zerstört hatte, Vertrauen zu erwerben. Aber da es nach einer so gänzlichen Umgestaltung aller Verhältnisse, zunächst nur auf die Vereinigung der Interessen so wenig zusammengehöriger Theile des neuen Reichs ankam — wie wenig ließ sich darauf rechnen, die Aufmerksamkeit auf das Einzelne zu lenken?

Napoleon war seit dem 27. Jul. wieder in Paris. Alle Großen des Reichs sammelten sich um ihn.

Auch der jüngste seiner Brüder war Tags darauf als nunmehriger König von Westphalen eingetroffen. Die öffentlichen Blätter hatten seine Vermählung mit der Tochter des Königs von Würtemberg verkündigt, und man sah den nahen Feyerlichkeiten entgegen. Aus den Provinzen, aus welchen der neue Staat gebildet werden sollte, waren Abgeordnete auf dem Wege, um Huldigungen darzubringen, von denen ihr Herz nichts wußte und wissen konnte. Indeß beschäftigten sich die Staatskundigen in ihren Kabinetten mit dem Entwurf der Constitution. Auch waren schon Beamte ernannt, die zunächst die Regierung (Régence) führen sollten, bis der König in seiner Residenz Cassel angekommen und bleibende Minister ernannt seyn würden.

Diese ersten Beamten für Halle und seine Institute geneigt zu machen, — dieß war nun die Aufgabe, und dazu Mittel und Wege zu finden, blieb itzt mein fast einziger Gedanke. Auch vereinigten sich bald manche Umstände, die günstig genug waren, um einige Hoffnung daraus zu schöpfen. Nur viel Geduld und Ausdauer war nöthig, und zwischen die mühsam eroberten Stunden, wo etwas für die unglückliche Vaterstadt versucht werden konnte, drängten sich Tage und Wochen, da der Zugang zu denen, die zu helfen vermochten, durch die Zeitumstände doppelt erschwert ward.

So mag denn auch die folgende Erzählung das Bild dieses wechselnden Lebens wiedergeben, und was ich im Lauf der Zeit versucht, erreicht oder verfehlt,

daneben aber auch gesehen, erfahren und gelernt habe, wie es in Tagebüchern bemerkt oder in Briefen in die Heimath mitgetheilt wurde, sich auch hier an einander reihen. Natürlich wird nach einem Zwischenraum von siebzehn Jahren, manche spätere Bemerkung, welche die seitdem so wundervoll veränderte Zeit herbeygeführt hat, sich an die früheren Beobachtungen anschließen.

Dürfte ich nicht darauf rechnen, daß meine Leser, die mir auf meinen späteren Reisen so freundlich auch da gefolgt sind, wo ich wenig Neues zu erzählen im Stande war, einigen Antheil an meiner damaligen Lage nehmen, und die Zeiten, die nach einem so unendlichen Wechsel der Begebenheiten, fast schon in einem Nebel der Vergangenheit zu verschwinden anfangen, sich gern noch einmal vergegenwärtigt sehen würden, so könnte ich nur besorgt an diesen Theil meiner Beobachtungen gehen. Es ist in der That sehr schwer, über Paris — zumal bey einem so kurzen Aufenthalt — noch irgend etwas zu sagen, was nicht einer großen Menge von Lesern aus den Werken zum Theil vortrefflicher und geistreicher Schriftsteller bekannt wäre. Das alte Paris ist in sehr zahlreichen und sorgfältigen Topographien und Reisebeschreibungen höchst genau dargestellt, und selbst als Mittelpunct der Literatur in den classischen Werken der Nation dem Auge näher gerückt. Als die ungeheure Umwälzung eintrat, sind auf keine andre Stadt aller Augen so unverwandt hingerichtet gewesen, in keiner sind mit den Begebenheiten zugleich

die Localitäten so stark hervorgetreten, da diese ja der eigentliche Heerd derselben geworden war, und es fast keine Stelle giebt, die nicht durch irgend eine Scene des großen Drama merkwürdig geworden wäre. Dazu ist aber seit den Siegen der Verbündeten die eigne Anschauung gekommen. Die Zeit ist vorüber, wo es eine Art von Wichtigkeit gab, in dieser Weltstadt gewesen zu seyn. Nachdem Hunderttausende in den Gallerien des Palais Royal umhergewandert und Bewohner aller Länder, von der Wolga und dem Don bis zum Ebro und der Tiber, vor den Kunstwerken des Louvre gestanden haben, oder doch durch ihre Erzählungen die Kunde in Kreise gedrungen ist, in denen man sonst nie davon gehört hatte, so schwebt der letzte Erzähler stets in Gefahr, Allbekanntes zu wiederholen. Doch sey es im Vertrauen auf Nachsicht gewagt, von meinem Thun und Treiben Rechenschaft, von dem aber, was ich sah und hörte, die ungleich tieferen Eindrücke wiederzugeben, die das unmittelbare Anschauen, selbst dessen, was mir durch Beschreibungen längst bekannt war, in mir zurückgelassen hat.

Erste Bekanntschaften und Verwendungen für die Vaterstadt.

Der Tribun Koch. Der Consistorialpräsident Maron.

Der erste Schritt war gethan, seit es mir gelang, die Bekanntschaft des in Frankreich wie in Deutschland hochgeachteten Straßburgischen Gelehrten Hrn. Koch zu machen. Sobald ich erfahren hatte, daß ihn der Kaiser zu einem der Minister in dem neuen Königreich Westphalen bestimmt habe, suchte ich ihn auf.

Dieser ausgezeichnete Mann war unter dem großen Geschichtsforscher Schöpflin in Straßburg gebildet, und wurde bald selbst durch seine Vorlesungen über deutsches Staatsrecht und Geschichte eine der ersten Zierden der dortigen Universität. Viele, die späterhin auf dem politischen Schauplatz wichtige Rollen gespielt haben, wie die Grafen v. Cobenzl, Bourgoing, Narbonne, Galliczyn, Oubril, Rasumowsky, waren einst seine Schüler. Seine Schriften, namentlich das Werk „über die Revolutionen Europa's" u. m. a. tragen eben so sehr den Stempel der Gründlichkeit als des Geschmacks *). Während der französischen Revolution war er es, der den Pro-

*) Tableau des Révolutions de l'Europe dans le moyon âge. Straſsb. 1790 u. 1807. (deutsch von Sander. Berlin 1807 — 1809. 3 Bde.)

testanten im Elsaß ihre ansehnlichen Güter rettete *). Nur die Schreckenszeit brachte auch ihn in Gefahr. So lang sie dauerte, schmachtete er im Kerker, und sein Haupt war schon der Guillotine bestimmt, als mit dem Sturz der wüthenden Partey ihm Rettung kam. Späterhin von dem Senat in Paris zum Tribun gewählt, entsagte er ungern den friedlichen Beschäftigungen seines Lehramts. Napoleon, ob er wohl zuweilen mit ihm über seine Theorie des Staats- und Völkerrechts — der Er ein so schnelles Ende zu machen gewußt habe — scherzte, wußte doch Kochs Verdienst zu würdigen. Daher gelang es ihm auch, in dem Kampf für seine Glaubensgenossen, für sein vielgeliebtes Straßburg, und für die Selbstständigkeit seiner Universität immer zu gewinnen, und diese vor der Umgestaltung nach französischen Grundsätzen zu sichern.

Gerade ein solcher Mann — ein Gelehrter — ein Deutscher — ein Protestant — konnte mir wohl für unsre Hochschule als ein rettender Schutzgeist erscheinen. Das Erfreuliche der Aussicht erhöhte sich durch ein besonderes Verhältniß zu ihm. Zwey seiner Verwandten waren meine Zöglinge im Pädagogium gewesen, und D. Oerthling, ihr Landsmann, durfte sich zu seinen Hausfreunden rechnen. So war ihm Halle, schon als Akademie von ihm sehr hoch geachtet, auch in

*) M. s. s. Principes généraux des Protestans de la Confession d'Augsbourg et de leur Incompatibilité avec la Constitution civile du Clergé 1791.

seinen Schulen nicht fremd, und die Aufnahme, die ich bey ihm fand, verbürgte den Antheil, den er an mir und meinen Wünschen nahm. Mit großen Hoffnungen hatte ich sein Haus betreten. Sie sanken wieder, als ich hören mußte, daß er den Ruf abgelehnt, weil seinem Alter — er war ein Siebziger — ein so großer ganz neuer Wirkungskreis nicht mehr angemessen sey. Doch milderte er den schmerzlichen Eindruck durch die Versicherung, daß bereits zwey andre Staatsräthe, die Herren Beugnot und Simeon ernannt wären, von denen man sich das Beste versprechen dürfe. Er werde dem ersteren als Minister des Innern meine Angelegenheit dringend empfehlen, und die persönliche Bekanntschaft einleiten. „Es würde, setzte er hinzu, nützlich seyn, durch vollständige, mit unumwundener Freymüthigkeit abgefaßte Berichte über die wissenschaftlichen Institute der zum Königreich vereinten Provinzen, und vorzüglich über Halle, seine vormalige und gegenwärtige Lage, was es geleistet und was es leisten könne, das mündliche Gespräch vorzubereiten. Der Wille sey gut; aber man kenne Deutschland zu wenig."

Ich habe wenige Männer in hohen Posten kennen gelernt, die durch die Ruhe und Milde ihrer Aeußerungen eben so entfernt von leeren Phrasen, Uebertreibungen und Versprechungen, als von kalten Gemeinplätzen, so bald Vertrauen erweckt hätten. Wie ganz anders würde Koch das deutsche Wesen verstanden haben, in das sich die französische Einseitigkeit nie recht

zu finden im Stande war. Aber es war wohl sehr natürlich, daß er sich nach einem so arbeitvollen Leben nach Ruhe sehnte. Auch hat er bald nach dieser Zeit Paris verlassen, um in Straßburg unter seinen Freunden, und in einer wissenschaftlichen Muße den Rest seiner Tage zu genießen, daneben aber auch als Mitglied des Generalconsistoriums und durch die Verwaltung vieler milden Stiftungen noch wohlthätig zu wirken. Sanft und bis auf den letzten Augenblick beschäftigt, endete er, sieben und siebzig Jahr alt, im Jahr 1813. Der ehrwürdige Blessig, sein warmer ihm bald nachgefolgter Freund, sprach an seinem Grabe, Straßburg aber ehrte sein Andenken durch ein würdiges Denkmal im St. Thomasstift.

Den Präsidenten des reformirten Consistoriums und itzigen Senior der evangelischen Geistlichkeit zu Paris, Hn. Maron, wie durch Rednertalent so durch mannichfaltige Kenntnisse und Gewandtheit in Geschäften ausgezeichnet, sah ich an demselben Tage. Er nahm gleichen Antheil an meiner Lage. Ich hatte sie, wie er mich versicherte, eben so sehr dem Gebrauch, den er, mit deutscher Sprache und Literatur nicht unbekannt, oft von meinem Jugendwerk über die biblischen Charaktere gemacht, als meinem itzigen Schicksal zu danken. Der Ausdruck dieser Theilnahme machte einen interessanten Contrast mit dem Ton des ruhigen Diplomatikers, von dem ich eben herkam. Napoleons Großthaten hatten

Herrn Maron unlängst zu einer feurigen lateinischen Ode begeistert, und itzt war er voll von den Aeußerungen des Kaisers, dem er als Sprecher des evangelischen Clerus zu seiner Rückkehr Glück gewünscht hatte *). Mit dem Staatsrath Beugnot war er durch frühere mannichfaltige Verhältnisse verbunden, und eifersüchtig darauf, daß mich Herr Koch bey ihm einführen wolle. Auch ließ er sich in der Folge dieß nicht nehmen, so viel Mühe es auch in jenen Tagen der Festlichkeiten kostete, auch nur ein kurzes Gehör zu gewinnen.

Mir lag zunächst nur an Herrn Kochs Rath zu befolgen, und ich zog mich nun gern in die Einsamkeit meines Kabinets zurück, um Materialien für einen doppel-

*) Wer hätte ihm dieß verdenken mögen? Man kennt die Antwort Napoleons auf jene Anrede aus den öffentlichen Blättern. In Polen hatte er von katholischen Geistlichen gehört, die gern eine Bartholomäusnacht erneuet sähen, und ihnen harte Worte gesagt. Herr Maron hatte des Schutzes, dessen sich die Protestanten zu erfreuen hätten, erwähnt, und die Antwort erhalten: „Die Protestanten haben mir keine Verbindlichkeit. Das Gewissen liegt außer dem Gebiet der bürgerlichen Gesetze. Ich bin bloß gerecht. Ich gehöre nicht zu ihrer Religion, aber ich achte die Freyheit und Unabhängigkeit ihres Cultus. Sie waren immer gute Bürger. Ich werde sie immer als meine besten Freunde ansehen.“ — Bald wurden auch mehrere Präsidenten der evangelischen Consistorien, wie schon früher Herr Maron selbst, zu Mitgliedern der Ehrenlegion ernannt.

ten Aufsatz zu sammeln. Gedrängte Kürze war Bedingung, wenn sie gelesen werden sollten. Auch kam es mehr auf einen Ueberblick als auf eine statistisch genaue Darstellung an, wozu mir wenigstens bey dem, was nicht preußischen Antheils gewesen war, Kenntnisse und Hülfsmittel fehlten. Indeß die Statistiker und Kameralisten die Volkszahl, den Boden und den Reichthum der Erzeugnisse berechneten, wodurch sich die Provinzen, aus welchen das neue Westphalen gebildet werden sollte, auszeichneten, versuchte ich der nunmehrigen Regierung anschaulich zu machen, wie wichtig sie aus dem Standpunct der wissenschaftlichen Cultur erscheinen müßten. Auf fünf zum Theil sehr alten, zum Theil sehr besuchten Universitäten, Göttingen, Helmstädt, Marburg, Rinteln und Halle, konnte man die Zahl der Studirenden nah an dreytausend rechnen. Fast alle bedeutenden Städte hatten ein, mehrere zwey bis drey Gymnasien. Der Ruhm dieser Lehranstalten hatte Schüler aus allen Ländern herbeygeführt, und von Tausenden, welche itzt die ersten Staatsämter bekleideten, war auf ihnen der Grund ihrer Bildung gelegt. Auch für den Unterricht des Volks war in wenigen Theilen Deutschlands so viel geschehen als gerade in diesem. War nun auch die Art deutscher Bildung noch so sehr von dem, was in Frankreich in höheren und niederen Schulen gethan wurde, verschieden, so schien es doch ein Ehrenpunct, gerade von dieser Seite sich großartig und liberal zu zeigen.

Leichter war indeß das in einem besondern Aufsatz darzustellen, was mir am nächsten lag. Von so manchen Seiten mir auch dabey der Rath gegeben ward, stark aufzutreten, und um Effect zu machen, in hohen Phrasen von dem, was die Vaterstadt gerade von dieser Seite geleistet, zu reden, so schien es mir doch würdiger, streng bey der Wahrheit und fern von jeder Uebertreibung zu bleiben. Es war ja vorherzusehen, daß man, wenn erst das Geschäft der Organisation beginnen würde, alles prüfen, und das hier so natürliche Mißtrauen in jeder unrichtigen Vorstellung nur desto mehr Nahrung finden würde. Sobald die Arbeit geendigt war, übergab ich sie Herrn Koch, der sie dem nächsten Zweck angemessen fand, auch unverzüglich dem Staatsrath Beugnot einhändigte. (M. s. die IX. Beylage.)

Itzt fühlte ich mich freyer im Geist und überließ nun ruhiger den Ausgang einer höheren Leitung. Mit dem Bewußtseyn, das möglichste gethan zu haben, nahm auch die Empfänglichkeit für andre Eindrücke zu.

Ankunft der Deputirten aus den Provinzen des neuen Königreichs.

(Vom 12 — 16. Aug.)

Ankommende Deutsche mehrten sich mit jedem Tage. Aus allen Provinzen des neuen Staats kamen Abgesandte, um dem Kaiser und dem neuen Könige zu huldigen. Mehrere suchten uns bald auf; mit Andern fanden wir uns nach und nach bey den Restaurateurs zusammen. Manche schienen uns fast zu meiden, wie man dem Unglücklichen ausweicht; Andre sich zu wundern, uns noch bey so gutem Muth zu finden, auch wohl nach und nach zu beneiden, daß wir — die Gefangenen — so viel freyer als sie, jeden Tag vollkommen Herr unsrer Zeit wären, sie dagegen — die Freyen — bey allen Höfen und Großwürdenträgern von einer Aufwartung zur andern, von einem diplomatischen Prachtessen zum andern beordert würden, und über den Zurüstungen, Bestellungen, Besprechungen, oft in Ungewißheit schwebend, ihre Zeit verlieren müßten.

Einzelne sahen wir doch öfter, zum Theil Freunde oder ältere Bekannte aus Magdeburg, Halberstadt, Helmstädt, und hörten dann die Klagen über den Druck des steifen Hoflebens, die Gespanntheit bey den Präsentationen, die Langeweile der Diners, die stete Ungewißheit, was jeder Tag bringen werde. In allen kämpfte Hoffnung und Furcht bey dem Gedanken

an die nächste Zukunft, und je nachdem jedem ein leichter oder ein trüber Sinn zum Erbtheil geworden war, sah er diese für das Allgemeine oder für sich in einem helleren oder dunklerem Lichte.

So war auch der Eindruck der Audienzen bey Hieronymus in St. Cloud, und bey Napoleon in den Tuillerien sehr verschieden. Jener, meinten Einige, habe sie mit den schönsten Hoffnungen erfüllt. Wir konnten uns nicht genug wundern, wie sie durch einige allgemeine Phrasen auf einmal so umgewandt waren, die doch Andre so kalt gelassen hatten. Zu diesen gehörte besonders der nicht so leicht bewegliche und mit gerechtem Mißtrauen erfüllte ehrwürdige Abt Henke aus Helmstädt und mehrere ihm Gleichgesinnte.

In des Kaisers Rede an die westphälischen Deputirten waren auch manche große Worte ausgesprochen, die sofort das Gespräch des Tages wurden. „Die Religion sey Sache des Gewissens, nicht des Staats. — Die kleinen Staaten taugten nichts. Westphalen werde ein großes Reich ausmachen, bis hin nach Hamburg. — Das Militair solle künftig nur schützen, nicht drücken. — Der Adel solle nichts gelten. Ausgezeichnetes Verdienst allein könne auf Anstellung rechnen. — Die Könige würden nicht für sich, sondern für das Glück der Völker eingesetzt.“ Das goldne Kreuz, das Henke als Abt von Königslutter trug, war ihm aufgefallen. Damit spielend, hatte Napoleon gefragt: was es bedeute? was es einbringe? und auf die Antwort: „zweyhundert

Thaler“ erwiedert: „Das lohnt auch die Mühe! — Sie sind Protestant! Bleiben Sie es. Man kann in jeder Religion ein ehrlicher Mann seyn.“ — Geschlossen war die ziemlich lange Audienz mit der Aeußerung: „Die Deutschen sind ein gutes, ein unterrichtetes und besonders ein sehr geduldiges Volk. Es giebt keine Verräther unter ihnen. Wenn sie ihr Wort geben, so ist das genug.“ Man kann leicht denken, wie nun gar solche Worte gewirkt, aber auch welche Besorgnisse sie in den Mitgliedern mancher Stände zurückgelassen hatten.

Daß jede Provinz nach einer so großen Katastrophe zunächst nur an sich dachte, und daß die Anträge und Wünsche der Einzelnen oft kaum vereinbar schienen, dieß lag in der Natur der Sache. Namentlich war dieß auch in Betreff der Universitäten der Fall. Es war vorherzusehen, daß man für einen Staat wie das neue Westphalen, von einer Volksmenge von etwa 1,900,000 Seelen, fünf hohe Schulen zu viel finden würde, und daß die, welche keine eignen Fonds hatten, am ersten Gefahr liefen, aufgehoben, oder wie der damals oft gehörte Ausdruck lautete, supprimirt zu werden. Gerade von dieser Seite konnten für Halle die Aussichten nur trübe seyn, da bisher fast alle seine Einkünfte aus Staatskassen geflossen waren. Keinem von uns war es zu verdenken, wenn er für das arbeitete, was ihm zunächst angehörte. Aber jeder sah auch bald genug, daß in dem gewaltigen Treiben einer sich neu gestaltenden Zeit wenig zu erreichen war.

Die Siegs- und Vermählungsfeste.

(Vom 15—22. August.)

Ganz Frankreich sollte die Triumphe feyern, von denen Millionen und auch wir das Opfer geworden waren. Der Donner des Geschützes am 15. August verkündigte vom frühen Morgen an die Feyer. Schien es gleich, als ob die Pariser, gewöhnt an solche Feste, kein sehr hohes Interesse daran nähmen, und den Glauben an den ewigen Frieden, der in den Friedensschlüssen zur stehenden Redensart geworden ist, verloren hatten, so war doch die Zahl der Schaulustigen unermeßlich, und wie sehr sich auch die Massen in den langen und breiten Straßen, durch welche die Cortege d. i. der große Prachtzug von den Tuillerien bis zur Kathedrale gehen sollte, vertheilten, so kostete es doch oft Mühe sich durchzudrängen. Eine nicht geringere Zahl von Zuschauern im vollen Staat füllte die Fenster und Balkons der Häuser, die größtentheils bis zum dritten Stockwerk mit den schönsten Teppichen und Blumenguirlanden geschmückt waren. Es wäre wohl möglich gewesen, Einlaßkarten zu der Cerimonie in Notre Dame zu erhalten. Aber wir zogen die unendlichen Wechsel der Erscheinungen, die den langen Zug begleiteten, der Gefahr vor, halb erdrückt am Ende — nichts zu sehen. Auch hatten wir nicht Ursach es zu bereuen, da selbst mehrere Deputirte höchst unbefriedigt zurückkamen.

Man wird keine Beschreibung dieser Procession erwarten. Ermüdet doch selbst das Anschauen auf die Länge das Auge. Bloße Erzählungen, wie sie in den öffentlichen Blättern des breiteren zu lesen waren, ließt ohnehin fast niemand zu Ende.

Der Kaiserliche Wagen hielt, wie bey solchen Aufzügen, eh sich alles ordnet, fast unvermeidlich ist, oft und schon in einer kleinen Entfernung von den Tuillerien, von wo sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, ziemlich lange an. Hier sah ich, dem Kutschschlage sehr nah stehend, zum ersten Mal den Mann, der das große Thema der Geschichte seiner Zeit geworden war, und es durch alle Zeiten bleiben wird, so lange man Geschichte schreibt. Neu waren mir die Züge nicht, die man aus tausend Abbildungen kannte, und, wie auch bey Friedrich II. der Fall war, selbst in den schlechtesten wiederfand.

Es giebt einen Ausdruck der Güte und der Erhabenheit des Charakters, dem selbst der Unterdrückte in dem Unterdrücker, und der Besiegte in dem Sieger huldigen muß, so schwer auch in solchen Verhältnissen dem Gefühl das unbefangene Urtheil werden mag. Ich habe mich bemüht, meine persönliche Lage und das Unglück des Vaterlandes mein Gefühl nicht bestimmen zu lassen. Aber es ist mir sowohl bey dem ersten Sehen dieses außerordentlichen Mannes, als sechs Jahre später bey dem zweyten vor den Thoren von Halle, nicht anders gegangen als den Allermeisten, die zum Theil weit näher und länger Gelegenheit zur Beobachtung hatten. Nur der

Eindruck eines tiefen Ernstes, kalter Besonnenheit und schlauer List, nicht der Eindruck, den Seelengröße, am wenigsten der, den Menschenachtung und Menschenliebe zurückläßt, ist in mir zurückgeblieben. Zwar schwebte auf dem ganzen Zuge, besonders dann wenn der Wagen anhalten mußte, ein fast süßliches Lächeln um Mund und Auge, und das Haupt war fast in steter zunickender Bewegung. Ob das herandrängende Volk darin väterliches Wohlwollen lesen mochte, will ich nicht entscheiden. Mich wollte bedünken, die Anwandlungen von Güte würden sich selbst in Siegern wie Cäsar, vielleicht mehr noch wie Alexander, anders ausgesprochen haben. Schwerlich war auch die Schule des zur Leidenschaft gewordenen Krieges, noch viel weniger das ungeheure Glück, das Napoleons Laufbahn bezeichnete, geeignet, einen mit so großen Kräften begabten Geist zum vollkommnen sittlichen Charakter auszubilden; und in dem Gemüth eines Mannes, der eben einem großen Theil von Europa Gesetze gegeben, Thronen gestürzt und Thronen erbaut hatte, dessen Bahn zur beabsichtigten Weltherrschaft über Ruinen zerstörter Städte und Ströme von Blut gegangen war, und dessen Ehrgeiz kein Maaß und Ziel kannte, so lange der brittische Löwe noch sicher und ruhig trotzend auf seiner Insel lag, konnte selbst an einem solchen Tage schwerlich ein rein menschliches Gefühl Raum finden.

Die kirchliche Cerimonie dauerte nur kurze Zeit, und beschränkte sich auf eine große musikalische Messe

und ein Te Deum. Der Rückzug war nicht minder feyerlich. Die Erleuchtung der Stadt war die glänzendste, die ich je gesehen habe. Der Abend war zum Tage geworden. In den Tuillerien gab man auf hohen Gerüsten ein großes Concert, auf der Eintrachtsbrücke ein prachtvolles Feuerwerk. Was mich am meisten überraschte, war der Anstand und die Ruhe bey der unzählbaren Menschenmenge. Ich hielt es für unmöglich, in diesem Hin- und Herströmen der Hunderttausende, mich ohne Gefahr dem Punct zu nähern, wo die Musik hörbar war. Und doch gelang es. Ein alter Bekannter aus Deutschland, Professor Cramer, merkwürdig durch seine Schicksale wie durch seinen Namen, begegnete uns, und ward mein Führer. „Nichts — versicherte er — sey zu fürchten, sobald man nur ruhig bleibe. Das französische Volk sey bey solchen Gelegenheiten weit vernünftiger, als man es oft in Deutschland finde, wo die Meisten nur an sich dächten, drängend und stoßend jeden der sie aufhalte, unbekümmert um die Rechte des Andern.“ So fand ich es. Man wich sich aus, man gab sich Rath, man verständigte sich, wie man den Fuß setzen, wie man itzt stillstehen, itzt vorschreiten, itzt ausbeugen, itzt den rechten Moment abwarten wolle. So kam man unmerklich weiter, und erreichte das Ziel.

Indeß erinnerte doch der Ort, wo dieß alles vorging, der vormalige Platz Ludwigs XV., itzt der Eintrachtsplatz, an die entgegengesetzten

schauderhaften Ereignisse, die gerade hier die Vermählungsfeyerlichkeiten der unglücklichsten aller Königinnen gestört, und, gleich bösen Vorbedeutungen, dieselben Räume zum Schauplatz des Schreckens und Jammers gemacht hatten, wo 23 Jahr später sie hier selbst das Schrecklichste erfahren sollte. Denn bekanntlich geriethen die großen Gerüste, die im Jahr 1770 bey dem Einzuge Marien Antoinettens als Dauphine, zum Abbrennen des Feuerwerks bestimmt waren, in Brand, und die schlechten Anordnungen, das unsinnige Gedräng der Wagen und Pferde, und die Raubsucht des Pöbels, kosteten mehr als tausend Menschen in eben der Stunde Leben oder Gesundheit, wo die junge Fürstin, eben angekommen, um von dem Freudetaumel eines zahllosen Volks empfangen zu werden, genöthigt war, in Eil der Gefahr und dem Jammergeschrey der Verwundeten und Sterbenden zu entfliehen. Eine der rührendsten und schrecklichsten Scenen dieses großen Trauerspiels, das uns eine vieljährige Vertraute der Königin aufbewahrt hat, war unstreitig das Schicksal eines liebenden Paares, das hier auf das grausamste getrennt wurde. „Mitten in der bewegten gegen einander andrängenden, oder von den Hufen der Pferde schon niedergetretenen Menge — so erzählt Madame Campan — befand sich auch ein junger Mann mit seiner schönen Verlobten. Jahrelang hatten sie sich geliebt. Lange hatten ihre Glücksumstände der Verbindung Hindernisse in den Weg gelegt. Endlich waren diese beseitigt. Es war

der Abend vor ihrem Hochzeittage. Der Mann that alles, um die Geliebte zu schützen, und ging dicht vor ihr her, um sie gegen die heranstürmenden Massen zu sichern. Lange widerstand er durch Besonnenheit und Muth. Aber mit jedem Augenblick wächst mit dem Tumult, dem Geschrey, dem allgemeinen Schrecken, die Gefahr. „Ich erliege, ruft die Geliebte; meine Kräfte verlassen mich. Ich kann nicht weiter.“ „Ein Mittel — erwiedert er — ist übrig. Schwinge dich auf meine Schultern.“ Er fühlt daß sie dem Rath folgt. Er verdoppelt seine Anstrengung. Die Arme über die Brust geschlagen, widersteht er dem heftigsten Andrang. Immer dagegen ankämpfend erreicht er endlich eine Bank an dem äußersten Rande des Platzes. Hier setzt er die theure Last nieder. Athemlos, fast erliegend, aber im Hochgefühl der Freude über die Rettung, wendet er sich um. — Ach! es war nicht die Geliebte. Eine Behendere hatte den Rath gehört, sich um seinen Hals geschwungen und die Freundin war auf immer verloren.“

Ich habe Cramer genannt, der mich so sicher durch das wogende Gedränge des Volks führte. Hätte er doch selbst auf dem Pfade seines Lebens, der zuletzt so dornenvoll ward, nicht zu sehr seiner eignen Führung vertraut! Auch er gehörte zu den durch Talent und Gemüth ausgezeichneten Zeitgenossen, die, wie Georg Forster und so manche Andre, das Opfer ihres Glaubens an die Verheißungen einer goldnen Zeit, die aus

der Revolution hervorgehen sollte, geworden sind. Er war der älteste Sohn jenes vortrefflichen, als Dichter und mehr noch als Fortsetzer der Bossuetschen allgemeinen Geschichte ausgezeichneten Mannes, des 1788 zu Kiel verstorbenen Canzlers J. A. Cramer, der auch als Mitglied jenes Bundes, dem wir nebst Klopstock, Ebert u. m. A. die bessere Periode unsrer Literatur zu danken haben, in ihrer Geschichte fortleben wird. Die excentrischen Ideen der Freyheit und Gleichheit hatten ihn in Kiel um seine Professur gebracht, wo er, mit den Sprachen des Abendlandes wie des Morgenlandes vertraut, die letzteren lehrte. In Frankreich hatte er gehofft Zeuge jener goldnen Zeit zu seyn, deren Morgenröthe er zu erblicken meinte. Doch hatte er sich nur an die Gemäßigten, denen der politische Fanatismus ein Gräuel war, wie Mercier, Boinvillier, angeschlossen. Späterhin hatte er auch Moreau für sich gewonnen, der von ihm den Bischof und das Kriegsspiel kennen lernte. Niemand konnte die Güte seines Herzens und den Sinn für das Schöne und Gute, so wenig als eine große Lebendigkeit des Geistes verkennen. Doch war er daneben „im hohen Grade zerstreut, einem Kinde gleich in allem was das Leben alltäglich berührt, aber dafür auch einfach wie ein Kind, redlich und treu, nur überspannt in Ideen und Ausdruck *)." Oft ohne festes Princip, irre geleitet durch ein krank-

*) Worte seines geistvollen Bruders, des gelehrten Juristen in Kiel, in dessen Hauschronik. (S. 50.)

haftes Gefühl, setzte er sich selbst und die Seinigen oft in Gefahr, durch unglückliche Speculationen — wie z. B. das Unternehmen eines Buchhandels und einer Druckerey war — Ruhe und Wohlstand zu verlieren. Ich fand den einst so rüstigen, immer thätigen Mann, zwar noch eben so gefällig, gastfrey, diensteifrig mit Aufopferung, aber bey geschwächter Gesundheit von Sorge und Kummer — wie sehr er es auch zu verbergen suchte — doch unverkennbar schwer bedrückt. Schon in Pont-a-Mousson kamen mir die freundlichsten Briefe und Anerbietungen von ihm entgegen *). Um so schmerzlicher war das Gefühl,

*) Allerdings — schrieb er mir unter dem 15ten Jun. — bin ich wie aus den Wolken vor Verwunderung gefallen, einen Brief aus Ihrem Exil in Frankreich zu erhalten. — Welch eine Katastrophe der Dinge, worin wir armen Sterblichen nichts als ein welkes Laub sind, das die allgewaltige Sündfluth der politischen Umstände vor sich her rollt. Sie — nach Pont-a-Mousson verschlagen und der französische Adler jenseit Deutschlands aufgepflanzt — welcher Contrast mit jenem unvergeßlichen Abend, wo wir bey Ihnen in Halle so friedlich Schillers Lieder sangen. Auch mich haben seitdem viele Leiden umfangen und umfangen mich noch. Desto herzlicher ist mein Antheil an allen dem Unglück, das seitdem über mein altes gutes Vaterland hereingebrochen ist. Ich habe wenigstens das bene latuit erreicht und bin der connexionsloseste und uneinflußreichste Nordländer in Paris. Aber wir wollen hier unsre Köpfe zusammenstecken, um Ihnen nützlich zu werden. Alle diese Tage der Trübsal werden sich vielleicht früher und besser enden, als wirs für itzt uns träumen lassen." Cramer hat die bessere Zeit nicht erlebt, hätte auf seinem Standpunct auch schwerlich die itzige für die bessere gehalten. (Man sehe Beylage X.)

ihn, den Zögling Funks, eines der trefflichsten Schulmänner unsrer Zeit, den enthusiastischen Verehrer Klopstocks und dessen Liebling, den angenehmsten Gesellschafter, Erzähler und Vorleser, so früh, und unter so bittern Empfindungen eines zum Theil wenigstens verfehlten Lebens schon im besten Alter auf der Neige desselben zu finden. Doch glaubte ich, als ich im September von ihm Abschied nahm, nicht, daß er noch vor dem Ablauf des Jahres enden würde.

Von den Vermählungsfeyerlichkeiten haben wir Exulanten nichts wahrgenommen. Sie gingen ohnehin in dem Innersten des Pallastes der Tuillerien vor sich, wo der dazu angekommene Fürst Primas die kirchliche Trauung verrichtete. Selbst das angeordnete Feuerwerk konnte wegen eines starken Gewitters nicht abgebrannt werden, und die drückende Hitze ward als der Grund mancher verschobenen Festlichkeit angegeben. Einige westphälische Deputirte, die den Höfen näher standen, würden vielleicht mehr hierüber zu sagen wissen. Aber es möchte itzt schwerlich noch auf Theilnahme rechnen dürfen.

Die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Ein Reisender, der bey voller Muße und unabhängig von allen äußeren Verhältnissen, Paris nicht bloß topographisch, sondern zugleich historisch und artistisch zu seinem Studium machen könnte, sollte, dünkt mich, das große Feld, was sich hier der Beobachtung öffnet, am Faden der Geschichte selbst durchwandern, und seinen täglichen Lauf gerade in denselben Richtungen nehmen, wie die Stadt — itzt unter den Metropolen Europa's nach Umfang und Volkszahl nach London die zweyte — von einem kleinen Beginn zu der Größe erwachsen ist, auf die man, wenn man auf der Gallerie von Notre Dame oder des Pantheon steht, nicht ohne Erstaunen hinabblicken kann. Aber sie lebt auch schon fast zwey Jahrtausende in der Geschichte. Schon vierzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung fand Julius Cäsar hier einen Schifferort (oppidum) auf jener Insel der Seine, die noch itzt der wahre Mittelpunct des von da nach allen Himmelsgegenden hin sich ausdehnenden Paris ist, und mit dem Namen der Cité bezeichnet wird, auch schon damals den Sequanen, einem der gallischen Völkerstämme, zum festen Vertheidigungsplatz diente. Noch bewahrt man das merkwürdige Alterthum, dessen Inschrift besagt, daß unter Tiberius Regierung, Parisische Schiffer (Nautae Parisini) dem Jovi Optimo

Maximo hier ein Denkmal errichtet haben *). Wo sich itzt eine hohe Kathedrale erhebt, und in dem Palais de Justice der Hauptsitz der Rechtspflege ist, da schlugen schon im zweyten Jahrhundert, als Gallien zur römischen Provinz geworden war, mehrere Herrscher Roms ihre Sitze auf. Römische Cultur hatte die Felder umher urbar gemacht, die Sümpfe getrocknet, die dichten finstern Waldungen ausgerodet, den Weinbau gepflegt, den Boden für Wohnungen und bald selbst für Paläste geebnet. Julian der Apostat, der hier zuerst zum Kaiser ausgerufen ward, fand schon diese rasch vollendeten Schöpfungen, und nannte die kleine Lutecia Parisiorum seinen Lieblingsaufenthalt **). Nachdem im fünften Jahrhundert Gallien an die Herrschaft der Franken überging, wuchs mit jedem Jahr Volkszahl und Umfang. Dennoch verliert sich die Betrachtung in stillem Erstaunen, wenn man den ersten

*) Man fand es ziemlich wohl erhalten im Jahr 1711 bey der Anlegung eines Grabgewölbes in Notre Dame.

**) Ein merkwürdiges Zeugniß dieses Kaisers hat er uns in seinem Misopogon hinterlassen. „Ich habe den Winter — sagt er — in meiner lieben Stadt Lutecia — so nennen die Gallier Paris — zugebracht. Sie liegt auf einer kleinen Insel, und man gelangt zu ihr auf zwey hölzernen Brücken von beyden Seiten des Stroms, der fast immer sich gleich bleibt, weder steigt noch fällt. Rein und gesund ist sein Wasser. Die Winter sind sehr mild — der Wein umher vortrefflich. Auch hat man schon die Cultur des Feigenbaums gelernt, der trefflich gedeiht, da man ihn im Winter mit Stroh umwindet.“

engen Inselraum mit der ungeheuren Fläche vergleicht, die das itzige Paris bedeckt, die itzt mehr als drey Meilen im Umfange hat, nach den neuesten Berechnungen dreyßigtausend Häuser enthält und an Achtmalhunderttausend Einwohner zählt.

Ein Beobachter, wie ich ihn mir denke, und wie ich selbst unter andern Umständen hätte seyn mögen, müßte, statt der gewöhnlichen für einen flüchtigen Besuch recht brauchbaren Handbücher, die jedes Jahr unter dem Namen der Guides, Voyageurs und Conducteurs des Etrangers erscheinen, oder das kurze Pariseum ou tableau actuel de Paris, das gerade während meines Aufenthalts erschien, die größeren Werke von Blainvillier, Felibien *), Piganiol de la Force **), Poncelin und Martinet ***) zur Hand haben, und durch sie mit der Geschichte der Vergangenheit bekannt geworden, ihre Spur durch alle die denkwürdigen Ueberreste verfolgen.

---

*) Histoire de la ville de Paris, composée par D. Michel Felibien, revue, augmentée et mise au jour par D. Guys-Alexis Lobienau, tous deux Prêtres religieux Benedictins de la Congregation de Saint Maur. V Tomes in folio. Paris 1725. mit vielen Planen u. Kupfern. Die beyden ersten Bände enthalten die Geschichte, die drey letzten die Pièces justificatives.

**) Description de la ville de Paris. 10 Bände. 1765.

***) Description historique de Paris et de ses plus beaux monumens. 5 Part. 1779—1781. mit Kupfern, von Martinet.

Jedes der verschwundenen Jahrhunderte hat sich hier mehr als ein Denkmal erbaut, ja man könnte beynah, seit der Grundlegung der ersten christlichen Kirche auf der kleinen Insel in dem alten Paris, jedes Jahrzehend mit der Gründung irgend einer neuen, oder eines Klosters, einer wohlthätigen Stiftung, eines königlichen Schlosses, eines Prachtgebäudes bezeichnen, — so zahllos ist die Menge selbst der öffentlichen Gebäude. Zwar hat auch die Zeit vieles, was sie baute, schon längst wieder zerstört. Wenn ein Pariser aus früheren Zeitperioden noch einmal zurückkehren könnte, er würde zwar von dem zahllosen Neuen und Unbekannten wunderbar ergriffen, alle Augenblick auf seinem Wege sich verirren, aber auch nicht weniger über das gänzliche Verschwinden von so Vielem erstaunen, was ihm einst wie für die Ewigkeit erbaut erschienen war. Doch die Todten kehren nicht wieder und eben darin liegt für den Freund und Forscher der Geschichte der große Gewinn, daß er dennoch durch sie in allen Zeitaltern einheimisch wird, und, wenn nun Klio das große Gemählde der Vorzeit Blatt für Blatt vor ihm aufrollt, und die zur Gegenwart gewordene Vergangenheit in lebendigen Bildern vor seinem Auge aufsteigt, er nirgend fremd bleibt, und jede Zeit und jeden Raum an ihrer Hand durchschreiten kann.

Mein Aufenthalt war zu kurz und von den äußeren Verhältnissen, selbst den verschiedenen Neigungen meiner Freunde zu abhängig, um so, wie ich es mir gedacht

gedacht hatte, bey dem Besuch der Merkwürdigkeiten chronologisch zu Werke zu gehen. Dennoch hat es den Genuß des Einzelnen nicht wenig erhöht, daß sich meiner Phantasie, wo ihr die Geschichte zu Hülfe kam, alles was einer früheren Vorzeit angehörte, lebhafter vergegenwärtigte, um das Alte mit dem Neuen vergleichen zu können.

Notre Dame,
Kathedralkirche von Paris.

Seitdem — wie die Sage erzählt — der heilige Dionysius in Gallien das Evangelium gepredigt hatte, und auf Montmartre, einer der nördlichen Höhen der Stadt, sein Haupt unter dem Beil der Verfolger gefallen war, gewann die neue Lehre zwar langsam aber doch allmählig immer mehr Boden. Schon ums Jahr C. 380 war ein größerer Versammlungsort für ihre Bekenner Bedürfniß geworden. So entsteht die erste dem heiligen Eustachius geweihte Kirche. Der Bau einer weit größeren ist das Werk des ersten christlichen Frankenkönigs Chilperich (555), von deren Pracht und Herrlichkeit schon Fortunatus, ein Dichter jener Zeit, mit Bewunderung redet. Die letzte Vollendung war der Dynastie der Capetinger aufbehalten. Hugo Capets Nachfolger, Robert, beginnt ums Jahr 1182 einen neuen Bau.

gedacht hatte, bey dem Besuch der Merkwürdigkeiten chronologisch zu Werke zu gehen. Dennoch hat es den Genuß des Einzelnen nicht wenig erhöht, daß sich meiner Phantasie, wo ihr die Geschichte zu Hülfe kam, alles was einer früheren Vorzeit angehörte, lebhafter vergegenwärtigte, um das Alte mit dem Neuen vergleichen zu können.

Notre Dame,
Kathedralkirche von Paris.

Seitdem — wie die Sage erzählt — der heilige Dionysius in Gallien das Evangelium gepredigt hatte, und auf Montmartre, einer der nördlichen Höhen der Stadt, sein Haupt unter dem Beil der Verfolger gefallen war, gewann die neue Lehre zwar langsam aber doch allmählig immer mehr Boden. Schon ums Jahr C. 380 war ein größerer Versammlungsort für ihre Bekenner Bedürfniß geworden. So entsteht die erste dem heiligen Eustachius geweihte Kirche. Der Bau einer weit größeren ist das Werk des ersten christlichen Frankenkönigs Chilperich (555), von deren Pracht und Herrlichkeit schon Fortunatus, ein Dichter jener Zeit, mit Bewunderung redet. Die letzte Vollendung war der Dynastie der Capetinger aufbehalten. Hugo Capets Nachfolger, Robert, beginnt ums Jahr 1182 einen neuen Bau.

Im rein gothischen Styl erhebt sich die itzige ehrwürdige Kathedrale Notre Dame genannt. Hundert und zwanzig Säulen tragen ihr hohes Gewölbe. Ihre Länge beträgt 320, ihre Breite 120 Fuß. Drey Jahrhunderte haben an ihr gearbeitet, und sie mit einigen dreyßig Kapelen, die einzelnen Heiligen gewidmet sind, umgeben. Außer den drey runden rosenförmigen Fenstern von 40 Fuß im Durchmesser, erleuchteten noch hundert und dreyßig andre das Innere *). Zwar verbreitete die vielfarbige Glasmahlerey, nebst der Menge von Epitaphien, Denkmälern und Inschriften vormals ein schauerhaftes Dunkel in den weiten Räumen; doch sahen es mehrere Zeitgenossen ungern, als unter der Regierung des unglücklichen Ludwig durch Säubern und Weißen der Mauern ein helleres Licht gewonnen wurde **). Sie theilten im Voraus die Ansicht des

*) Die Angaben in Zahlen und Maaßen weichen in vielen Beschreibungen ab. Ich habe meine in Paris gesammelten Notizen, nochmals mit der neuesten und zuverlässigsten Beschreibung des Hrn. A. P. Gilbert verglichen. Es steht dessen Notice sur la Basilique métropolitaine de Paris et sur le tréfor de cette égliſe in A. L. Millin Magazin encyclopedique, Année 1811. Tome VI.

**) So urtheilte auch Mercier. J'ai vu — sagt er in seinem älteren Tableau de Paris T. V. Chant. 63 — j'ai vu avec regret, qu'on avoit réblanchi cette égliſe. Ce demi-jour ténébreux invitoit l'ame à ſe recueillir; les murs m'annoncoient les prémiers jours de la monarchie. Je ne vois plus dans l'interieur qu'un temple neuf. Les temples doivent être vieux.

berühmten Verfassers des Genie du Christianisme, Chateaubriant. „Man baue — sagt er — noch so zierliche und helle Tempel im griechischen Styl — immer wird sich das Volk nach den Kirchen von Notre Dame in Rheims und Paris zurücksehnen — in jene alten bemoosten Gebäude, erfüllt mit ganzen Geschlechtern der Verstorbenen, und den Geistern seiner Väter. Ein Monument wird nur ehrwürdig, wenn sich eine ganze Geschichte der Vergangenheit an seine durch Jahrhunderte ergrauten Gewölbe heftet. In einem Tempel, den man erbauen sah, dessen Thürme und Altäre unter unsern Augen sich bildeten, ist nichts was uns ergreift. Sein Ursprung und was damit zusammenhängt muß sich im Nebel der Vorzeit verlieren.“

In dem Portal von Notre Dame — von dem die Titelvignette ein treues Abbild giebt — öffnet ein großes Hauptthor nebst zwey etwas kleineren den Eingang. Wie viele Menschengeschlechte sind schon durch diese Thore gegangen; wie viel hundert Fürsten und Könige aller Dynastien hier festlich eingezogen, um vor dem Hochaltar, wenn auch nicht immer ihr Herz, doch ihr Knie vor dem König der Könige zu beugen! Aber wie viel Große der Erde hat man auch hereingetragen, um hier zum Staube zurückzukehren, ohne daß Jemand geahndet hätte, daß dereinst ein rasender Fanatismus selbst diesem Staube nicht Ruhe lassen werde. Ueber den beyden Eckthoren erheben sich zwey über 200 Fuß hohe Thürme.

Wenn man erst die Mühe, 380 Stufen zu ersteigen überwunden, und zuvor den Bourdou — die größte Glocke in ganz Frankreich — betrachtet und die Plateformen erreicht hat, so gewähren diese den herrlichsten Ueberblick der meilenweiten Lutecia. Wie klein erscheint alles was in der Nähe so unermeßlich schien! Aber wie erinnert auch der rings umher von Häusern und Palläſten aufsteigende Dampf und Rauch daran, daß doch eine Zeit kommen muß, wo alles, was da unten sich in Lebensfülle, Luſt und Herrlichkeit bewegt, gleich diesen Rauchwolken spurlos verschwunden seyn wird.

Je mehr dieses hehre Gebäude zur Erhebung der Seele zu dem einzuladen scheint, der über allen von Menschenhänden erbauten Tempeln wohnt, desto niederschlagender ist es, wenn man wahrnimmt, wie wenig doch gerade hier diese würdige Bestimmung erreicht wird. Mehr als einmal, wenn ich unter den uralten Gewölben umherging, oder mich dem Hauptaltar des hohen Chors, dem sein alter Glanz wenigstens zum Theil wiedergegeben ist, nahte, habe ich mich dieser Betrachtung überlassen. Außer den Stunden des gewöhnlichen Gottesdienstes fand ich die Kirche meist ganz leer, und man hörte jeden Fußtritt. Hie und da sah man menschliche Gestalten vor den Altären knieen und ihre Rosenkränze abbeten; einige, dem Anschein nach, im tiefen Gefühl der Noth, das Auge voll Sehnsucht nach der heiligen Jungfrau oder irgend einem andern Heiligen aufschlagend; viele mehr mit Lumpen als

Kleidern bedeckt; daneben auch wohl manche wohlgekleidete alternde Männer, die die Geschichte ihres Lebens auf dem Gesicht trugen und nun hier suchen mochten, was ihnen die Welt nicht mehr gewähren konnte, oder wofür sie selbst die Empfänglichkeit verloren hatten. Ueberfüllt war die Kirche auch an den Sonntagen nicht; die Messe ging ziemlich schnell, bey Vielen wie man deutlich sah ohne alle innere Andacht vorüber. Auf die Musik schien man weit weniger Werth zu legen als ich es in Wien, Prag, Dresden, München und Würzburg gefunden habe. Eine Predigt habe ich hier nicht gehört. Auch wußte man mir keinen Geistlichen zu nennen, der den vormaligen berühmten Rednern der gallicanischen Kirche, den Bossuets, Massillons, Bourdalous nur einigermaßen an die Seite gestellt werden könnte.

In den Schreckensjahren der Revolution hatte die Wuth der Irreligiosität auch dieses alte Heiligthum nicht geschont. Eine große Menge der Kunstwerke, die vormals darin aufgestellt waren, Denkmäler, Inschriften und Statuen waren verschwunden. Doch konnte man noch vor einzelnen trefflichen Gebilden, so wie dem äußerst künstlichen Schnitzwerk der Chorstühle verweilen. Manche meinten sogar, das Ganze des Doms habe durch die Wegräumung so vieler beengender Monumente, kleinlicher Zierrathen und mittelmäßiger Gemählde weniger verloren als gewonnen.

Aber wer kennt nicht aus der Geschichte jener schrecklichen Jahre 1793 und 1794 die schändlichste aller Entweihungen, welche man sich auch hier erlaubt hatte, als die letzte Spur von Religiosität verschwunden, als selbst der damalige Erzbischof von Paris Gobel vor den Schranken des Nationalconvents mit der Erklärung erschienen war: „da itzt keine andre Verehrung mehr gelten könne, als die der Freyheit und Gleichheit, so entsage er seinen Verrichtungen als Diener einer Religion, an die er im Herzen nie geglaubt, und gebe sammt allen seinen Vicarien die Patente der Priesterweihe zurück.“

Allerdings hatten schon längst vorher allgelesene und bewunderte Schriftsteller kräftig genug dazu mitgewirkt, das, was noch einer großen Anzahl von Menschen heilig war, dem Spott Preis zu geben, und der Saame ihrer Grundsätze, die allen religiösen Glauben Hohn sprachen, war reichlich in und außer Frankreich aufgegangen. Doch darf man annehmen, daß selbst die Voltaires, d'Alemberts, Diderots — ob sie wohl kein Geheimniß daraus gemacht hatten, daß die Ausrottung des Christenthums ihr letzter Zweck sey — es nur mit Mißbilligung angesehen haben würden, schöne Weiber, wie die Opernsängerin Maillard, die Schauspielerin Cendrille, als Göttinnen der Vernunft in die Kirchen getragen, auf die Altäre gesetzt und mit lustigen Tänzen und Liedern gefeyert zu sehn. Wer vermag, wenn er die Notre Dame betritt, ohne

Schauder an jenen empörenden Aufzug junger sittenloser Pariserinnen, die (am 20. November 1793) von Chaumette geführt, dem Tempel nahten, oder daran denken, daß eben da, wo man seit einem Jahrtausend nur heilige Gesänge zu hören gewohnt war, itzt das bis zum wilden Taumel aufgeregte Volk ganz andre Hymnen anstimmte, und ein zügelloses Gesindel in den Seitenkapeln des Doms sich hinter halboffnen Tapeten allen Ausschweifungen hingab. „Der Fanatismus — so hatte der von diesem Frevel in den Convent zurückkehrende Anführer gerufen — ist verschwunden. Bemächtigt haben wir uns der Tempel, die man verließ um ihnen eine neue Bestimmung zu geben. Zum ersten Male erschien das Volk von Paris an dem heutigen Tage in jenen gothischen Gewölben, welche, nachdem sie Jahrhunderte lang die Stimme des Irrthums wiederholt hatten, endlich einmal von dem Aufruf der Wahrheit wiederhallten. Geopfert haben wir da der neu errungenen Freyheit. Nicht eitlen Bildern, nicht seelenlosen Ideen haben wir unsre Opfer dargebracht. Nein — ein Meisterstück der Natur (eine Buhldirne!!) haben wir gewählt, um die Natur darzustellen. Ein einziger Wunsch, ein einziges Gebet ertönte von allen Seiten: Keine Priester mehr, keine andern Götter, als die die Natur uns darbietet! Aus dem Tempel der Vernunft (so hieß nun Notre Dame) kommen wir in den Tempel der Gesetze.“ So sprach Chaumette, und nun

empfing diese Göttin der Vernunft (die späterhin mit einer colossalen auf den Hochaltar gestellten Statue vertauscht ward) den Bruderkuß von dem Präsidenten des Convents, und alle Mitglieder zogen nach Notre Dame, um Cheniers Freyheitshymne zu singen.

Doch nach einer solchen Auflösung aller Sitten, einer so gänzlichen theoretischen und praktischen Gottesvergessenheit, wie in Frankreich, und vorzüglich der Hauptstadt, herrschend geworden war, wird ein solches Gaukelspiel in einer so aufgeregten und verwilderten Zeit allenfalls begreiflich. Wäre nur nicht eben diese Kathedrale schon in einer weit früheren Zeit, die sich die christliche nannte, der Schauplatz ähnlicher Entheiligungen gewesen! Als ich mich eines Sonntags während der Vesper noch einmal in die Kirche begab, und auf einem dem Hochaltar nahen Sitze dem Nachdenken über die hier gefeyerten Triumphe der Irreligiosität hingab, da fiel mein Auge auf manche verschont gebliebene Ueberreste alter Apostel und Heiligenbilder, und mich selbst überraschend, traten aus dem vermeintlich so frommen und hochgepriesenen Mittelalter Scenen vor meine Seele, die nur allzuviel Aehnlichkeit mit jenen ruchlosen Bacchanalien gehabt hatten. Kaum konnte ich mich des Zweifels erwehren, ob nicht diese Entweihungen des alten Heiligthums die frevelhafteren zu nennen seyn möchten.

Denn auch in diesen Mauern hatte man viele Jahrhunderte hindurch um Neujahr jene ruchlosen Narrenfeste gefeyert, in denen sich die römischen Saturnalien erneuerten; hatte dann alles, wovor, wenn sie vorüber waren, das Volk wieder andächtig seine Knie beugte, dem rohesten Spott Preis gegeben *). Diaconen und Kirchendiener wählten aus ihrer Mitte den Erzbischof oder Papst der Narren, bekleideten ihn selbst mit allen Insignien der nachgeäfften Würde, trugen auch wohl das erzbischöfliche Kreuz, den Bischofsstab, die Bischofsmütze vor ihm her, führten ihn dann in großer Begleitung in die Kathedrale, ließen ihn alle heiligen Handlungen verrichten, sogar den Segen ertheilen. Die jungen Geistlichen, verlarvt und in die seltsamsten narrenhaftesten Anzüge, selbst Weiberkleider versteckt, schwärmten in der Kirche umher, führten die unzüchtigsten Tänze auf, spielten mit Wür-

*) Wer sich näher von diesen ärgerlichen Festen unterrichten, und überzeugen möchte, wie weit der Verfall der Kirche in den der Reformation vorangegangenen Zeiten gegangen ist, muß die Memoires pour servir à l'histoire de la fête des foux, qui se faisoit autrefois dans plusieurs églises, par M. de Tillio t (Lausanne 1741 avec figures) vergleichen, aus welchen auch Meiners in der historischen Vergleichung des Mittelalters ꝛc. 2. Th. S. 246 geschöpft hat. Viele höchst merkwürdige Stellen hat du Fresne in dem Glossario mediae et infimae latinitatis unter den Artikeln Kalendae seu Festum Kalendarum, desgleichen Cervula, Cervulus darüber gesammelt. Sie geben den reichsten Stoff zum Nachdenken über diese Verirrungen und über den Geist jener Zeit.

feln auf dem Hochaltar, warfen ekelhafte Dinge in das geweihte Rauchfaß. Berauscht und taumelnd zog dann die wilde Schaar, schaamlos entkleidet, fast nackend auf den Straßen umher, und was auch die Vernünftigen dagegen sagen, was auch Concilien und Kirchenversammlungen dagegen beschließen mochten — so konnten doch noch im funfzehnten Jahrhundert Diener der Kirche behaupten: „Ehrwürdige Vorfahren hätten das Narrenfest aus weisen Gründen so gut als andre Feste eingesetzt, damit die uns allen angebohrne Narrheit wenigstens einmal im Jahre recht ausbrechen könne.“ „Wir alle — schreibt einer dieser Apologeten — sind alte Fässer, die schlecht gebunden sind, und welche der Wein der Weisheit würde springen machen, wenn wir ihn durch ein ununterbrochnes Verharren im Dienste Gottes fortbrausen ließen.“ Umsonst eiferte st du gegen diese Gräuelscenen, frommer Nicolaus von Clemangis, als du sie in Paris unter deinen Augen jährlich erneuen sahst, werth in einer besseren Zeit zu leben, ein wahrhaft brennend und scheinend Licht da wo alles dunkel um dich war *). Nein,

*) Dieser vortreffliche Mann, auch einer der Herolde der Kirchenverbesserung im funfzehnten Jahrhundert, eine Zeitlang Rector der Universität Paris, fühlte so tief den Verfall der Religion und bestritt den Wahn, daß Gott überhaupt und zwar durch solche Feste geehrt werden könne, in seinen Schriften z. B. de novis celebritatibus non instituendis, so kühn, daß man in mehreren Stellen Luther zu hören glaubt. „Welcher Heide — schreibt er — wenn er Zeuge solcher Feste wäre, müßte nicht glau-

dacht' ich, als ich die Kirche verließ, so oft mich die Schriften ungläubiger Philosophen und ihre Spötte-reyen mit Unwillen erfüllen, will ich nicht vergessen, daß die Urheber und Theilnehmer so empörender Ge-bräuche, wie jenes Narren- und das ihm ähnliche Eselsfest, der Religion mehr Wunden geschlagen haben, als sie, und daß gerade so tolle Ausartungen der Religion, so unerhörte Entweihungen ihrer Tem-pel, nur allzuviel Anlaß geben mußten, eines Glau-bens zu spotten, der bis zu solchem Frevel gemiß-braucht werden konnte.

Bey einem späteren Besuch von Notre Dame, wur-den wir auch von dem Aufseher in die Schatzkam-mer geführt, aus welcher freylich der größte Theil der alten Kostbarkeiten von Gold und Juwelen, an heili-gen Gefäßen und kunstvoll eingefaßten Reliquien wäh-rend der Revolution verschwunden war. An die große Sacristey unweit des hohen Chors gränzt das Gewölbe, in welchem, was aus jener Zeit gerettet oder von

---

ben, daß sie eher der Venus und dem Bacchus gefeyert würden? Unter Gesang schmutziger Lieder führen sie in den Tempeln unzüchtige Tänze auf; spotten beym Würfelspiel der Heiligen; und was das Schlimmste ist, das thun die Priester — die Hirten im Angesicht ih-rer Heerde! Buhldirnen strömen an solchen Tagen her-zu — verführen selbst auf dem Lande die noch unerfahr-nen Jünglinge bey dem Fest des Heiligen, dem die Kirche geweiht ist. Oeffentlich treibt man die Unzucht, und Unschuld und Sitte geht bey Knaben schon unter."

Napoleon der Kirche geschenkt war, aufbewahrt wird. Die Hauptstücke, besonders die sogenannten Insignien Karls des Großen, fand man vordem in der Abtey St. Denis — den Scepter, die Hand der Gerechtigkeit, den Degen, die Krone, die Sporen — die man sämmtlich bey der ersten und letzten Krönung (1804), wo in Notre Dame Papst Pius VII. die heilige Salbung des Kaisers verrichtete, dem Zuge vorantrug. Die Antiquare sind wohl einig, daß die meisten dieser Insignien einer ungleich späteren Zeit angehören. Nur den Degen hält auch Gilbert für eben den, welchen Leo III. Karl dem Großen schenkte, als er ihm am ersten Tage des Jahres 800 zum Kaiser des Occidents weihte. Am Knopf zeigt man das Siegel, womit er seine Edicte bezeichnet haben soll. Von diesen Schätzen ging unser Führer zu den Kostbarkeiten über, welche seit Napoleons Krönung hier ebenfalls aufbewahrt werden — den neuen Scepter, die neue Main de Justice, die neuen Kronen des Kaisers und der Kaiserin, den Reichsapfel, den sammtnen Kaisermantel, reich mit goldnen Bienen bestreut, alles Meisterstücke der Kunst, prachtvoll anzuschauen — für uns nur lauter Gegenstände ernster und trüber Betrachtung — und fünf Jahre später zum Theil ein Raub und Spott der Kosaken, auf den leichenvollen Schneefeldern an der Beresina. Wie könnt' ich alle die übrigen Schätze nennen, alle die

Reliquien, durch deren Schenkung Napoleon den noch nicht ganz verschwundnen frommen Glauben zu beruhigen nicht versäumte, — die Splitter der Dornenkrone, des wahren und wahrhaftigen Kreuzes des Erlösers — und alle die reichen Meßgewänder, die nun wieder den Pomp des katholischen Gottesdienstes hergestellt haben. Wir erließen dem gefälligen Führer die Hälfte, und ergingen uns lieber noch einmal in den Hallen der jedem Wechsel der Zeiten trotzenden Basilika.

Das Hotel Dieu.
Die Morgue.

Unweit von Notre Dame besuchte ich eine der ältesten Krankenanstalten, deren Ursprung sich im Dunkel der Vorzeit verliert, wiewohl sie die meisten alten Nachrichten für eine Stiftung des heiligen Landry und des Grafen Archembaud aus dem siebenten Jahrhundert ausgeben. Gewisser ist, daß sie schon ums Jahr 1005 unter dem Namen Hôtel Dieu St. Christoph vorkommt, daß sie unter dem König Ludwig dem Heiligen, dann von mehreren seiner Nachfolger, wie Heinrich IV, Ludwig XII sehr vergrößert und ausgebaut ist, und unter Ludwig XVI ihre itzige Gestalt erhalten hat. Neu angebaute Flügel sind die Folge einer doppelten Feuersbrunst, die vielen Hunderten das Leben in den Flammen gekostet hatte.

Reliquien, durch deren Schenkung Napoleon den noch nicht ganz verschwundnen frommen Glauben zu beruhigen nicht versäumte, — die Splitter der Dornenkrone, des wahren und wahrhaftigen Kreuzes des Erlösers — und alle die reichen Meßgewänder, die nun wieder den Pomp des katholischen Gottesdienstes hergestellt haben. Wir erließen dem gefälligen Führer die Hälfte, und ergingen uns lieber noch einmal in den Hallen der jedem Wechsel der Zeiten trotzenden Basilika.

Das Hotel Dieu.
Die Morgue.

Unweit von Notre Dame besuchte ich eine der ältesten Krankenanstalten, deren Ursprung sich im Dunkel der Vorzeit verliert, wiewohl sie die meisten alten Nachrichten für eine Stiftung des heiligen Landry und des Grafen Archembaud aus dem siebenten Jahrhundert ausgeben. Gewisser ist, daß sie schon ums Jahr 1005 unter dem Namen Hôtel Dieu St. Christoph vorkommt, daß sie unter dem König Ludwig dem Heiligen, dann von mehreren seiner Nachfolger, wie Heinrich IV, Ludwig XII sehr vergrößert und ausgebaut ist, und unter Ludwig XVI ihre itzige Gestalt erhalten hat. Neu angebaute Flügel sind die Folge einer doppelten Feuersbrunst, die vielen Hunderten das Leben in den Flammen gekostet hatte.

„Ein Gotteshaus! — ruft Mercier in dem Gemählde von Paris aus — ein Gotteshaus! So wagt man den Ort zu nennen, wo man den Kranken neben einen Sterbenden, oder neben einen Leichnam legt; ihm so das Bild des Todes vor das Auge stellt, indeß ohnehin schon die Todesangst seine Seele durchschauert; wo man ihn in eine faulige, finstre, verpestete Luft trägt; ihn der Tyranney von Menschen unterwirft, die weder seine Schmerzen noch seine Vorstellungen rühren; wo man gleichgültig ist, ob man ihn todt oder genesen hinausträgt; wo die allerverschiedensten Krankheiten unter einer Decke liegen und das kleinste Uebel zum tödtlichen wird; wo das Lager der Barmherzigkeit viel schrecklicher ist als das Strohbette des Bettlers! Und doch hat dieß Gotteshaus unermeßliche Einkünfte, und niemand denkt daran, diesem Jammer abzuhelfen.“

Wenn man es gleich an dem geistvollen Schriftsteller gewohnt ist, daß er seinen Pinsel allzugern in die grellsten Farben taucht, und das Streben, mit seinen Bildern Effect zu machen, sie sehr oft zu Carricaturen verzerrt, so hat es doch eine Zeit gegeben, wo die meisten dieser Züge nach der Wahrheit gezeichnet waren. Daß in einem Hospital, das oft zwischen vier bis fünftausend Kranke aufnahm, unmöglich alle die Uebel vermieden werden konnten, die in ungleich kleineren ganz zu vermeiden kaum möglich ist, liegt in der Natur der Sache. Daß

man aber, um nur recht viele aufnehmen zu können, diese Unzahl in höchstens 1400 Betten zusammenschichtete, daß in der Regel in jedem vier und immer zwey um zwey gegen einander über liegen mußten; daß der Sterbende oder Genesende bis die Stunde zur Abholung schlug, neben dem Gestorbenen lag, daß dann die zuweilen schwere Prüfung des wirklichen Todes oft einem unempfindlichen Aufwärter überlassen werden mochte — das waren doch Einrichtungen, die durch die stattlichen Vorhänge um jedes Bette, und die erträgliche Reinlichkeit der Krankensäle nicht gut gemacht werden konnten. Selbst die sorgsame Pflege der Kranken war den Aerzten bey dieser Menge unmöglich. Man kennt es ja aus den Erfahrungen, die wir in den letzten Kriegen in den Hospitälern gemacht haben, wie vieles der Willkühr und Unerfahrenheit der Anfänger in der schweren Kunst überlassen bleiben mußte, und wie auch da oft so mancher junge Lehrjünger mit einsylbigen kalten Verordnungen, wie „Aderlaß! Abführung! Schwitzen!“ an hundert Betten vorübergehend, seine Visite abkürzte, um sich desto eher mit den Collegen gütlich thun zu können.

Bey allen jenen Mängeln haben doch Unzählige, die in Armuth und Elend umgekommen wären, ohne Unterschied der Nation und des Glaubens, hier Pflege und H[illegible]lung gefunden. Auch waren sie keinesweges, wie man nach Merciers finstrem Gemählde denken sollte, von lauter fühllosen Menschen umgeben. Mögen die

vielen tausend Augustinernonnen, welche nun schon Jahrhunderte lang den harten Dienst besorgt, nicht lauter Heilige gewesen seyn, und ihre kleinlichen Leidenschaften und Anmaßungen mit in dieses Asyl des Elends gebracht haben — es hat doch gewiß auch unter ihnen recht viele gegeben, die mit zarter Sorgfalt die Leidenden gepflegt, und Tag und Nacht, nicht bloß mit zarter Hand die schmerzlichen Stellen verbunden, sondern auch mit mildem Trost die verzagten und gebrochnen Herzen erquickt, und sich selbst dazu täglich durch den Anblick des großen Leidenden, dessen Bild man auf den in jedem Saal aufgerichteten Altar erblickt, gestärkt haben mögen. Ich hörte schon in meiner frühen Jugend einen deutschen Arzt, der seine Studien in diesem Hotel Dieu gemacht hatte, erzählen, „er habe oft von so manchen Schwestern des Ordens, wenn er sich gewundert, wie sie — selbst noch in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit — die allerbeschwerlichsten und ekelhaftesten Geschäfte mit unermüdlicher Treue verrichten möchten," die Antwort vernommen: „daß die Liebe alles leicht mache, vor allem die dankbare Liebe zu dem, der unendlich mehr zum Heil der Menschheit gethan und geduldet habe." Noch itzt ist die Pflege der Kranken in solchen Händen. Es ist einer der wenigen Orden, die selbst der Haß gegen alles was geistlich war, in den Revolutionszeiten zu schonen sich gedrungen fühlte.

Erfreulich war es indeß doch zu hören, daß vielen unverkennbaren Mängeln der früheren Zeit itzt abgeholfen

sey.

sey. Die Zahl der Kranken ist bedeutend vermindert. Man gab sie nicht viel über zweytausend an. Für die Schwangern und Gebährenden, für die Wahnsinnigen, für langwierige chronische Kranke und für die Kinder sind besondre Hospitäler angelegt, wozu man die Räume vormaliger Klöster benutzt hat. Durch eine sorgfältigere Verwaltung ist für noch mehr Reinlichkeit und gesunde Luft in den Sälen gesorgt. Jeder auch leichter Kranke soll nun, nach den neuesten Nachrichten, sein eignes Bette haben, und das vortreffliche Beyspiel, welches hierin Madame Necker in dem von ihr angelegten Hospital gegeben, bereits in mehreren ähnlichen Anstalten für Kranke, deren Paris noch eine sehr große Menge zählt, von dem wohlthätigsten Einfluß gewesen seyn. Ich weiß nicht gewiß zu sagen, wie weit schon alle Ungebührnisse, die auch nach den Zeiten der — hier wenigstens nicht nachtheilig wirkenden — Revolution noch übrig blieben, gehoben sind. An manchen derselben nahm in den Jahren 1796 und 1797 ein genauer und wie es scheint eben so unparteyischer als kenntnißreicher deutscher Beobachter, noch großen Anstoß *). Daß man aber ernstlich fortfährt ihnen abzuhelfen, versichern spätere Zeugen.

*) G. Wardenburg Briefe eines Arztes geschrieben zu Paris 1796 und 1797. 1ster und 2ter Band. Göttingen 1799. 1801. Vom Hotel Dieu (damals Grand hospice de l'humanité, oder das Hospital des Nationalconvents genannt) handelt der 2te Theil S. 294.

So viel fromme Wünsche indeß noch unerfüllt seyn, so getheilt auch die Gefühle bleiben mögen, welche der Anblick menschlicher Gebrechlichkeit, die hier in allen Gestalten erscheint, doch allezeit zurückläßt, so wird gleichwohl niemand eine so milde und unter den größten Umwälzungen immer erhaltene Stiftung ohne Rührung verlassen. Wendet man sich dagegen, von Notre Dame und diesem Hotel Dieu zurückkommend, nach der sogenannten kleinen Brücke (Petit pont oder Pont au Change), und stößt auf jenes niedrige steinerne Gebäude, dessen Bauart schon auf eine besondere Bestimmung deutet, so verweilt man da mit ganz andern Empfindungen. Ich rede von der Morgue *), einer Art von Todtenhause, in welchem alle Leichname von Verunglückten oder Ermordeten, welche unerkannt auf den Straßen oder im Flusse gefunden sind, in einem mit hohen Fenstern versehenen, Jedermann zugänglichen Zimmer zur öffentlichen Schau ausgelegt werden, was in den ältesten Zeiten

*) Morgue bezeichnete schon längst ein in dem Chatelet befindliches, mit Gittern umgebenes Gemach, worin man, eh ein Gefangener dem Kerker übergeben werden sollte, ihn einschloß, damit ihn der Kerkermeister erst genau betrachten konnte. Dann bekam auch der Aufbewahrungsort der gefundenen Todten den Namen. Er scheint von der alten Bedeutung des Worts — kühn, verwegen, trotzig — entstanden zu seyn, die man noch in der Redensart erkennt: faire la morgue à quelqu'un. (Jemand finster oder auch wohl sehr feyerlich ansehen.)

mit weniger Anstand und Schicklichkeit auf dem Pont-Neuf geschehen seyn soll. Selten ging während meines Aufenthalts ein Tag hin, wo man nicht von Unglücksfällen gehört hätte — und wie viele blieben unbekannt! — Ich selbst bin nie vor dieser Morgue vorübergegangen, ohne von irgend einem traurigen Anblick ergriffen zu werden. Auf dem Boden lagen die Leichen; über ihnen hingen die Kleidungen, Geräthschaften und Habseligkeiten, oft auch Mordinstrumente, die man bey ihnen gefunden hatte. In der Regel — sagte man mir — werde dadurch ausgemittelt, wer der Todte sey, wenn nicht etwa gänzliche Auflösung die Wegschaffung zu früh nothwendig mache. Wenn oft schon der bloße Anblick erschüttert, — welche Empfindungen des Mitleids und Unwillens würden erst erwachen, welche traurige Betrachtungen über Menschenleben und Menschenloos würden hier Stoff finden, wenn man jedesmal die Geschichte der Einzelnen näher kennen sollte. Manches ließ sich allenfalls davon errathen. Denn bald trat nur zu sichtbar — hier die Verzehrung aller Lebenskraft, dort die Verwüstung, welche das Laster angerichtet hatte, vor das Auge; hier die früh hingewelkte Blüthe einer unglücklichen Jugend, dort die Hülflosigkeit armer verwahrloster, oder in der Angst und Noth von verzweifelnden Müttern weggeworfener Kinder. Gerade da wußte man kaum, ob man die, einem Leben des Jammers früh und bewußtlos entrückten Unmündigen, mehr glücklich preisen oder mehr bedauern sollte.

Am längsten hat mich das Bild zwey recht athletischer Gestalten verfolgt, die, wie ich bald hernach erfuhr, Beyde zugleich Mörder und Gemordete waren. Einer — so erzählte man — hatte dem andern wegen einer verweigerten Zahlung einer Schuld schon lange zugesetzt, und mit Klage und Verhaftung gedroht. Furcht und tödtliche Feindschaft hatte Beyde veranlaßt, sich stets mit einer Pistole zu bewaffnen. Eines Tages, als der Schuldner den Gläubiger erblickte, hatte er sich in einen eben an der Straße offnen Keller gerettet; dieser war ihm wüthend nachgeeilt. Beyde mußten zugleich losgedrückt haben, denn Beyde waren tödtlich verwundet. Todt hatte man sie in dem dunkeln Gewölbe gefunden. Es war ein gräßlicher Anblick. Die Körper waren wie von einem Kugelregen überall zerrissen, und die Aufschwellung vermehrte die natürliche Größe und Stärke der Gestalten. Der Eine mit großen offnen Augen schien noch nach dem Andern hinzustarren, als wäre er in der höchsten Wuth, seinen Zweck verfehlt zu haben, verschieden. Dem Andern fehlte ein Auge; die Lippen waren krampfhaft verzerrt.

Der seltne Fall machte einen Augenblick viel Aufsehen — aber auch nur einen Augenblick. In Paris, sagte mir der Erzähler, ist in vier und zwanzig Stunden alles vergessen.

Der Justizpallast, die Conciergerie und die heilige Kapelle.

Auch diese aus einer sehr frühen Zeit stammenden Gebäude liegen noch im Umkreise der von der Seine umflossenen Isle de Cité, in welcher sich das alte Paris zusammendrängte, und die itzt acht Brücken mit dem neuen Paris verbinden, das, wie wir wissen, von diesem Mittelpunct ausgegangen ist.

Der Justizpallast war zuerst der Wohnsitz der alten fränkischen Könige. Große Veränderungen und Erweiterungen erhielt er im dreyzehnten Jahrhundert durch jenen Ludwig, dem seine weise und kräftige Regierung den Namen des Heiligen erwarb. Zuletzt war hier noch eine Zeitlang die Residenz Franz I (1531), an deren Stelle späterhin das Louvre trat. Dann ward er der Hauptsitz der bürgerlichen und criminellen Gerichte und des Cassationshofes. Mehrere Säle sind in einem großartigen Styl erbaut, und passende Gemählde, Embleme und Inschriften bezeichnen ihre Bestimmung.

Wir versuchten einige Mal den öffentlichen Verhandlungen beyzuwohnen, fanden aber immer das Menschengedränge so groß, und den Raum so beengt, daß, was wir hörten, nur Bruchstücke blieben. Der Eindruck, welchen die Assisen oder Geschwornengerichte auch hier auf mich machten, war mehr die Folge so man-

cher Erzählungen und oft sehr widersprechenden Urtheile sachkundiger Männer, von denen jedoch die Meisten sie für unerläßliche Bedingung einer vollkommnen Rechtspflege erklärten. Später lernte ich sie in England — jedoch in einer von der französischen in vielen Stücken abweichenden Form — etwas näher kennen, über die ich meine Gedanken in dem zweyten Theil dieser Beobachtungen (S. 229 f.) mitgetheilt habe. So weit ich entfernt bin, Ansprüche auf eine tiefere Einsicht in einen so wichtigen, so viel besprochnen und bestrittenen Gegenstand machen zu wollen, so will ich doch nicht verschweigen, daß der so höchst merkwürdige und fast Allen unerwartete Ausgang des neuesten großen Beyspiels eines Assisenspruchs in der Fonkschen Sache, mich in meinem früheren Urtheil nur noch mehr befestigt hat.

In enger Verbindung mit dem Justizpallast steht die Conciergerie, in welcher sich die Gefängnisse der Criminalverbrecher befinden. In das Innere dieses damals noch so furchtbaren Aufenthalts der Schuld und der Unschuld, des Jammers und der Thränen zu dringen, war nicht erlaubt. Wir hätten sonst nicht verfehlt, das Zimmer zu besuchen, in welches am 2ten August 1793 die Königin Marie Antoinette, gewaltsam von ihren Kindern getrennt, bey nächtlicher Weile gebracht wurde, um da bis zum 16ten October jeden Tag ihrem letzten Schicksal entgegen zu sehen. Nichts war

ihr in dieser einsamen und düstern Umgebung übrig gelassen, als ein Bette, ein Tisch, ein Stuhl und die dürftigsten Geräthschaften, die man auch den gemeinsten Verbrechern nicht versagt, obwohl die Gutmüthigkeit des Concierge oder Aufsehers der Gefangenen, Richard, die er endlich selbst mit dem Leben gebüßt haben soll, für die Erleichterung ihrer Lage gethan hatte was er vermochte. (s. Beylage XI.) Da wir nur den Eingang des schmalen Ganges betrachten konnten, der zu der düstern Gallerie der Gefängnisse führte, in der es nie recht Tag ward, so blieben wir desto länger auf der Stelle, wo die Unglückliche an ihrem Todestage den verhängnißvollen Karren besteigen mußte, auf dem sie, in einen schlechten weißen Nachtmantel gehüllt, die Hände auf den Rücken gebunden, einen ihr unbekannten constitutionellen Geistlichen neben sich, durch die langen Straßen zum Richtplatz geführt ward, und unter dem wilden Geschrey eines vornehmen und geringen Pöbels endete.

Keine Zeit wird solche Schandflecke, wo die vermeinte Gerechtigkeit zur unmenschlichsten Rohheit und Grausamkeit ward, auswaschen. Die itzige Regierung hat allerdings nichts versäumt, um die Schuld zu sühnen. Aus neueren Nachrichten seh' ich, daß nicht nur die Conciergerie selbst eine gänzliche Veränderung erfahren hat, und das Ganze in den Criminalgerichtshof (Cours d'Assises) verwandelt ist, die dunkeln unterirdischen Kerker aber verschwunden sind; sondern daß man namentlich jenes feuchte mit Backsteinen

gepflasterte, übrigens noch zu den besseren Gefängnissen gehörende Gemach, in welchem die Königin fünf und siebzig lange Tage und Nächte einsam durchseufzt hatte, itzt in eine Kapelle umgestaltet, die Wände mit schwarzem Marmor bekleidet, auf der Stelle, wo ihr Bette stand, einen Sühnaltar erbaut, und ihr Andenken durch ein Denkmal von weißem Marmor geehrt hat.

Die heilige Kapelle — auch das Werk des h. Ludwigs — gränzt ebenfalls an den Justizpallast, und war auch dem Architekten und Kunstkenner durch den kühnen Bau des Gewölbes und die vorzügliche Glasmahlerey merkwürdig. Vordem war sie es noch weit mehr den gläubigen Seelen, die sich besonders in der Nacht auf den Charfreytag hier schaarenweise versammelten, um des Anblicks der dann ausgestellten Reliquien — besonders der nicht bezweifelten Ueberreste des Kreuzes Christi — zu genießen, auch wohl von ihnen wunderthätige Kräfte zu erwarten. Besonders drängten sich Epileptische oder vermeintlich von bösen Geistern Geplagte herzu. Wenn dann auch die erwartete Genesung nicht erfolgte, so gingen sie wenigstens nicht ohne reiche Almosen der gerührten Zuschauer von dannen. Dieser Unfug ist vorüber, und das einst so gefeyerte Heiligthum in ein Archiv für alte Acten umgewandelt. Den Freund und Kenner der alten französischen Literatur erinnert es an den lächerlichen Streit,

welcher sich hier einst zwischen dem Vorsänger und dem Schatzmeister über die Beybehaltung oder Wegschaffung eines alten Pults entspann, der auf des Präsident Lamoignons Veranlassung jenem komischen Heldengedicht Boileaus, le Lutrin, den Stoff gab, in welchem sich der wohl oft zu hoch geschätzte poetische Geist des Dichters vielleicht noch am meisten entwickelt hat. Auch hat man seinen Leichnam gerade in dieser Kapelle (1711) bestattet. An einem andern Ort werden wir ihn noch einmal wiederfinden.

Das Louvre und die Tuillerien. Der Garten. Der Eintrachtsplatz. Die elisäischen Felder.

Nirgend erscheint Paris herrlicher, als da, wo die beyden Denkmäler wahrhaft königlicher Pracht sich allmählig zu einem großen Ganzen verbinden. Wenn das Auge von dem Anschauen der zum Theil höchst kunstvollen Architektur an den ungeheuern Gebäuden ermüdet ist, so ruht es um so angenehmer in dem freundlichen Garten aus, welcher sich an die Tuillerien anschließt, und wer noch nicht ermüdet ist, verfolgt dann aus diesem den Weg bis in die sogenannten elysäischen Felder. Der Flächenraum, welchen jene Palläste einnehmen, wird von genauen Beob-

welcher sich hier einst zwischen dem Vorsänger und dem Schatzmeister über die Beybehaltung oder Wegschaffung eines alten Pults entspann, der auf des Präsident Lamoignons Veranlassung jenem komischen Heldengedicht Boileaus, le Lutrin, den Stoff gab, in welchem sich der wohl oft zu hoch geschätzte poetische Geist des Dichters vielleicht noch am meisten entwickelt hat. Auch hat man seinen Leichnam gerade in dieser Kapelle (1711) bestattet. An einem andern Ort werden wir ihn noch einmal wiederfinden.

Das Louvre und die Tuillerien. Der Garten. Der Eintrachtsplatz. Die elisäischen Felder.

Nirgend erscheint Paris herrlicher, als da, wo die beyden Denkmäler wahrhaft königlicher Pracht sich allmählig zu einem großen Ganzen verbinden. Wenn das Auge von dem Anschauen der zum Theil höchst kunstvollen Architektur an den ungeheuern Gebäuden ermüdet ist, so ruht es um so angenehmer in dem freundlichen Garten aus, welcher sich an die Tuillerien anschließt, und wer noch nicht ermüdet ist, verfolgt dann aus diesem den Weg bis in die sogenannten elysäischen Felder. Der Flächenraum, welchen jene Palläste einnehmen, wird von genauen Beob-

achtern, wie Wiebeking, weit über Eine Million Quadratfuß angegeben, woraus man den Umfang des Ganzen abnehmen mag.

Doch schreiten wir lieber langsam durch dieses immer freyer und regelmäßiger werdende Gebiet. Wenn wir die äußerste Spitze der Insel, auf der wir bey Notre Dame und den übrigen Merkwürdigkeiten bisher verweilten, da, wo sich beyde Arme der Seine wieder vereinigen, verlassen, so treten wir auf die berühmte 170 Fuß lange Neue Brücke (Pont neuf), und haben die auf einem Vorsprung gegenüber errichtete Statue Heinrich des Vierten zu Pferde im Angesicht. Es ist freylich nicht mehr die alte, vor der ein Paar Jahrhunderte lang kein Franzose und kaum ein Ausländer ohne Rührung vorüberging, eingedenk, daß auch ihn der Fanatismus nicht schonte — diesen großen und guten König, der es durch die Milde seiner Regierung dahin zu bringen gehofft hatte, daß jeder seiner Unterthanen am Sonntag sein Huhn im Topf haben sollte. Auch ward in den ersten besseren Tagen der Revolution noch jeder Vorübergehende genöthigt, dem Abgotte des Volks zu huldigen. Aber als es der großen Nation auf einmal als ein Verbrechen erschienen war, eine Krone getragen zu haben, vernichtete sie auch dieses schöne Denkmal der Dankbarkeit. Die Statue ward zertrümmert; das Pferd, ein Meisterstück der Kunst von Jean de Boulogne, einem würdigen Schüler Michael Angelo's, in der Stück-

gießerey in Kanonengut verwandelt. Hatte dieß Roß doch von jeher ein eigenes Schicksal gehabt. Ursprünglich zu einer Bildsäule Ferdinands von Toscana bestimmt, empfängt es Maria von Medicis von seinem Nachfolger Cosmus II zum Geschenk. Auf der Fahrt nach Frankreich versinkt es im Schiffbruch an der Spitze der Normandie, wo es bis ins Jahr 1614 in der Tiefe des Meeres liegt. Endlich hervorgezogen wird es in Paris aufgestellt, dann, zu Heinrichs Statue benutzt, die Zierde der Brücke deren Bau er vollendet hatte. Seit 1817 ist dieser in einem ähnlichen und wie man sagt wohl gelungenen Denkmal der alte Schmuck wiedergegeben. Dagegen ist die, von dem schönen Basrelief, welches das Gespräch des Erlösers mit der Samariterin darstellte, unter dem Namen der Samaritaine bekannte Wasserkunst, und mit ihr die große Normaluhr und das Glockenspiel verschwunden, zum Bedauern der alten Pariser, aber desto mehr zur Verschönerung des freyer gewordenen Pont-Neuf. Von allen Seiten hemmt itzt nichts mehr die Aussicht, und der Fremde wählt doch immer, trotz der Beschwerden im steten Gedränge der Wagen und Pferde, am liebsten gerade diese Brücke, da nach jeder Himmelsgegend hin irgend ein Prachtgebäude oder die Kuppel eines Doms seine Aufmerksamkeit fesselt, wie denn jede der drey westlich parallellaufenden Brücken (Pont des Arts, Pont-Royal, Pont de Louis XVI) in irgend einem merkwürdigen Punct endet.

Links des Pont-Neuf erblickt man das Louvre (A) mit seiner prächtigen Colonnade von sechs und dreyßig korinthischen Säulen, die aus Ludwig des XIV Regierung den Namen ihres bescheidenen Architekten Perrault verewigt hat *). Der Ursprung dieses Pallastes, sogar die Bedeutung seines Namens, verliert sich in ungewissen Sagen. Gewiß nur weiß man, daß schon im siebenten Jahrhundert hier an den Ufern des Stroms ein Bollwerk stand, das allmählig zu mehreren festen Thürmen erweitert, erst unter Franz I (ums J. 1530) zu einem Residenzschloß umgestaltet ward. In der Folge oft ganz vernachlässigt, verdankt es erst seit 1801 seine vollkommnere Wiederherstellung einem Beschluß Napoleons, den Bau zu vollenden. Noch während unsres Aufenthalts war man unablässig damit beschäftigt, den Rost der Zeit zu vertilgen und den alten schwarzen Mauern die natürliche Steinfarbe wieder zu geben. Schon stand ein großer Theil wie ein ganz neues nur eben aufgeführtes Gebäude da. Vom Morgen bis Abend hörte man nichts als Meißel- und Hammerschläge. Große Sägen durchschnitten, als wäre es Holz, die aus den Steinbrüchen herbeygeschafften Quadern, die sich erst an die Luft gebracht verhärten. An allen Seiten sah man Gerüste; an allen Fensterbogen

*) Durch Vergleichung des Grundrisses wird alles folgende deutlicher werden. Auf diesen verweisen die Buchstaben.

arbeiteten Steinmetzen und Bildhauer, theils um alles was an die verdrängte Dynastie erinnern konnte, wegzuschaffen, theils über jedem Bogen, als wäre man bange, daß der Name vergessen werden könnte, ein großes N anzubilden, wodurch wenigstens die alten Verzierungen nicht gewannen, und das ewige Einerley einen unangenehmen Eindruck machte.

Mehr als einmal ging ich mit einem geschichtkundigen Manne in diesem merkwürdigen Schlosse umher, an das sich so viele Erinnerungen aus der ältesten wie der neuesten Geschichte knüpfen. Wir wiederholten uns, was jedem aus seiner Lectüre von der so oft wechselnden Bestimmung desselben im Gedächtniß geblieben war. Bald rief es uns die Thaten und Unthaten der Regenten zurück, die hier einen glänzenden Hof gehalten, bald jene Monarchen der Vorzeit, die man hier bewirthet hatte. In jenem Flügel, sagte mein Führer, wurden die Hochzeitfackeln zur Vermählung Heinrichs IV von Navarra angezündet. Der gute harmlose Prinz, damals kaum 19 Jahr alt, ahndete nicht, welche Plane schon in jenen Tagen reiften, und wie bald dieser Hochzeitfeyer die blutige Bartholomäusnacht folgen sollte, wo viele Tausend der nützlichsten und schuldlosesten Bürger hingeopfert wurden. An jenem Fenster stand der von seiner Mutter Katharina von Medicis verblendete junge König Karl IX mit dem Feuergewehr, und schoß dort auf alle die sich retten wollten.

In jenen Saal, wo itzt ein Theil der Kunstschätze aufgestellt ist, trug man Heinrich IV, als ihn Ravaillacs Dolch getroffen hatte.

Späterhin, als die Könige andre Wohnsitze wählten, zogen hier die friedlichen Musen ein. Das Louvre ward ein Tempel der Wissenschaften und Künste, und eine würdige Wohnung für ihre Pflegerinnen, die Akademien, von denen von jeher so viele treffliche Werke der Gelehrsamkeit und des Geschmacks ausgegangen sind. Indem wir dieser Zeiten gedachten, dünkte es uns, wir sähen die Racine, die Corneille, die Boileaus, die Bossuets, die Daciers, die Fontenelle in ihrem alten französischen Kostum ankommen, um einer Sitzung beyzuwohnen. Was würden aber erst die Alterthumsforscher gesagt haben, hätten sie die unsterblichen Werke griechischer und römischer Kunst in jenen Sälen vereint sehn können? Was die Montfaucons und Caylus wenn sie das, was sie zum Theil nur aus Beschreibungen kannten, und fremden Zeugnissen glauben mußten, hier vor ihr Auge gestellt und jedem Kunstfreunde zugänglich erblickt hätten? Es ist erfreulich, daß diesen durch so viele Erinnerungen ehrwürdigen Räumen, auch itzt noch jene so edle Bestimmung gelassen ist, und das Louvre recht eigentlich als das Heiligthum und die Werkstatt der schönen Künste betrachtet werden kann. Denn fortdauernd finden, wie schon vordem, fleißige Künstler jeder Art hier eine stille anständige Wohnung.

Die Straßen und Plätze, welche vom Louvre zu dem itzigen Residenzschloß der Tuillerien (B) *) führen, würde, wer auch Paris nur in den nächsten Zeiten vor der Revolution gekannt hätte, kaum wieder erkennen. Der Carousselplatz (C) war zwar schon unter Ludwig dem XIV öffentlichen Turnieren und Lustbarkeiten bestimmt, von denen auch sein Name stammt. Aber die Wegräumung so vieler kleinen Gassen und alten Gebäude, die ihn beengten, hat ihn so erweitert, daß er bey den großen Paraden und Revuen an funfzehntausend Krieger fassen und ihren Evolutionen Raum geben kann. Ihn trennt itzt, statt einer vormaligen hohen Mauer, die dem Auge den Anblick der schönen Façade des Schlosses entzog, von dem großen Vorplatz (D) desselben ein kunstvolles Eisengitter mit drey Eingangsthoren. Das mittelste bildet einen Triumphbogen (E) nach dem Modell eines ähnlichen des Septimius Severus zu Rom. Er war erst das Jahr vorher (1806) nach der Rückkehr der französischen Heere von den Kämpfen bey Ulm, Austerlitz, Jena errichtet, und sollte durch Inschrif-

*) Der Name bezeichnet bekanntlich eine Ziegelbrennerey. In der Nähe einer solchen hatte Franz I. seiner Mutter ein Haus und Garten geschenkt. Aber erst unter Katharina von Medicis, der das Louvre verhaßt war, begann (1564) der Bau des itzigen, doch erst von Heinrich IV und Ludwig XIII vollendeten Schlosses, welches eben so den alten Namen behalten hat, wie jene öffentlichen Gärten in Athen den des Ceramikus, wo bekanntlich auch vordem eine Ziegeley gelegen hatte.

ten und Basreliefs ihre Siege verewigen. Noch fand ich täglich Arbeiter mit den oberen Verzierungen beschäftigt, und kaum mag alles vollendet gewesen seyn, als im Jahr 1814 im Angesicht dieses Denkmals der Schmach unsres Vaterlandes, die Besiegten als Sieger hier ihre Garden aufstellten und ihre Parole ausgaben.

Auf der Platteforme dieses großen Triumphbogens stand damals noch ein goldner Wagen, auf welchem die allegorischen Bildnisse des Sieges und des Friedens jene vier venetianischen Rosse lenkten, die durch ihre Schicksale eben so merkwürdig geworden sind als durch ihren entschiedenen Kunstwerth. Daß der große Künstler Griechenlands Lysipp, Alexanders von Macedonien Zeitgenoß, der als Meister vieler Quadrigen zu Triumphbögen siegender Könige und Feldherren berühmt war *), auch dieses Viergespann von Erz gebildet habe, wagten weder Winkelmann noch die ersten Antiquare unsrer Zeit zu behaupten, so sehr die alte Meinung dafür sprach, und so entschieden sie selbst die Pferde den gelungensten Kunstwerken dieser Art zugesellen **).

Genau

*) M. s. Plinii Hist. nat. LXXXIV. 19. und dazu Gronovs Anmerkung.

**) M. s. Winkelmanns Geschichte der Kunst 2. Th. und in mehreren Stellen, welche das Register der Fernowschen Ausgabe nachweiset. Besonders aber Andrea Mastoxidi sui quattro cavalli della basilica de S. Marco in Venecia. Padova 1816. und A. G. Schlegel lettre

Genau ihr Alter zu bestimmen, mag unmöglich seyn. Wahrscheinlich gehören sie den Zeiten Alexander des Großen an. Gewiß ist aber, daß sie einst als Siegsbeute aus Griechenland entführt, die Triumphbogen der Imperatoren Neros und Trajans in Rom schmückten; dann zur Zeit des griechischen Kaiserthums nach Constantinopel versetzt wurden, von da sie, als im Jahr 1202 der Venetianer Dandolo Constantinopel eroberte, nach Venedig abgeführt wurden und seitdem die Arkade über dem Hauptportal der St. Marcuskirche zieren. Als ich im Jahr 1811 diese Inselstadt besuchte, konnte man mir nur das leere Fußgestell zeigen. Dagegen sah ich, ich denke in einem Hofe des Dogenpallastes, noch unvollendet ein Standbild Napoleons. Was mag aus diesem geworden seyn? — Die Rosse sind zurückgekehrt, und nehmen, in Paris nur neu vergoldet, die alte Stelle wieder ein; überall wo sie erscheinen, für den Kunstkenner ein Gegenstand der Forschung, für den Beobachter der Geschichte der Menschheit und alles menschlichen Wollens und Wirkens, ein reicher Stoff zu mannichfacher stiller Betrachtung.

---

lettre sur les chevaux de bronze. Florence 1816. Das Resultat hat letzterer in der Anzeige des obigen Werks des gelehrten Griechen, in den Heidelbergischen Jahrbüchern vom Jahr 1816 S. 667, mitgetheilt. Die Meinung Cicognaras, Präsidenten der Venetianischen Akademie, in seinem Werk Sulla scultura, wonach die Pferde erst unter Nero und zu Rom gegossen seyn sollen, scheint dadurch völlig widerlegt zu seyn.

Das Schloß der Tuillerien (B) besteht aus fünf durch Höhe und Bedachung hervorragenden Hauptpavillons (1 2 3 4 5), welche durch Zwischengebäude mit einander verbunden sind. Sowohl gegen den Hof als Garten bildet das Ganze eine gerade Linie von 960 Fuß. Nördlich begränzt es der Pavillon Marsan (F). Hier machte man uns auf die Fenster aufmerksam, an welchen Papst Pius VII, im Jahr 1804 zur Kaiserkrönung berufen, oft zu sehen war, wenn die wilde Jugend von Paris durch ein nichts weniger als ehrerbietiges Schreyen und Rufen dem müden Greise keine Ruhe ließ, sich dem Volke zu zeigen. Der Pavillon der Flora (G) endet den Pallast gegen die Mittagsseite. Er war gewöhnlich die Wohnung der Prinzen, dann Bonaparte's als ersten Consuls. Die Könige bewohnten in der Regel die mittleren Zimmer. Da das Ganze im Lauf von beynahe drey Jahrhunderten erbaut ist, so trägt es die Spuren der mannichfaltigsten Veränderungen; doch mehr noch im Inneren als Aeußeren, indem bey neuen Anlagen die Architektur wenigstens nach der möglichsten Symmetrie gestrebt hat. Eine genauere Beschreibung, wenn ich sie auch zu geben vermöchte, oder aus den bekannten Handbüchern abschreiben wollte, dürfte wenig Theilnahme finden.

Wem die wechselnden Scenen während und nach der Revolution gegenwärtig sind, oder wer gar Zeuge davon gewesen ist, muß allerdings mit ganz einzigen

Empfindungen um und in diesem Sitz des höchsten Glanzes des vormaligen langen Königthums, und des späteren desto kürzeren Kaiserthums verweilen, da gerade hier die Gräuel des politischen Fanatismus ihren Gipfel erreicht hatten. Was waren doch die thränenreichsten Trauerspiele, die man einst in jenem Schloßtheater, wo noch im J. 1778 Voltaire gekrönt ward, aufgeführt haben mochte, gegen die Scenen des 10ten August im Jahr 1792? Jede Stelle erinnert daran. Hier ruft die Vorhalle in dem mittleren Pavillon den Mord so vieler hundert treuer Schweizer, dort rufen die Treppen, Corridors und Prachtzimmer die Wuth der Marseillerhorden ins Gedächtniß, die im Inneren alles zertrümmerten, indeß Kanonenschüsse von außen eine gänzliche Zerstörung erwarten ließen. Man begleitet im Geist das unglückliche Königspaar auf dem schweren Gange in die benachbarte Reitbahn, den ersten Versammlungsort des Nationalconvents (H), den es nach wenigen Tagen mit dem Kerker vertauschen muß *). „In keinem Ort der Welt — sagt ein früherer Reisender — sind vielleicht solche Ungeheuer von Menschen auf einem Punct versammelt gewesen, und solche Frevel als hier beschlossen. Nur der Gedanke, daß wenigstens die ärgsten dieser Kannibalen ihren Lohn erhalten haben, und — setze ich hinzu — daß Paris seinen verächtlichen immer wiederkehrenden Wankel-

*) Man vergleiche das schauderhafte Gemählde eines Augenzeugen Beylage XII.

muth so schwer gebüßt hat, mildert die Erinnerung.“ Das Gebäude selbst an der Terrasse der Feuillants, welches Zeuge der Unthaten war (H), ist itzt abgebrochen. Sie selbst werden in der Geschichte nie verlöschen *).

Doch in eben diesem Schloß der Tuillerien, welcher Wechsel der Scenen in dem Lauf von dreyßig Jahren! Ein Theil desselben ward seit 1793 der Sitz des Nationalconvents, und damit zugleich der Schauplatz jener beyspiellosen Kämpfe der Parteyen, die Rednerbühne, auf der Jakobinische Blutmänner kurze aber schreckliche Rollen spielten; wo durch gleich wahnsinnige Decrete, bald die Religion aus allen Tempeln verbannt, bald der Glaube an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele befohlen ward; wo heute Marat ein

*) Man glaubt es sich selbst kaum, daß man Zeitgenosse dieser Begebenheiten gewesen ist. Die jüngere Welt kennt meist nur das Allgemeine. Das Einzelne ist nach den großen Katastrophen, die ihm gefolgt sind, unbekannt geblieben oder vergessen. Aber es giebt der Betrachtung zu viel Stoff, um sich nicht auch dieß von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Nur ist hier der Ort nicht, das ganze schauderhafte Bild zurück zu rufen. Wer Girtanner und la Cretelle über die franz. Revolution, oder auch die gedrängteren und leidenschaftloseren Schriften von Moore und Fennel, die Beyde Augenzeugen waren, zur Hand nehmen und damit vergleichen wollte, was durch eine andre Augenzeugin, Madame Campan, in ihren neuerlich erschienenen Memoiren (2. Th.) darüber bekannt geworden ist, würde vieles, was schon vergessen zu werden anfängt, näher kennen lernen, und daß es in unserm Zeitalter, daß es in einer Stadt wie Paris möglich war, erstaunen.

Schlachtopfer nach dem andern dem Tode bestimmte, morgen Charlotte Corday als Bluträcherin vor den Schranken stand; wo heute noch Robespierre ganz Frankreich zu beherrschen schien, und morgen seine letzten Stunden schlagen hörte; wo alles sich der gänzlichen Anarchie nahte, bis der überlegene Geist erschien, der diese Stürme beschwor. Acht Jahre später zieht dieser „größte Sohn der Revolution", wie man Napoleon mit Recht genannt hat, als erster Consul in die Bourbonischen Wohnungen, giebt ihnen als Cäsar den alten Glanz durch neue Herrlichkeit erhöht zurück, ahndet aber nicht, daß er für die verdrängte Dynastie baut, auch kein König von Rom den neuen ihm bestimmten Pallast bewohnen wird.

Die Tuillerien selbst haben unstreitig, besonders in ihren Umgebungen, durch diese großen Umwälzungen mehr gewonnen als verloren. Schon das, was ich bey meinem Aufenthalt, wenn ich ältere Ansichten mit neueren verglich, wahrnehmen konnte, zeigte, daß alles umher zwar im Ganzen unverändert, doch heller und freyer geworden war, auch hie und da der veraltete Geschmack dem besseren hatte weichen müssen. In der That möchten mitten in einer ungeheuern Stadt wenige Schlösser so großartig und zugleich so freundlich umgeben seyn. Gerade daß die Gartenpartie unmittelbar an den Pallast gränzt, nachdem alle trennenden Mauern und kleinen Zwischengebäude weggeschafft sind, daß ihn nur ein leichtes zierliches eisernes Gitter an

beyden Seiten von der Straße trennt, wo Keinem der Eingang oder Durchgang verwehrt wird, daß täglich Tausende hier lustwandeln oder ruhen, der Regent aber das bunte Gemisch aller Stände seines Volks und den muntern Verkehr des Lebens, unmittelbar, und weder gestört noch störend, so oft er will vor Augen hat — dieß giebt diesen Gärten mitten in Paris den höchsten Reiz. Dem Garten selbst hat man zwar seinen alten Charakter gelassen. Aber selbst die unbedingtesten Bewunderer der neuen besonders englischen Gartenkunst müssen gestehen, daß der eine Zeitlang freylich überschätzte, späterhin oft ungerecht getadelte le Notre, gerade hier nach einem recht wohl überlegten Plane seine Anlagen entworfen habe.

Wem jener Name fremd wäre, den darf ich wohl daran erinnern, wie es dieser le Notre war, der unter der Regierung Ludwig des Vierzehnten als Aufseher aller Königlichen Gärten, in Frankreich, bald auch in Deutschland, in Italien, selbst in England, jenes itzt so verrufene System der Gartenkunst an die Ordnung des Tages brachte. Von so strenger Regelmäßigkeit in allen Anlagen hatte man noch kein Beyspiel gesehen. Fast überall machte er aus Gärten Laubstädte, aus den Fußwegen Straßen, aus den Gebüschen Mauern mit architektonisch gebildeten Pfeilern, Wölbungen, Schwiebbogen, Fenster, Kabinette, Säle, Theater; aus einzelnen Bäumen Pyramiden, Obelisken und andre seltsame Figuren. Auf

Symmetrie aller Theile war alles berechnet. Jede Laube, jede Statue mußte einer andern, jedes Blumenbeet einem ähnlichen entsprechen. Ein regelmäßiges Viereck, eine ganz gerade Ebene, ein breiter Hauptgang in der Mitte, zu den Seiten gerade geschnittene Hekken oder Alleen, Beete mit Muscheln, bunten Steinchen und Glas belegt, die Bassins mit ganzen Völkerschaften von Puppen, wasserspeyenden Tritonen und Satyrn umgeben — dieß war ungefähr der Charakter, den mehr und minder alle Gärten, wenn sie gefallen sollten, nach le Notre's Anlagen in Versailles, Trianon, Saint-Cloud, oder nach seinen Zeichnungen sich gefallen lassen mußten.

Auch in Paris mag das Kleinliche, Spielende und Unnatürliche anfangs eben so wenig gefehlt haben. Späterhin hat man weislich nur das Bessere beybehalten. Vortrefflich eignet sich ein Park, der einem Labyrinth verschlungener Gänge und Baumgruppen gleicht, und vielleicht meilenweit ausgedehnt werden kann, für prächtige Landhäuser. Für den Zweck freyer Spatziergänge in dem beschränkten Raume einer Stadt würde er am allerwenigsten geeignet seyn.

Ich möchte meinen Lesern den angenehmen Eindruck mittheilen können, den dieser Tuilleriengarten auch auf mich machte, als ich zum ersten Mal durch den Hof des Schlosses (D) und das mittlere Portal desselben auf die Terrasse trat (K), welche sowohl an der ganzen Hinterseite des Pallastes, als an beyden Seiten des Gartens fort-

läuft, und das ohngefähr tausend Fuß breite und zweytausend Fuß lange Oblongum bis zu den Austritt auf den Eintrachtsplatz am Ende des Mittelganges (L) umgiebt. Nimmer könnte eine englische Anlage selbst das Auge so angenehm beschäftigen, als diese geschmückte Ebene mit den regelrechten Rundelen, Drey- und Vierecken der Blumenbeete im Vordergrunde; ihren geraden Alleen von riesenhaften Linden und Kastanien; ihren kühlenden Bassins (a. b. c. d.), in dem die Goldfische ihr nimmer ruhendes Spiel treiben. Und wie reizend ist das alles von den schönen Terrassen umgeben, auf denen hier in großen Vasen prächtige Blumen, dort die herrlichen Kronen der Citronen und Orangen duften; oder wo an der Flußseite Schiffe und Böte, auf den angränzenden Kays Rosse, Wagen und Fußgänger von Passy, Versailles, Marly kommend oder dahin eilend, unaufhörlich vorüberziehen. Diesen Terrassen sowohl, als dem ganzen Garten gereichen auch die Statuen von Marmor und Erz zur vorzüglichen Zierde. Es sind theils Werke alter französischer Meister, theils von ihnen meisterhaft ausgeführte Copien von Antiken, wie der Borguesische Fechter (oder wie Lessing ihn nannte, der Feldherr Chabrias), der Tod der Lucretia, die Vestalin, die fliehende Daphne, Hypomene und Atalanta.

Wer länger in Paris lebt, oder in dieser kleinen Welt mit dem Charakter der verschiedenen Classen, Stände und Lebensweisen bekannter geworden ist, der muß hier ein großes Feld zu den mannichfaltigsten Beob-

achtungen finden. Mir ging diese Kenntniß ab. Ich kann nur wiederholen, was keinem Reisenden entgangen seyn kann, daß fast jede der verschiedenen Tagesstunden einen eigenthümlichen, und bey günstigem Wetter täglich wiederkehrenden Anblick gewährt. Am Morgen begegnet man nur wenigen Menschen, meist aus der ärmeren Classe, die mehr ihrem Geschäft nachgehen oder gerade die Stille dem Geräusch vorziehn. Wie die Sonne steigt, mehrt sich die Zahl, zumal nachdem die Jahrszeit ist, vor dem späten Mittagsessen, oder zwischen diesem und der Stunde der Schauspiele. Dann wird die Gesellschaft oft so groß, daß, wer auch wohl gern seinen Spatziergang noch länger verfolgte, doch zu oft aufgehalten, irgend eine der nicht allzuhäufigen steinernen Bänke oder einen Sessel sucht. Solcher leichten von Binsen geflochtenen Stühle, haben an der rechten Seite des Gartens die Inhaber zu vielen Hunderten in Bereitschaft, und die wenigen Sous, die man dafür bezahlt, sind ein sehr bedeutender Gewinn. Hier sitzt dann stundenlang der geschäftlose oder vom Geschäft ruhende Pariser, bald alles was vorübergeht still beobachtend, oder mit dem Nachbar und der Nachbarin besprechend; bald eine leise politische Unterhaltung anhörend oder theilend; bald die von den unaufhörlich schreyenden Colporteurs ausgebotenen Zeitungsblätter verschlingend; bald die mannichfachen Verbindungen aller Art, die sich hier anknüpfen, belauschend. Hier legen die Pariserinnen,

in den frühen Stunden im Morgenanzug, gegen Abend im vollen Staat, alle ihre Reize aus, und tragen die neueste Musterkarte des Geschmacks zur Schau. Wer sich auf Anzug und Mode versteht, dem kann kaum irgend eine Form dieses ewig Gestalt und Farbe wechselnden Chamäleons entgehen *).

Selbst wenn ein schöner Morgen und Abend hier Tausende versammelt, unterbricht doch die im Ganzen hier herrschende und bey einer solchen Volksmasse kaum zu erwartende Ruhe nichts als etwa das widrige heisere Geschrey jener Colporteurs und der alten Weiber, die ihre Waaren anbieten, sich auch wohl noch zu manchen andern Bestellungen gebrauchen lassen, oder das Laufen und Rufen der Savoyarden. Man fühlt sich frey und wohl mitten im Gedräng, und nichts beleidigt je Anstand und Sitten, wie dieß in dem Palais Royal so oft der Fall ist.

Am Ende des breiten Mittelganges, zwischen den an beyden Seiten sich gemächlich herabsenkenden Terrassen, an welchen die vier Flußgötter Nil, Tiber, Seine und Marne in prächtigen Marmorgruppen vorgestellt sind, öffnet sich der Eingang des großen Eintrachtsplatzes (LL), dem die Statue Ludwig XV den Namen gab — bis sie der Guillotine weichen

*) Wem diese wenigen Züge der Geselligkeit im Tuillerien-garten nicht genügen, der vergleiche das vollendetere und höchst lebendige Gemählde in Arndts Reisen durch Frankreich in dem Jahre 1799. 3. Th. S. 83.

mußte (M); — jene Statue, an die einst eine unbekannte Hand nur zu treffend die Worte schrieb:

Il est ici comme à Versailles
Sans coeur, sans esprit et sans entrailles *).

Denn wer kann verkennen, daß ein großer Theil der Schuld, welche sein besserer Nachfolger so schwer gebüßt hat, gerade auf diesem Ludwig lastet, der durch die höchste Sittenlosigkeit in der ihren Regenten immer so ergebenen Nation, Verachtung und Haß gegen das Königthum entzündet hatte. Der bewegliche Franzose mag wohl itzt, wenn er über diesen Platz geht, kaum noch an das, wovon er in den Jahren 1792 und 93 Zeuge war, zurück denken. Wer aber kann, ohne im tiefsten Grunde der Seele bewegt zu werden, zum ersten Mal die Stelle betreten (M), wo Tag für Tag das Mordbeil der Guillotine gearbeitet, an manchem Tage funfzig, einmal sogar achtzig Verurtheilten ein Ende gemacht hatte, so daß zuletzt der Boden das Blut nicht mehr fassen konnte; wo neben so vielen großen

*) Nicht minder witzig war die Inschrift, die man einst auf der Place des Victoires unter dem Standbilde Ludwig des Vierzehnten fand, wo unter die Worte:

Viro Immortali

geschrieben war:

Victo a mortali Marlboroug.

Vergeblich ward ein hoher Preis auf die Entdeckung des Urhebers gesetzt. Man fand bloß die Worte:

Tu ne le saura pas grand Louis,
Car j'étois seul quand je le fis.

Verbrechern auch so viel edle und schuldlose Häupter gefallen waren? Auch mir trat vieles Einzelne an Ort und Stelle lebendiger vor das Auge. Ich gedachte so vieler Beyspiele bald christlichen bald stoischen Muths, oder auch leichtsinnigen Scherzes in den ernstesten Augenblicken; so vieler hier zerrissenen zarten Verbindungen; so vieler Thränen der Väter, Mütter und Gatten, die sich auf diesem Boden mit dem Blut der Gemordeten gemischt hatten. Vor allen aber rief mir diese Stelle die fromme Ergebung zurück, mit welcher Ludwig der Sechzehnte — unstreitig in der langen Regentenreihe einer der besten und tugendhaftesten, wenn gleich für seine Zeit zu kraftlosen Könige — sich seinen Henkern hingab; glaubt' ich jenen — wie mir Augenzeugen erzählten — herzdurchschneidenden Blick der Wehmuth zu sehen, den die Königin auf dem Schaffot auf die gerade gegenüber liegenden Tuillerien und die blühenden Wandelbahnen ihrer Jugend noch einmal mit einem tiefen Seufzer geworfen hatte, bis ihr Haupt unter dem Hohn des Volks fiel, das sie einst anbetete. Wer mag rechtfertigen, worin sie gefehlt hat? Aber unwillkührlich trat doch im grellsten Contrast vor meine Seele das Bild einer andern Königin, die kein menschlicher Richter zur Rechenschaft forderte; der Urheberin jenes Blutbades, das Papst Gregor mit Festen, und Paul Muretus, der berühmte Humanist, in einer beredten Lobrede feyerte. Kein Land Europa's ist von Blutschulden rein. Aber Frankreich hatte doch vor

andern seit langer Zeit schon das Maaß der Verbrechen voll gemacht. In keinem wenigstens hat wohl der Leichtsinn auf einer, der Fanatismus auf der andern Seite, in solchem Grade mit dem Heiligsten gefrevelt.

Steht man in der Mitte dieses so schönen und so entweihten Platzes, so hat man zur Rechten die unvollendete, itzt mehr den Säulen einer römischen Ruine gleichende Magdalenenkirche (N), auf deren Todtenhof ein großer Theil der Opfer der Revolution — auch die Königlichen Leichname — in Kalkgruben geworfen wurden. Wir konnten auf dem geebneten Rasen keine Spur von Gräbern entdecken. Aber treue Anhänglichkeit eines Bürgers an den alten Stamm, hatte die ihm heilige Stätte nicht aus dem Auge verloren und sie in der Stille bewacht. Als daher die neue Ordnung der Dinge begann, hat man mit großer Sorgfalt die Ueberreste unter ihrer Kalkdecke aufgesucht, und (1815) an dem Todestage Ludwigs XVI sind gerade sie das erste gewesen, wodurch man den wiederhergestellten Dom zu St. Denis aufs neue zur Ruhestätte der alten Dynastie geweiht hat. (S. Beylage XIII.)

Die elysäischen Felder (O), wie man eine regelmäßige in eine Allee sich endigende Anpflanzung von Bäumen nennt, die bis an die äußerste Barriere führen, bieten dem Lustwandler Schatten, dem Schaulustigen alle Arten abwechselnde Unterhaltung, der Jugend den Tummelplatz ihrer Spiele dar, und an schönen Tagen bricht die Reihe unendlicher Wagen, Pferde,

Menschen aus allen Ständen nicht ab. Der Weg führt nach St. Cloud und andere Vergnügungsorte. Unzählige Fahrzeuge, oft mit den elendesten Pferden bespannt, bieten sich dem Ankommenden um die geringsten Preise an. Aber mancher fühlende Mensch geht lieber zu Fuß, um nicht Zeuge der Quaal dieser seufzenden Creatur zu seyn, jener unglücklichen Geschöpfe, die, so lange noch ein Athem in ihnen ist, die Peitsche der Führer zwingt der Lust und dem Gewinn dienstbar zu seyn.

Das
Museum der Künste im Louvre.

Daß es eine Zeit gab, wo ein großer Theil des Herrlichsten, was im Alterthum und in der neueren Zeit die Kunst in Werken der Sculptur und der Mahlerey hervorgebracht hat, hier auf einem Punct vereint zu seyn schien, war unstreitig für damals Reisende, denen es versagt gewesen wäre, diese Schätze in allen Ländern aufzusuchen, ein großer Gewinn. Von dieser Seite konnten auch wir Paris unter keinen günstigeren Umständen besuchen. Zwar waren die Meinungen der Kenner getheilt, ob es für die Kunst selbst vortheilhaft sey, das, was einst den verschiedensten Städten und Ländern angehört habe, ihnen entführt hier zusammengestellt zu finden. Besonders solche, die schon Vieles — und gerade das Kostbarste — in Rom, Florenz, Venedig, den Niederlanden und Deutschland gesehen hatten,

Menschen aus allen Ständen nicht ab. Der Weg führt nach St. Cloud und andere Vergnügungsorte. Unzählige Fahrzeuge, oft mit den elendesten Pferden bespannt, bieten sich dem Ankommenden um die geringsten Preise an. Aber mancher fühlende Mensch geht lieber zu Fuß, um nicht Zeuge der Quaal dieser seufzenden Creatur zu seyn, jener unglücklichen Geschöpfe, die, so lange noch ein Athem in ihnen ist, die Peitsche der Führer zwingt der Lust und dem Gewinn dienstbar zu seyn.

Das
Museum der Künste im Louvre.

Daß es eine Zeit gab, wo ein großer Theil des Herrlichsten, was im Alterthum und in der neueren Zeit die Kunst in Werken der Sculptur und der Mahlerey hervorgebracht hat, hier auf einem Punct vereint zu seyn schien, war unstreitig für damals Reisende, denen es versagt gewesen wäre, diese Schätze in allen Ländern aufzusuchen, ein großer Gewinn. Von dieser Seite konnten auch wir Paris unter keinen günstigeren Umständen besuchen. Zwar waren die Meinungen der Kenner getheilt, ob es für die Kunst selbst vortheilhaft sey, das, was einst den verschiedensten Städten und Ländern angehört habe, ihnen entführt hier zusammengestellt zu finden. Besonders solche, die schon Vieles — und gerade das Kostbarste — in Rom, Florenz, Venedig, den Niederlanden und Deutschland gesehen hatten,

meinten, es habe auf sie an den alten Stellen und Umgebungen, zumal da, wo die Meister selbst gelebt, einen größeren Eindruck gemacht als hier, wo man in einem großen Magazin von Kunstwerken zu seyn glaube, in welchem alles wie zum Verkauf neben einander geschichtet sey. So urtheilten selbst Franzosen, unbestochen von dem Nationalstolz, einen so reichen Besitz erkämpft zu haben. Andre widersprachen. Hier, meinten sie, sey doch alles selbst für Studium und Nachahmung zugänglicher geworden, manches vortreffliche Gemählde habe man sogar durch die sorgfältigste Behandlung vom Untergange gerettet, oder erst in Kirchen entdeckt und dem Staube und den Würmern entrissen.

Für die, welche in den Berichten der neueren Reisenden weniger belesen sind, zuerst eine kurze Beschreibung des Locals. Sowohl der untere als obere Theil der langen Gallerie, welche den Louvre mit den Tuillerien verbindet (P), ist dem Museum gewidmet. Im unteren Geschoß tritt man durch die Hauptthür (Q) in eine durch allegorische Plafonds und Basreliefs geschmückte Vorhalle, welche in die Gallerie der Antiken führt. Diese wird durch vorspringende offne Bogen oder Arkaden in einzelne Säle getheilt, welche gewöhnlich von den darin aufgestellten Hauptwerken den Namen führen, z. B. der Saal der Kaiser, des Pallas, der Diana, der Isis u. s. w. Die Kunstwerke stehen theils frey an beyden Seiten des Ganges, bald an die Wände gelehnt, welche zugleich eine große Menge alter Inschriften enthal-

ten, die fortdauernd den Fleiß der Antiquare beschäftigen.

Zu den Gemählden führt ebenfalls aus der unteren Vorhalle eine prächtige Treppe. Man kommt zuerst in den großen von oben erleuchteten, auch zur Ausstellung neuer Kunstwerke bestimmten Eintrittssaal, welcher von einer Seite in die reiche Sammlung der Handzeichnungen der größten Meister führt, von einer andern in die Gallerie, welche fast unabsehlich an siebenhundert Schritte lang in gerader Linie fortläuft. Wechselnd bekommt sie theils von gegenüber stehenden Fenstern, theils von oben das Licht. Die Wände bedeckt, zum Theil in die kostbarsten goldnen Rahmen gefaßt, Bild an Bild. Auch hier sondern offne Bogen die verschiedenen Zeitalter und Meisterschulen von einander ab. Barrieren schützen die Gemählde vor der Verletzung unbescheidner Besucher. Dieß ist um so nothwendiger, da diese doppelte Kunstsammlung an gewissen Tagen — itzt wie ich lese Sonnabend und Sonntag von 10 bis 4 Uhr — für Jedermann offen ist. Der Fremde hat an allen übrigen Tagen in eben diesen Stunden freyen Zutritt. Kein Führer drängt sich ihm auf und erwartet Bezahlung. Er hat volle Muße, jedes Einzelne zu betrachten. Findet er Kunstkenner, so schließt er sich wohl gern an sie an, oder hört ihren Gesprächen zu. Daraus lernt sich natürlich weit mehr, als aus der immer wiederkehrenden Beschreibung gelangweilter oder langweilender Ciceronen.

Genug

Genug von dem Local des Museums! Welche Schätze es umschloß, so lange noch keine fremde Macht ihr altes Eigenthum zurückgefordert hatte, dieß beurkundete schon jeder trockne Katalog, dergleichen man am Eingang erhalten konnte. Wenn, nach so großen seit dem Jahr 1815 erlittenen Verlusten, noch itzt die neuesten Handbücher die Zahl der vorzüglichsten Antiken über siebenhundert, die Zahl der Gemählde auf zwölfhundert angeben, so mag man daraus abnehmen, wie mit dieser Sammlung, als sie noch die ganze Beute aus den eroberten Ländern enthielt, sich wohl keine andre in irgend einem Lande messen konnte.

Wie könnte ich versuchen, auch nur das Merkwürdigste zu nennen oder gar zu beschreiben? Ueber Kunstwerke zu reden, kommt nur dem wirklichen Kunstkenner zu. Auch ohne dieß zu seyn, kann man sich wohl von ihnen bis zur Begeisterung hingerissen fühlen, wie ja oft auch von dem, der keine Note kennt, Musik und Gesang mit Entzückung vernommen wird. Aber gerade diese mehr empfundene als begriffene Wirkung spricht sich am wenigsten durch Worte aus. Selbst ein kunstverständiger Aufseher hat, wenn er eine Gallerie zeigt, viel mehr Freude an dem stillen Ausdruck der Bewunderung, an dem an den einzelnen Statuen und Bildern mit Liebe hangenden Blick, oder dem längeren Verweilen, Stillestehen, Zurücksehen auf das Vortreffliche, als an der ange-

nommenen Kennermiene, oder dem flachen Geschwätz an- und auswendig gelernter Kunstphrasen.

Möge es denn, da mir bey aller Freude an den Werken der Kunst, doch alles tiefere Studium derselben fremd blieb, meinen Lesern genügen, wenn ich mich bloß auf das beschränke, was mir von dem Eindruck des Ganzen sowohl als des Einzelnen im Gedächtniß geblieben ist.

Das Ganze des Museums in seiner doppelten Abtheilung, schien mir zuvörderst die beyden großen Hauptperioden der uns bekannten Welt- und Menschengeschichte, oder die alte und die neue Zeit, unter deren so höchst verschiedenartigem Einfluß sich, wie überhaupt der menschliche Geist, so auch die Kunst entwickelt und gestaltet hatte, in einem lebendigen Bilde darzustellen. Hier nun gehört das Vortrefflichste, was von den Werken der Bildhauerey übrig ist, der vorchristlichen Zeit an. Was auch die größten Bildhauer späterer Zeiten, selbst unsre bewunderten Zeitgenossen, die Canova, die Dannecker, die Thorwaldsen geleistet haben, immer glaubten sie ja selbst dem Ideal dann am nächsten zu kommen, wenn sie die unsterblichen Muster der griechischen Schule erreichen könnten. Dagegen stammt das Vollendetste, was wir von der Mahlerey besitzen, aus der Periode, mit welcher in unsrer Geschichte die christliche Aera beginnt. Sollten auch griechische und römische Mahler eben so herrliche Werke hervorgebracht haben,

uns ist wenigstens nicht mehr möglich ein sicheres Urtheil zu fällen, wie sich die Apelles, Zeuxis, Polignot, Parrhasius, zu den an zweytausend Jahr jüngeren Raphaels, Titians, Correggios verhalten haben mögen. Nach dem fast einzigen dürftig erhaltenen Stück, der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, und den verblichenen Wandgemählden im Herculan zu urtheilen, dürften diese wenigstens die Vergleichung nicht scheuen. Auch der berühmte Porticus Athens, von der Mannichfaltigkeit seiner Gemählde Poekile genannt, ist längst mit ihnen untergegangen, und wir müssen uns mit Pausanias dürftiger Beschreibung begnügen, indeß noch itzt der Kunstfreund sicher seyn kann, zum Theil wohlerhaltene Ueberreste aus der Werkstatt des Phidias, die einst den Fries des Parthenon zierten, mit eignen Augen zu betrachten *). Ganz natürlich hat Marmor und Erz anders als verbleichende Farben, und als ein so vergängliches Material wie Kalk, Holz und Leinwand, der Zeit trotzen können.

Vergleicht man den Totaleindruck, welchen beyde Abtheilungen des Museums zurücklassen, so ist der, welchen die Gemählde machen, unstreitig nicht nur weit allgemeiner, sondern auch tiefer und wohlthuender, als von den Antiken erwartet werden kann.

*) M. s. im 2ten Theil der Reise nach England, was hierüber S. 68. von dem brittischen Museum und über die Elginschen Marmorbilder gesagt ist.

Diese mögen für den Kenner das Höchste bleiben; er mag in einer verwitterten Ruine, einer verstümmelten Statue, eben so sehr die Kunst des Meißels als die Ideen, welche den Meister begeisterten, bewundern; die größere Mehrzahl der Besucher beschäftigt doch die Mahlerey ganz anders, schon durch den Reiz der Farben, vor allen aber durch die häufigere und lebendigere Darstellung eines uns näher liegenden Menschenlebens.

Im unteren Geschoß des Museums wandelt man, bald von hohen Gestalten, bald von Hermen und Büsten umgeben, unter lauter Göttern, Halbgöttern, Heroen, Herrschern und Weisen der Vorwelt; oder wird durch die erhabene Arbeit von Sarkophagen, Altären, Tripoden und Kandelabern, hier an die heitren Gebräuche religiöser Feste, dort an die Erzählungen der Dichter, und den ganzen reichen Mythenkreis des genialsten Volks des Alterthums erinnert. Aber diese untergegangene Welt liegt uns zu entfernt. Auch ist unser Auge für vieles was dargestellt wird, namentlich für die schönen Formen menschlicher Körper, weder in den Palästern Athens, und den olympischen und isthmischen Spielen geübt, noch an die feyerlichen Aufzüge der Panathenäen gewöhnt. Wer durch eine classische Bildung in dieser fremden Welt einigermaßen einheimisch geworden ist, findet sich allerdings wunderbar bewegt, wenn, was er in den Dichtern und Geschichtschreibern gelesen hat, ihm hier in körperlichen Formen und Gestalten lebendiger entgegentritt. Der Künstler aber steht erstaunt vor den Lei-

stungen einer Kunst, die er zu erreichen verzweifelt. Die meisten Besucher des Museums sind jedoch mit dem allen zu wenig vertraut, und gehen daher meist flüchtig vorüber, oder täuschen sich selbst, wenn sie sich den Schein des Bewunderns geben. Andre sind ehrlich genug zu gestehen, daß ihnen der Sinn dafür fehlt, daß das Herz kalt bleibt wie die Marmorbilder, und sich bald nach oben sehnt.

Hier oben nun thut sich denn auch eine ganz andre Welt auf. Der wunderbare Zauber der Farben, des Lichts und des Schattens, hat allem, was sich in dem unabsehlichen Porticus der Gemählde dem Auge darbietet, Geist und Leben eingehaucht. Auch ist ja in der ganzen Natur, in dem ganzen Menschenleben nichts, woran sich die Mahlerey nicht wagen könnte und nicht gewagt hätte. Darum findet sich auch in einer Gemählde gallerie der Liebhaber wie der Kenner, jedes Alter, jedes Geschlecht, ich möchte sagen der Mensch auf jeder Stufe der Cultur, unterhalten und angezogen. Selbst das Kind staunt die wundervolle Aehnlichkeit der Gegenstände an; sein Auge vergißt der Flächen, auf denen alles erscheint, und die Hand will in die Blumen und Früchte greifen; auch der Mann glaubt wohl sich den Kreisen bis zur höchsten Täuschung dargestellter Menschen zugesellen zu können. Wie hohe Wahrheit, wie scheinbares Leben auch der Bildhauer seinen Gestalten, und namentlich dem menschlichen Angesicht zu geben vermag — matt und todt bleibt doch

immer gerade der Theil desselben, aus dem am vernehmlichsten die Seele spricht, das Auge — dieß Bild auf zartem Grunde, wie unser Schiller sang, der Krystall, der das ganze Weltall einsaugt. Einen schönen Schnitt und einen gewissen Ausdruck kann ihm auch die Plastik geben. Aber nur dem Mahler kann es gelingen, auch die feinsten und zartesten Gefühle der Seele sich durch das Auge aussprechen zu lassen.

Durch die Anordnung der einzelnen Gemählde war zugleich für das Studium der Geschichte der Kunst gesorgt. Die Zeitalter und die Schulen sind gesondert. Der älteren und neueren französischen begegnete man schon bey dem Eintritt. Die schwächeren Anfänge der in Byzanz wieder auflebenden Mahlerey schlossen sich an die altdeutsche und niederländische Schule an. Mit den Werken der höchsten Vollendung aus der italiänischen endete das Ganze. Diese war, als ich sie sah, durch die ungeheure Ausbeute aus Italien die reichste. Eben daher hat sie auch bey den Reclamationen am meisten verloren. Nicht zu berechnende Schätze sind über die Alpen — und man muß, wenn man gerecht seyn will, gestehen, durch die höchst verständige und unermüdete Sorgfalt, so vieles was dem Untergang schon nahe war, zu erhalten — in einem besseren Zustande zurückgekehrt.

Was aber ganz vorzüglich den Besuch dieser und ähnlicher Bildergallerien den höchsten Reiz giebt, ist doch das historische Interesse, das sich, wohin

man blicken mag, mit dem Anschauen ihrer Schätze verbindet. Für mich wenigstens ist gerade daraus der reinste Genuß hervorgegangen — und hier mehr als in irgend einer, unter der oft beschwerlichen Leitung bezahlter Führer besuchten Kunstsammlung, indem man hier alles mit Muße so oft man wollte betrachten konnte. Und in welcher Fülle und Mannichfaltigkeit wird dieses Interesse geweckt! Allerdings hat es den Mahlern der vorchristlichen Zeit auch nicht an geschichtlichen Stoff gefehlt. Aber welchen ungeheuern Zuwachs hat er durch die Erweiterung des Schauplatzes der Weltbegebenheiten erhalten; schon allein durch die in ihrem Umfang unermeßliche Geschichte des Römervolks; dann vor allen durch die Erscheinung des auf dem Boden einer Geschichte ruhenden Christenthums, dessen heilige Schriften schon eine lange Reihenfolge von Begebenheiten aufstellen, an welche sich dann, je mehr diese reine Lehre wieder zum Sinnlichen herabgezogen ward, eine christliche Mythologie und ein ganzes Chor von Märtyrern und Heiligen in Sagen und Legenden angeschlossen hat.

Zu diesem Interesse, das von den dargestellten Gegenständen ausgeht, kommt für den, der mit den Schicksalen so mancher einzelnen Kunstwerke und ihrer Meister bekannt ist, noch ein besonderes — ihre eigene Geschichte. Er kann so manche derselben auf ihren Wanderungen aus Griechenland nach Italien, aus dem Occident in den Orient, aus dem Orient in

den Occident begleiten. Sie erinnern ihn zum Theil rührend an alle die im Lauf der Zeiten hingeschwundenen Geschlechter, die bewundernd oder trauernd vor ihnen gestanden haben, wenn vielleicht das einzige, was von theuern Personen übrig blieb, ein Bildniß war. Er gedenkt der Schaaren, die einst vor diesen den Altären entrissenen heiligen Geschichten in heißer Andacht knieten, oder in dem Anschaun des leidenden und verklärten Heilandes Trost und Hoffnung gefunden hatten. Auch rufen sie ihm wohl die Persönlichkeit der Künstler ins Andenken, deren Werke nicht bloß ihre Mitwelt, sondern schon Jahrhunderte lang eine oft dankbarere Nachwelt entzückt haben; Werke, die sie selbst vielleicht für dürftigen Lohn, unter Kummer und Sorgen vollendeten, ohne zu ahnden, daß dereinst selbst Fürsten nicht reich genug seyn würden, um sie mit Golde aufzuwiegen.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen, habe ich mich bey meinen Besuchen und Reisen dem Eindruck bald des Ganzen, bald des Einzelnen hingegeben. Häufig schloß ich mich an Kunstverständige an, und lernte von ihren Bemerkungen. Statt das Auge von einem Gegenstande zum andern umherschweifen zu lassen, beschränkte ich mich nur auf einige Hauptwerke, sie mochten nun als die eigentlichen Prachtstücke der Sammlungen die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, oder mein Gefühl vor andern ansprechen. Dadurch

habe ich am meisten gewonnen, irrige Vorstellungen berichtigt und was ich wohl gelegentlich in antiquarischen und artistischen Schriften gelesen hatte, erst recht verstehen gelernt. Aber sehr oft habe ich auch, besonders in dem Saal der Antiken, wahrgenommen, wie tief man in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht seyn müsse, ehe der Sinn für das aufgehn mag, was von dem Kenner am höchsten gestellt wird. So ging es mir unter andern mit dem verstümmelten Rumpf eines ruhenden Herkules, ohne Kopf, Arme und Beine, oder jenem weltberühmten Torso, an dem Michael Angelo sieben Jahre studirt haben soll, und über den sich Winkelmann in einer fast poetischen Begeisterung ausspricht.

Einer solchen tiefen Kennerschaft bedarf es indessen nicht, um von der hohen Vortrefflichkeit vieler andern Antiken ergriffen zu werden. Bloß vom Naturgefühl geleitet, hätte auch ich vor dem Apoll von Belvedere, dem Laokoon, dem Antinous, der Diana, einigen Minerven und Musen, und dem herrlichen Aeskulap stundenlang stehen, oder — was der ruhigen Betrachtung sehr zu statten kommt — sitzen können, wozu es hier an keiner Bequemlichkeit fehlt.

Der Apoll stand in einer mit den Granitsäulen, die einst Karls des Großen Grabmal in Aachen umgaben, gezierten Nische, auf einer Erhöhung von zwey Marmorstufen, welche die beyden ägyptischen Sphinxe aus dem Museum des Kapitols bewachten. Je länger man vor ihm verweilt, desto

weniger hält man es für möglich, dem höchsten Ideal einer Menschengestalt, die doch die einzige bleibt, unter welcher das Göttliche würdig gedacht werden kann, näher zu kommen. Im Anschaun des Originals, das der schönste Gypsabguß nicht ganz ersetzen kann, fühlt man erst die volle Wahrheit der Winkelmannschen Beschreibung — „jene über die menschliche erhabene Gestalt; jene reizende Männlichkeit mit gefälliger Jugend, von einem ewigen Frühling umweht.“ „Gehe — sagt der große Kunstkenner, der gewiß gerade vor dieser Statue die schönsten Stunden seines so unglücklich endenden Lebens genossen haben mag — gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten; versuche es, ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden — hier siehst du nichts Sterbliches, nichts was die menschliche Dürftigkeit fordert. Er hat den Python verfolgt und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabner Blick nur ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in seiner seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört. — Sein weiches Haar spielt wie die zarten Schlingen edler Weinreben um dieses göttliche Haupt. Ich vergesse alles andre über dem Anblick dieses Wunderwerks der Kunst. — Wie ist es möglich, es zu

mahlen oder zu beschreiben?“ — Wenn dieß ein Kunstkenner wie es Wenige giebt gestehen muß, wie könnte ich wagen, noch ein Wort darüber hinzuzusetzen, oder über den noch unentschiedenen Streit — wo der Künstler, und wenn er lebte, und welchen Moment er darstellen wollte — eine Stimme abzugeben *)?

Wenn man die Meisterhand, welche die Gruppe Laokoon gebildet hat, nicht minder bewundert, so ist doch der Eindruck, den ein langes Anschaun derselben zurückläßt, nach meinem und vieler andern Gefühl, zugleich eine immer steigende Beklommenheit. Aus Gypsabgüssen, besonders den herrlichen Mengsischen in Dresden, kennt man auch in Deutschland das Ganze der kolossalen Gruppe, oder wenigstens das schmerzenvolle

*) Für das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums gilt diese Statue allgemein. Historisch ist aber nur gewiß, daß sie am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in den Ruinen von Antium, wo die Kaiser Sommerpaläste hatten, und die Nero mit dem ungeheuren Raube vieler hundert Statuen aus dem Tempel des Apollo zu Delphi schmückte, gefunden ist. Winkelmann hält Agasias für den Künstler. Andre, von Visconti widerlegt, meinten, sie sey weit später in Rom verfertigt. Papst Julius II. kaufte dieß Kunstwerk und ließ es in dem Belvedere, einem offnen Porticus des Vaticans, aufstellen, wohin es auch nun wieder zurückgebracht ist. Ob der Künstler an den Sieg über den Python oder jenen Apollo alexicacos, der eben die Pest gebannt hat, gedacht habe, wird gestritten. M. s. über Apollo unter andern den lehrreichen Artikel vom Hn. Prof. Gruber in der Allgemeinen Encyclopädie.

Haupt des Laokoon. Gleichwohl habe ich oft, auch bey gebildeten und anderweit kenntnißreichen Männern und Frauen, im Gespräch wahrgenommen, daß ihnen die Geschichte selbst, welche dem Werk zum Grunde liegt, unbekannt war. Ueberdieß ist der Streit noch nicht geendigt, ob dem Künstler die Beschreibung Virgils, oder ob Virgil im zweyten Buch seiner Aeneide das Kunstwerk im Auge hatte *). Hier denn ein Wort über die Geschichte und den Dichter!

Bekanntlich hatte die List der Griechen die Trojaner nach einer zehnjährigen Belagerung endlich berückt. Sie hatten, trotz der Warnung des Priesters Laokoon, das große mit Kriegern und Waffen gefüllte hölzerne Pferd als ein Weihgeschenk bey dem vermeinten Abzuge der Belagerer aufgenommen, und Laokoon der Priester hatte vergebens geredet, vergebens mit seiner Lanze das verhängnißvolle Pferd verletzt. Dafür trifft ihn nun die Rache der Pallas, Schutzgöttin der Griechen, und macht seinem und seiner beyden Kinder Leben ein trauriges Ende.

---

*) Man streitet auch hier über das Zeitalter der Meister dieses Kunstwerks, Agesander, Polydor und Athenodorus von Rhodus. Winkelmann ist überzeugt, daß es aus Griechenland nach Rom gebracht sey. Gefunden ward es 1506 in den Ueberbleibseln der Bäder des Titus und von Pius II. gekauft. Nur der rechte Arm des Vaters und zwey Aerme der Söhne fehlten, die man zu ergänzen versucht hat. Auch der Laokoon hat seine alte Stelle im Belvedere des Vatican itzt wieder eingenommen.

Hier nun wissen es mir vielleicht manche meiner Leser Dank, wenn ich die folgende Schreckensscene mit den Worten des Dichters erzähle; und da es hierbey nicht auf die ängstliche Genauigkeit der Uebersetzung ankommt, so wird Schillers in der Hauptsache treue Uebertragung willkommner, als eine schwerfällig wörtliche seyn.

Es stellt sich den entsetzten Blicken
Ein unerwartet schrecklich Schauspiel dar.
Es stand, den Opferfarren zu zerstücken,
Laokoon am festlichen Altar.
Da kam — mir bebt die Zung', es auszudrücken —
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.

Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Wassern steigt der Kämme Gluth,
Und nachgeschleift in ungeheurem Rade
Netzt sich der lange Rücken in der Fluth,
Lautrauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
Gewetzt am Rachen zischen ihre Zungen;
So kommen wüthend sie ans Land gesprungen.

Der bloße Anblick bleichet alle Wangen,
Und auseinander flieht entseelt die Schaar;
Doch wählt der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell umwinden,
Den ersten Hunger stillt der Söhne Blut;
Der Unglückseligen Gebeine schwinden
Dahin von ihres Bisses Wuth.

Zum Beystand schwingt der Vater sein Geschoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen,
Die Ungeheu'r ihn selbst, er steht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;
Zwey Ringe sieht man sie um seinen Hals, und noch
Zwey andre schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Hälsen und Genicken.

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, strengt
Der Hände Kraft sich an; des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenquaal durchdringt
Der Wolken Schooß mit berstendem Geheule;
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entspringt.

Wie man nun auch über Original und Nachahmung entscheiden mag — sehr vieles was man so eben gelesen hat, erscheint, so weit es dem künstlerischen Interesse angemessen war, in der Gruppe mit der besonnensten Kunst, in furchtbarer Wahrheit. Jeder aufmerksame Beobachter muß fühlen, daß, wenn sich der höchste Schmerz in dem Gesicht des Vaters ausdrückt, doch zugleich die Stärke des Geistes in der aufgetriebenen Stirn hervortritt, und die Brust sich durch den beklemmenden Athem hebt; fühlen, wie den Seufzer, den er in sich zieht, den Unterleib erschöpft. Das Gesicht ist klagend, nicht schreyend; das Auge ist nach der höheren Hülfe gewendet. In der linken Seite, in welche

die Schlange mit dem marternden Biß ihr Gift ausgießt, sieht Winkelmann eben die, welche durch die Verbindung mit dem Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und findet gerade in diesem Theil ein Wunder der Kunst. So sehr man den feinen Beobachter in allem hört, was er in mehreren Stellen seiner Werke über diese so einzige Gruppe, der schon Plinius nichts an die Seite zu stellen wußte *), sagt, und in so hoher Begeisterung es geschrieben ist, so sollte doch keiner, der Geschmack an der Zergliederung des Schönen in den Antiken hat, Lessings ruhige Belehrungen und wichtige Ergänzungen in seinem berühmten Werk darüber vergessen **). Mit großem Scharfsinn hat er auf die Verschiedenheit der Wirkungen in den Werken der Poesie und der bildenden Künste aufmerksam gemacht. So findet er auch hier einen von wenigen Kunstrichtern bemerkten Unterschied zwischen den Windungen der Schlangen in dem Kunstwerk, und in dem dichterischen Gemählde Virgils. „Dieser — sagt Lessing — vermeidet in den Windungen, mit welchen er die Schlangen um den Laokoon führet, sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

---

*) Hist. nat. L. 36. c. 5.

**) Laokoon oder über die Gränzen der Mahlerey und Poesie. Zuerst 1766. Der sämmtlichen Werke 9ter Theil. Vergl. Winkelmanns Gesch. d. Kunst nach Fernows Ausgabe 1. Bd. S. 30 f. 4. Bd. S. 61. 106. 148. 267. 372. 6. Bd. S. 104. und Heyne antiquarische Aufsätze 2. St.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierin mußte ihm der Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl als an den Nebenfiguren, in voller Thätigkeit, und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist. Weiter aber auch nichts, als diese Freyheit der Arme, fand der Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieses Bild füllt unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Gesicht. Demohngeachtet war es kein Bild für die Kunst, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollte. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frey seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und

arbei-

arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußeren Last gewirkt wären. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Form der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben, und die aus dieser Wulst ins Freye hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre." So weit Lessing!

Wenn gestritten wird, ob der Künstler den Laokoon im ersten Anfall eines unendlichen Schmerzes, oder in einem Moment habe darstellen wollen, wo die Natur zu ermatten angefangen, und der Vater mit den Söhnen dem Ende der Quaal schon nahe gekommen sey, so würde ich nach meinem Gefühl nur der letzteren Meinung beystimmen können. Alle Anstrengung ist vergebens gewesen; alle Hülfe ist verschwunden. Der Vater scheint selbst den Tod herbeyzuwünschen, da er nun einmal die Kinder, über deren Schicksal die tiefe Wehmuth aus allen Zügen spricht, nicht mehr retten kann.

Auf kein Kunstwerk wird man, neben jenen beyden Prachtstücken des Antikensaals, so aufmerksam gemacht, als auf die aus dem florentinischen Museum entführte, itzt auch wieder ihrer alten Stelle wiedergegebene Venus Medicea. Den Namen des griechischen Meisters Cleomenes liest man am Fußgestell. Ueber die Idee wird gestritten. Nach Heynens und Böttigers Meinung hat er den Moment gewählt, wo sie vor dem Paris steht, als er den Streit der Göttinnen um den Preis der Schönheit entscheiden soll. Die Kenner können sich in ihrem Ruhm nicht erschöpfen. Mir Laien wollte es scheinen, als ob auch andre umherstehende Bildnisse der Göttin, z. B. die sogenannte Venus genitrix, sich unbedenklich, ohne zu viel zu verlieren, neben sie stellen könnten.

Die Erinnerung an diese Statue, ist mir durch ein unerwartetes Zusammentreffen mit dem — auch als Kenner und Förderer der Kunst so achtungswerthen — Fürsten Leopold von Dessau, doppelt lebhaft im Gedächtniß geblieben. Ich war eben im Gespräch mit einem meiner Reisegefährten, der zwar oft und gern diese Kunstschätze betrachtete, jedoch, empört über ihren Raub, nie ohne einen gewissen patriotischen Ingrimm, immer voll Zorn gegen den Eroberer, und voll Neid über den reichen Besitz der ihm verhaßten Nation. Gern hätte er sich und andre beredet, daß doch wohl manches unechte Stück statt der Originale aus Italien gekommen sey. Namentlich, glaubte er, sey die Statue

der Mediceerin vertauscht. Während wir darüber stritten, wurden wir den Fürsten vor derselben stehend gewahr. Das war eine willkommne Erscheinung. Sogleich ward ihm der Zweifel vorgetragen. Dieser aber lächelnd erwiederte mit seiner redlichen hohlen Stimme: „Zweifeln Sie nicht, lieber Freund! Es ist gewiß die rechte, ganz dieselbe, die ich so oft in Florenz gesehen habe.“ — Oft haben wir auf der Rückreise über diese Enttäuschung gescherzt, die der allzugläubige Patriot gern entbehrt hätte.

Für mich waren so manche Bemerkungen des vielerfahrnen Fürsten, besonders über die Art der Restaurationen und Ergänzungen, eben so lehrreich als neu. Er selbst war eben von Napoleon nach Paris beschieden, um, als Großmeister der Jägerey unter den deutschen Fürsten, eine anzustellende Jagd zu leiten, oder wie er sich darüber ausdrückte, „den Piqueur zu machen.“ Schwer gedrückt von Kummer über Deutschlands und besonders Preußens Schicksal, erholte er sich zuweilen in dem Museum bey den wohlbekannten Kunstwerken. Aber dieß waren nur kurze Sonnenblicke in der trüben Zeit. In den tiefsten Gram über die Zukunft versenkt, sah ich ihn noch einmal kurz vor unsrer Abreise. — Welch ein ganz andrer Mann, als den ich in seinen und meinen früheren Jahren in ihm kannte, — als er noch an Louisens Seite der glücklichste Gatte war; als er aus den Wäldern und Seen bey Wörlitz ein Paradies erschuf; als man zu seinen

fröhlichen Volksfesten aus der Nähe und Ferne herbeyeilte; als er an Basedows große Worte glaubend, hoffte, daß von Dessau aus durch ein Philanthropin die deutsche Jugend neu gebohren, besser und glücklicher werden würde. Wenige auf ein kleines Land beschränkte Fürsten unter unsern Zeitgenossen, haben so viel Schönes und Nützliches zu fördern gestrebt, so ernstlich für die Nachkommen zu säen und zu pflanzen sich abgemüht wie Er. Wenige wären, bey allen Mißgriffen und Verirrungen, eines heiterern Lebensabends so werth gewesen. Bey der innigen Theilnahme, die er an unserm Schicksal nahm, erwachten in mir alle Gefühle der Dankbarkeit, für schöne in jener idyllischen Zeit in Wörlitz und Dessau verlebte Stunden.

In der Gallerie der Gemählde verweilte ich, nach der ersten allgemeinen Uebersicht — bey welcher durch die unübersehbare Menge die Aufmerksamkeit mehr zerstreut und überwältigt als angezogen wird — am häufigsten vor denen, die religiöse oder biblische Geschichten und Ideen darstellten.

Eine Religion, in welcher die Vielgötterey dem Glauben an ein höchstes Wesen hatte weichen müssen, schien zwar den bildenden Künsten nicht so viel Stoff zu geben, als jene ältere, in welcher alles symbolisirt und versinnlicht, jede religiöse Vorstellung zu einem Bilde oder einer Person ward. Um so merkwürdiger ist es,

daß wir doch gerade der christlichen Kirche die Erhaltung der Kunst in jener Zeit schuldig sind, wo sie in Gefahr gekommen war, sich in den wilden Kriegen und der Verwirrung des allmählig sinkenden römischen Reichs gänzlich zu verlieren. In dem geschichtlichen Theil einer Lehre, in deren älteren Urkunden schon jeder Versuch, die Gottheit durch Bilder und Gleichnisse darzustellen, untersagt war, fand sich gleichwohl, wie sich Göthe darüber ausdrückt, „ein so vielfacher, ja unendlicher Saame, und daß dieser selbst ohne Zuthun und Wollen der Bekenner aufgehn würde, lag in ihrer Natur. Die neue Religion bekannte zwar nur einen Gott; aber diesen als Vater eines geheimnißvollen Sohns, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Die Mutter dieses Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden. Um den göttlichen Sohn versammelte sich eine Menge von Anhängern und Schülern, Männer und Frauen. Auch gründete sich der neue, durch das Blut so vieler Märtyrer besiegelte Bund auf einen älteren, dessen schriftliche Ueberlieferungen mehr historisch als dogmatisch sind, und die bis zu den Stammeltern des Menschengeschlechts hinaufreichen *)."

In der Behandlung christlich-religiöser Gegenstände wird man allerdings auch in dieser reichen

*) M. s. die ganze schöne Stelle in Göthe Kunst und Alterthum, 1stes Heft S. 138.

Sammlung überall an den nicht immer glücklichen Einfluß der jedem Zeitalter eignen Ideen erinnert. So hat die blinde Verehrung der Märtyrer eine große Menge von Darstellungen veranlaßt, die zum Theil mehr Schauder und Unlust als Wohlgefallen erwecken, so sehr man auch die Kunst der Ausführung bewundern muß. Nicht alle verstanden es, selbst eine Scene wie die Kreuzigung des Apostel Petrus, so würdig zu behandeln wie Guido Reni. Weit abschreckender erscheint sie in Rubens berühmten, itzt im Dom zu Cölln wiederaufgestellten Gemählde, so wie in dem Märtyrertode des Petrus Eremita von Titian. Wie hat daneben roher oder kindischer Aberglaube so manchen edlen Stoff entstellt! Wie hat insonderheit Priestergeist und Priesterherrschaft dafür gesorgt, auch durch Gemählde in Kirchen und Altären den Glauben an die Schutzheiligen und ihre Fürbitten, an die Kraft des Rosenkranzes (wie in Dominichino's Madonna del Rosario *), an den

*) Dieß berühmte Bild eines der größten Meister der italiänischen Schule Dominichino, in der Dominikanerkirche in Rom, ist von oben bis unten mit Rosenkränzen angefüllt. Die funfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes sind durch eben so viel Engel oder himmlische Genien vorgestellt — wahre Ideale himmlisch schöner Kinder. Oben nimmt die Jungfrau mit dem Rosen austheilenden Christkinde und dem h. Dominicus den ersten Platz ein. Unten erscheinen alle Stände im dichten Menschengedränge. Alle beten andächtig zum Rosenkranz; Kinder spielen damit; ein Paar Mädchen, die ihre Unschuld dadurch geschützt haben, werden dafür

Werth frommer Gelübde und Schenkungen, oder harter Büßungen dem Volke recht tief einzuprägen, und sich ihm selbst als Inhaber des Kirchenschatzes dadurch unentbehrlich zu machen. Vor allem aber ist in der — seit dem vierten Jahrhundert bis zur Abgötterey gesteigerten — Verehrung der Mutter des Erlösers, der Grund zu suchen, daß die Künstler aller Schulen und Zeiten in ihrer Darstellung gewetteifert haben, woraus die Unzahl guter und schlechter Madonnenbilder entstanden ist. Die evangelische Geschichte gab dazu ungleich weniger Anlaß. Selbst Johannes, in dessen Hause Maria ihre letzten Tage verlebte, wie selten gedenkt er ihrer, wie schweigt er über ihr Leben und Ende. Daher hat die Phantasie sich durch Legenden und Dichtungen zu ergänzen bemüht, was die Geschichte vermissen ließ. Doch beschränkten sich die meisten darauf, ein hohes Ideal der reinsten Jungfräulichkeit und der zartesten und innigsten Mutterliebe darzustellen, wie man es besonders in den unsterblichen Werken der Correggio, Carl Maratta, Guido Reni und vor allen des hohen Raphael Sanzio erblickt.

Eine größere Anzahl von Gemählden dieses Meisters der Meister, als man einst in diesem Museum fand, mag wohl nie in irgend einer Sammlung so vereint gewesen seyn, oder wieder vereint werden. Als

gemartert. — So vortrefflich die Arbeit ist, so muß man doch hier und bey so vielen andern Gemählden bedauern, daß sie keinem würdigeren Stoff gewidmet waren.

ich hier vor den Originalen so mancher seiner Werke stand, wovon die Kupfer mich schon längst in meiner kleinen häuslichen Sammlung umgeben hatten, da ging es mir, wie es dem Leser des Homer, Tasso oder Petrarca gehen würde, wenn er anfangs nur aus dürftigen Uebersetzungen mit jenen großen Dichtern bekannt, sie nun in der Ursprache verstehen gelernt hätte und der unübersetzbare Wohlklang des Rhythmus sein Ohr berührte. Mit den Ideen der Meister, mit der Art der Composition war auch ich schon durch die Abbildungen ins Klare gekommen; aber nun stand nicht nur alles, was der Kupferstich auf engen Raum zusammendrängen muß, in voller Größe, sondern auch in der ganzen Herrlichkeit des Colorits vor mir. — So sah ich die heilige Cäcilia, so die Madonna di Fuligno; so das — nach meinem Gefühl unter allen Bildern der Jungfrau schönste und lieblichste — die Madonna della Sedia; so endlich die Transfiguration oder Verklärung, nicht — wie zuweilen aus Unkunde gesagt wird — die Himmelfahrt des Heilandes. Einen Genuß wie dieses Anschauen der Gemählde selbst gewährt, kann doch alle Kunst des Grabstichels der Strange, Desnoyer, Raphael Morguen, der Bottelini, Wille, Müller und ähnlicher Meister niemals verschaffen.

Da das Abbild der Transfiguration in Morguens berühmtem Kupfer auch in Deutschland so viele Zimmer schmückt, gleichwohl, wie ich oft bemerkt, Viele es mehr

bewundern, als die Idee des Ganzen und den Zusammenhang der einzelnen Figuren zu deuten verstehen, so wird von einem Werk, welches die Kenner als das vollendetste Meisterstück betrachten, das die ganze neuere religiöse Kunst in dem Gebiete der Oelmahlerey hervorgebracht hat, eine kurze Beschreibung auch hier nicht unwillkommen seyn.

Zum Grunde liegt ihm die Erzählung des Lucas. (Cap. 9, 28—40.)

Christus erscheint verklärt in einer emporschwebenden Stellung. Die Stimme vom Himmel: „dieß ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören!“ ist erschollen. Aber seine Hände sind mit dem Ausdruck der dankbarsten Verehrung für dieß bestätigende Zeugniß seiner göttlichen Sendung in die Höhe gerichtet. Eine Glorie umgiebt ihn. Zu beyden Seiten, aber etwas niedriger und kleiner an Statur, schweben Moses und Elias.

Unter diesen Figuren auf der oberen Platte des Berges ruhen die Jünger, die in seiner Begleitung waren. Jacobus scheint zuerst erwacht zu seyn: durchdrungen von der übernatürlichen Erscheinung, hat er sich mit dem Antlitz zur Erde geworfen und betet an. Johannes ist eben erwacht, er erschrickt vor der unerwarteten Klarheit, stürzt mit dem Obertheile des Körpers zurück und hält die Hand vor die geblendeten Augen. Petrus hingegen hat die seinigen noch nicht geöffnet, er ist im Uebergange vom Schlaf zum Wachen gebildet. Zur Seite des Berges stehen zwey junge Mönche, die ihr frommes Erstaunen zu erkennen geben. Sie sind bloße Zuschauer, der Handlung fremd, und haben vielleicht als Bildnisse von Freunden Raphaels hier ihren Platz gefunden.

Unten geht nun die Begebenheit mit dem Besessenen vor. Der Kranke, ein junger Mensch, bekommt eben einen Anfall von Convulsionen. Seine Augen verdrehen sich, er reißt den Mund auf, er spreitet die Arme mit den gezuckten Fingern aus, sein Körper erhält eine gezerrte Stellung. So schrecklich wahr dieser Ausdruck ist, er hat dennoch nichts Widriges. Der Vater faßt ihn von hinten mit beyden Händen um die Brust, sein ängstlich rollendes Auge, seine bebenden Lippen, das vorgestreckte Kinn, sprechen die rührenden Worte der Schrift: „Sehet meinen Sohn, er ist mein einziger Sohn!“ Mutter, Schwestern, Anverwandten, alles um ihn herum unterstützen durch Mienen und Stellung dieß ängstliche Flehen nach Besserung für den Geliebten ihres Herzens. Einige scheinen die Jünger auf die schrecklichen Symptome dieser Krankheit aufmerksam zu machen, andere von der Ursache derselben zu verständigen, andere begnügen sich zu bitten. Dieser Anblick bringt bey den Aposteln die natürlichsten und abwechselndsten Bewegungen des Herzens hervor, die sich auf das bestimmteste durch die Gebehrden ihres Körpers äußern.

Einer von ihnen, auf dem Vorgrunde sitzend, hat bis jetzt in einem Buche gelesen: durch das Geschrey in seiner Meditation gestört, schlägt er seine Augen auf, und erschrickt vor dem Anblick des Leidens. Ein kälterer Alter, ihm zur Seite, zeigt auf den Berg, und bedeutet die Hülfe suchenden Personen, daß sie dort allein zu finden sey. Ein anderer Jünger neben ihm im Jünglingsalter, dessen großes offnes Auge, glattes Antlitz und schöngelocktes Haupthaar ein weiches theilnehmendes, aber mit eigenem Leiden noch unbekanntes Herz verrathen, beugt sich ängstlich vorwärts, geht gleichsam aus sich selbst heraus, und möchte mit zur Brust gekehrten Händen sein Inneres öffnen, und, damit der Kranke weniger litte, einen Theil seiner Marter in sich

selbst aufnehmen. Nicht von weicherem Herzen, aber von reizbarerm Nervenbau scheint der ältere Jünger zu seyn, der ihm zunächst kniet: man sieht an seiner zurückzuschaudernden Miene, an seinen weggekehrten Händen, daß nicht bloß seine Seele, daß auch sein Körper den Schmerz des vor ihm Leidenden mitempfindet. Hinter diesen Personen erblickt man noch einige andere, die im Gespräch begriffen sind *).

Raphael ward durch den Evangelisten veranlaßt, die Verklärung mit jenem Auftritt zu verbinden. Denn auf die Erzählung von der Verklärung auf dem Berge Tabor läßt Lucas unmittelbar die Begebenheit mit einem besessenen Knaben folgen. Während der Heiland abwesend ist, wird der Kranke zu den zurückgebliebenen Jüngern gebracht. Doch diese können ihm nicht helfen. Erst als der Meister wieder vom Berge zurückgekommen ist, wird er diesem vorgestellt und geheilt. Aber nur das erste Zusammentreffen mit den Jüngern, nicht die spätere Heilung wollte Raphael für seine Idee benutzen, daher die Kritik, wie Herr v. Ramdohr schon richtig bemerkt hat, er habe die Zeiten verwechselt, ganz ungegründet ist.

Je länger man übrigens vor diesem in Paris so glücklich restaurirten Gemählde, oder vor den übrigen zahlreichen Schöpfungen derselben Hand steht, desto mehr bemächtigt sich der Seele eine stille Wehmuth, daß Raphael in der vollen Blüthe seines Lebens,

*) Man vergleiche über dieß und viele andre Gemählde Raphaels das Werk des Hrn. v. Ramdohr über Mahlerey und Bildhauerarbeit in Rom, 3ter Th. S. 325

der Kunst entrissen ward. Er starb, erst sieben und dreyßig Jahre alt, am Charfreytage der heiligen Woche im Jahr 1520. Zwar hatte er mehr Vortreffliches gearbeitet, als irgend einer seiner Zeitgenossen, und eine Schule begründet, aus welcher eine ganze Reihe großer Mahler hervorgegangen ist. Aber was hätte er, Meister in allen Arten der Mahlerey, noch leisten können! Als Knabe hatte er mit einem Gemählde des Christuskindes seine Laufbahn begonnen; er endete sie mit dem Erlöser in seiner himmlischen Glorie. Denn die Verklärung war seine letzte Arbeit; und wie in dem Requiem noch einmal die vollste Harmonie der Töne aus Mozarts Seele quoll, so hatte sich auch hier noch einmal Raphaels ganze Kunst, das Göttliche wie das Menschliche darzustellen, aufs herrlichste kund gethan. Darum stellte man auch gerade dieß Bild über das Trauergerüst in seinem Studiensaal. In unnennbarem Schmerz war ganz Rom bey der Nachricht von dem Tode des eben so hoch geliebten als geehrten Künstlerfürsten versunken, und alle seine Schüler in Trauer um den Freund, Rathgeber und Meister, blickten bald auf den theuern Todten, bald nach jener letzten Arbeit seiner Hand, vor der die Generationen dreyer Jahrhunderte gestanden haben, indeß sein eignes holdes Gesicht und seine schöne Gestalt längst in Staub zerfallen ist *).

*) Ich empfehle die Nachricht von der herrlichen Gedächtnißfeyer seines Todestags in Berlin und Hrn. Prof. Tölkens Rede dabey zu vergleichen. Berlin 1820.

Uebrigens hatte ich doch gehofft, unter der ausnehmenden Menge christlicher Gemählde weit mehr Darstellungen des Erlösers zu finden, die vielseitiger der hohen Idee entsprächen, die jeder, der ihn aus seiner Geschichte lehrend und handelnd kennt, in sich trägt. Aber die meisten Mahler kommen am allerhäufigsten — entweder auf das Christkind auf dem Schooße der Mutter, oder auf den leidenden, gemarterten und gekreuzigten Heiland zurück. Gerade diese letzten Auftritte seines Lebens, sind keine günstigen Momente für die Kunst, und der unangenehme Eindruck einer Kreuzigung wird nur durch frühe fromme Gewöhnung daran gemildert. Nicht weniger muß man sich wundern, daß so viele Künstler, statt durch die Darstellung eines in der vollen Kraft der Jahre sich aufopfernden Mannes das Interesse zu erhöhen, so oft die Züge eines höheren Alters wählten, oder viel mehr den zerreißenden Schmerz in einem bluttriefenden Haupt und Angesicht, als die hohe Selbstbeherrschung und ruhige Ergebung darstellten *). Allerdings giebt es auch Gemählde des Gekreuzigten, welche davon eine Ausnahme machen. Wie erhoben fühlt man sich vor dem großen Bilde Le Bruns, in welchem die Gestalt und das Gesicht des hohen Dulders am Kreuz

*) Lavater hat im 4ten Band der Physiognomik den Christusköpfen einen eignen Abschnitt gewidmet. Unter den Abbildungen, zum Theil nach den Gemählden großer Meister, kann man schwerlich von einer unbedingt sagen: Diese ist des hohen Gegenstandes ganz würdig.

doch so würdig und edel gehalten ist, selbst in dem trefflichen Kupferstich von Edelink, so weit er auch hinter dem Original zurückbleibt! Doch wird auch hier die Aufmerksamkeit am längsten durch die unbeschreiblich schönen Engelgestalten neben und unter dem Kreuz beschäftigt. Alle begegnen sich in einem Gefühl — der Anbetung und Bewunderung; in jedem aber spricht sie sich anders aus. Daher sind mir beyde Gruppen dieser himmlischen Geister immer als eine recht vollendete Personification der Andacht erschienen, wie sie sich nach der Mannichfaltigkeit menschlicher Gemüther in allen Nüancen, und in jeder auf eine eigenthümliche Weise gestaltet.

Dennoch muß ich der Meinung bleiben, daß die Künstler verhältnißmäßig zu wenig solche Auftritte aus der evangelischen Geschichte, in denen er lehrend und handelnd erscheint, gewählt haben, die ihnen doch so viel Anlaß hätte geben können, das Reinmenschliche und eben daher, so weit es möglich ist, das höchste Ideal sittlicher Vollkommenheit anschaulich zu machen, wozu sie freylich in den alten Kunstwerken kein Vorbild fanden *). So manche wenig oder gar nicht beachtete Züge aus dem Leben des Erlösers würden sich dazu haben benutzen lassen **), und es dürfte, wenn hier der

*) Man vergleiche hierüber in Sicklers u. Reinhardts Almanach a. Rom v. J. 1820 die feinen Bemerkungen „Ueber die Entstehung der christl. Kunst und ihrer Religionsideale."

**) Einige Andeutungen der Art giebt Hr. Ob. H. Pr. Ammon im Magazin f. Pred. 1. B. 2. Th. „Ueber Christusköpfe."

Ort dazu wäre, nicht schwer seyn, an eine Reihe von Situationen, als zu selten gelößte Aufgaben für die Kunst, zu erinnern.

Ich kann das Museum nicht verlassen, ohne noch einmal der Verluste zu gedenken, welche es, seit ich es besuchte, durch die Rückkehr so vieler seiner seltnen Schätze an ihre alten Stellen erlitten hat. Wenn es noch immer viele giebt, die auch ohne alles Nationalinteresse ihre Zerstreuung bedauern, und dabey, nachdem einmal der Sieg seine Gewalt gemißbraucht hatte, mehr den Gewinn für die Nachwelt und die Kunst berechnen, so kann man ohne unbillig zu seyn, noch weniger den Schmerz der französischen Bürger und Künstler tadeln, mit dem sie nach dem Jahre 1815 auf die leeren Stellen hinblickten, wo sie sonst die kostbarsten Spolien zu sehen gewohnt waren *). Wurden doch selbst die siegreichen Monarchen, als sie zum ersten Mal Paris erobert hatten, durch diese Rücksicht bewogen, auf das Eigenthum ihrer Länder Verzicht zu lei-

---

*) Um sich einen Begriff von den Schätzen zu machen, welche das Museum bis im Jahr 1815 in sich vereinigte, muß man das große Prachtwerk unter dem Titel Musée Francais vergleichen. M. s. Beylage Nr. XIV. Auch in den Bemerkungen (des Hrn. v. Siersdorf) auf einer Reise nach Paris 1804 wird man bey der Beschreibung des Museums (1. Th. S. 57 f.) überall nicht ohne Belehrung den Kenner sprechen hören. Er würde nicht für die Zurückgabe gestimmt haben.

sten und sich dem Tadel allzugroßer Schonung auszusetzen. Wenn sie, nachdem ein Jahr später Napoleons Rückkehr auf einmal wieder die Fackel des Krieges entzündet hatte, und von den Parisern alle Verträge gebrochen waren, dieser Mäßigung Schranken setzten, und für die ungeheuern Opfer, welche ihre Völker aufs neue bringen mußten, diese auch durch so gerechte Reclamationen ihres Eigenthums beruhigten — wer möchte dieß tadeln? Wer nicht vielmehr durchaus den Ansichten beystimmen, welche der Lord Castlereagh bey dieser Gelegenheit den Verbündeten in einer eben so ruhig als energisch abgefaßten, viel zu wenig bekannt gewordenen Note übergab *), deren siegende Wahrheit gewiß jeder rechtliche Franzose anerkannt hat? Desto ungerechter ist der itzt so gefeyerte französische Dichter Delavigne in der zweyten seiner Messeniennes, unter der Aufschrift: Devastation du Musée et des Monumens. Wer die Zurücknahme und Verpackung der geraubten Schätze, welche mit der strengsten Redlichkeit und sorgsamsten Schonung alles unverletzt zu erhalten, die schon das eigne Interesse forderte, vollzogen ward, nach jener in lyrischer Wuth geschriebenen Ode beurtheilen wollte, müßte nothwendig glauben, daß alles der Willkühr Preis gegeben und recht muthwillig zertrümmert sey. Denn da ließt man:

„daß

*) Niemand wird sie ohne Interesse nachlesen. Man findet sie in der Beylage Nr. XV.

„daß feindliche Schwerdter Raphaels Gemählde vernichten und den Apoll zertrümmern werden, daß die Mediceerin verstümmelt schon fortgeschleppt sey von rohen Kriegern *).“ Wirklich wird sie auf einer der Vignetten von preußischen oder russischen Grenadieren mit Stricken von dem Fußgestell herabgezogen, und in dem Gedicht klagt eine der Grazien:

Jai vu Mars outrager ma mère.

Am meisten thut es dem Dichter weh, daß die Meisterwerke aus Papst Leo's Jahrhundert künftig unter einem Himmel ohne Klarheit wohnen, und sogar den kalten Deutschen angehören sollen.

Du siècle de Léon les chefs d'oeuvres divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains.

*) So heißt es in jenen Poesies et Messéniennes par M. Casimir Delavigne, von denen zu Paris schon die neunte Ausgabe erschienen ist, unter andern:

Des profanateurs inhumains
Porterront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphael anima de ses mains? — —
Dieu du jour; Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité. — —
Je crois entendre encor les clameurs des Soldats
Entrainant la jeune immortelle:
Le fer a mutilé ses membres delicats:
Helas! elle semblait et plus chaste et plus belle
Cacher sa honte entre leurs bras.

Nun — so hätte sie ja sogar an Tugend und Schönheit in den Armen dieser Krieger gewonnen.

In der That, gerade die Muse, von der Delavigne rühmt, daß sie ihn befeure und begeistre, die sainte verité, sie hätte ihn doch lehren sollen, daß nicht Deutschland, sondern Italien jene Kunstwerke aus Leo's Zeiten zurück erhielt. Aber er scheint überhaupt vieles vergessen zu haben — vergessen, daß es ein Paar Decennien früher seine große Nation war, die ihre eignen trefflichsten Monumente zertrümmerte; vergessen, daß auch unter dem deutschen Nebelhimmel wohl eben so große Meister gebohren wurden, als die Cous-tons, Poussin und David; vergessen, daß die Männer, welche Italien und Frankreich die Theorie des Schönen aus den Werken der Kunst verstehen lehrten, die Winkelmann, die Mengs, die Lessing, doch nur froids Germains waren.

Wenn es übrigens sehr erfreulich ist, daß auch den deutschen Kirchen und Kunstsammlungen so manches wieder gegeben ward, was einst ihr Schmuck und Stolz war, so thut doch dem preußischen Patriotismus nichts so wohl, als die einem Triumphzuge gleichende Rückkehr jener Victoria, die in dem Unglücksjahr 1806 dem Brandenburger Thor zu Berlin entrissen und nach Paris entführt, seit 1814 mit neuen sinnvollen Symbolen — am Panier das Kreuz und den Eichenkranz — an den Ausgang des glorreichsten Kampfs erinnert, und durch ihre hohe Bedeutung als die herrlichste aller Trophäen, wieder die Propyläen unsrer Hauptstadt schmückt.

Das Palais Royal und Bicetre, die Gränzpuncte menschlichen Wohllebens und menschlichen Elends.

Die Nähe unsrer Wohnung in der Rue des bons enfans führte mich, öfter als wohl sonst geschehen wäre, in jenes eben so berüchtigte als berühmte Palais Royal, um mich dort entweder mit Bekannten zusammenzufinden, oder in den großen Kaffee's bey dem Lesen der Taghlätter durch ein frugales Frühstück an das späte Essen zu gewöhnen, oder in gewählter oft verabredeter Gesellschaft bey den Restaurateurs, bey denen man hier um den höchsten wie um den geringsten Preis speisen kann, gegen fünf Uhr Mittag zu machen. Daneben gewährte aber auch die Fülle und Mannichfaltigkeit dessen, was hier in den Läden zum Kauf angeboten wird, dem Fremden wie dem Einheimischen die vielfachste Unterhaltung. Mag auch der Reichthum der aufgehäuften Waaren jeder Gattung, mit dem, was man in England in einigen Gewölben sieht, nicht verglichen werden können. Gewiß ist er doch fast unschätzbar. Denn das Palais Royal ist der eigentliche Mittelpunct, wo man das Kostbarste jeder Art aufstellt, und da es nun einmal zum Ton gehört auch gerade hier zu kaufen, um die höchsten Preise verkauft.

Als der Cardinal Richelieu, der bekanntlich unter Ludwig XIII Frankreich regierte, im J. 1629 dieß Palais, welches er zuletzt an Ludwig XIV vermachte, erbaute — daher es auch, so lange er es bewohnte, seinen Namen führte — da mochte dieser, wenn gleich nicht allzustrenge Prälat doch gewiß nicht ahnden, welche Entweihung den Zimmern bevorstehe, aus denen seine Politik die Staaten Europa's lenkte und überlistete. Wer weiß es nicht, welches ungeistliche Leben der Regent Philipp von Orleans, der dieß Palais von Ludwig zum Geschenk erhielt, und bey dessen Familie es seitdem geblieben ist, hier geführt hat; welche Orgien und Bacchanale in jenen Sälen und Gemächern gefeyert sind? Und in den späteren Jahren — wer erinnert sich nicht, daß eben hier sein Urenkel, der berüchtigte Egalité, sein Wesen trieb? Daß eben dieß Palais eine Zeitlang der Herd der Revolution war, wo in den Höfen, dem Garten, den Kaffee's und den Restaurationen, die wüthenden Parteyen der Jacobiner oder Septembriseurs mit Freyheitsmützen oder mit abgehackten Köpfen, bald die lächerlichsten bald die gräßlichsten Schauspiele aufführten?

Selbst das Aeußere dieses großen Gebäudes würde der Erbauer kaum wieder erkennen. Denn an das prächtige Viereck, das den ersten Hof bildet, und in welches man aus der Straße St. Honoré eintritt, hat sich nicht bloß ein zu einem großen Oblongum verlängerter Garten angeschlossen, sondern dieser ist auch

von allen Seiten mit Häusern, die nach gleichem Plan erbaut sind, umgeben, unter deren zweyten Stockwerk sich eine Gallerie von hundert offnen Arkaden hinzieht *). Hinter jedem dieser durch korinthische Pilaster getrennten Bogen befindet sich ein Kaufladen; auch sind mehrere verbundene Zimmer das Local der großen Kaffee's und Restaurationen **). Am Tage sind zwar diese hinter den offnen Gängen liegenden Räume bey trübem Himmel etwas dunkel. Desto prächtiger werden sie aber am Abend von fast zweyhundert Reverberen erhellt, und die Besitzer sorgen noch daneben für eine glänzende Erleuchtung des Inneren ihrer Gewölbe.

Wer aufzählen wollte, was sich in diesen Localen des weitläuftigen Pallasts zusammendrängt, müßte von den glänzenden Sälen und Zimmern des großen vorderen Hauptgebäudes, in denen die Orleans wohnten, und unter Napoleon das Tribunat seinen Sitz hatte, ausgehen; müßte dann herabsteigen in die Kaufläden und in die noch immer eleganten Werkstätten der Kleidermacher, oder der Schuhputzkünstler (artistes decroteurs); dann tiefer und tiefer in die unterirdischen Tabagien, oder die düstern Keller wo Blinde Concerte geben,

*) Eine Idee von der itzigen Gestalt des Ganzen wird der Umriß S. 316. (R) geben können.

**) Nach einer neueren Angabe in Möllers Paris (S. 79.) giebt eine einzige dieser Arkaden 8 — 10000 Fr. (2000 — 2500 Thlr.) Miethe, woraus man die ungeheure Summe, welche das Ganze abwirft, berechnen mag.

und die schmutzigen Gemächer, wo ein rohes Gesindel sich bey Bier und Karten erlustigt.

In der That giebt es wohl keinen Handelszweig, kein Gewerbe, kein Erzeugniß der Industrie und des Geschmacks, keinen Artikel des verfeinertsten Luxus, aber daneben auch nichts, was bis zur Unnatur ausgeartete Menschen erfunden haben, um der Sinnlichkeit immer neue Reize zu verschaffen, was nicht in diesem wahren Feenschloß zu finden wäre. Nirgend kann die Ueppigkeit des Gaumens, nirgend die Lüsternheit des Auges, überhaupt jedes natürliche oder künstliche Bedürfniß mit größerer Leichtigkeit befriedigt werden. Dieß kann auch dem Fremden schon nach einigen flüchtigen Besuchen kaum entgehen. Gewiß aber müßte er erst ganz in die verborgenen Geheimnisse des circeischen Pallastes eben so eingeweiht seyn, wie manche französische, auch wohl deutsche mit besondrer Liebe bey den unsaubersten Schlupfwinkeln verweilende Schriftsteller, um nur eine Ahndung davon zu haben, was hier ungesehn um ihn her vorgeht, indeß er unbefangen den Garten oder die Säulengänge durchwandelt. Fast unglaubliches ist mir davon erzählt worden. Selbst viele der Einheimischen mögen sich nur wenig darum bekümmern. Denn unzählige kommen doch nur, um irgend ein Geschäft zu betreiben, oder in den Gewölben und der dreyfachen Reihe hölzerner Buden (galerie de bois), welche einen Theil des zweyten Hofes einnimmt, die neuesten Moden kennen zu lernen, oder in den Buch-

handlungen ihre literarischen Bedürfnisse, in den Lesekabinetten für einige Sous ihre Neugier durch Journale und Zeitungen zu befriedigen, auch wohl bloß, um in der schönen Jahrszeit in der Rotonda, einem freundlichen von allen Seiten offnen Pavillon, nach der Mahlzeit ihre demi tasse und ihr Gläschen Liqueur, chasse-caffé genannt, einzunehmen.

Die Scenen wechseln übrigens hier, wie in dem Garten der Tuillerien, nach den Tagszeiten. Man findet am Morgen das Palais meist ziemlich menschenleer, wenn gleich schon früh manche Laden geöffnet sind, die Obsthändlerinnen die ganze Fülle ihrer köstlichen Früchte zierlich aufgespeichert, die Kleinhändler, Geldwechsler, Quacksalber und Pomadiers ihre Waaren auf Tischen und Tischchen ausgebreitet, und die Aufwärter in den Arkaden die schmutzigen Ueberreste des vorigen Tages bey Seite geschafft haben. Zwischen zehn und eilf Uhr wird es lebhafter. Die Kaffee's füllen sich mit Fremden und Einheimischen; die Garçons haben vollauf mit der Bedienung zu thun; die Frau des Hauses sitzt auf ihrem meist erhöhten Sitz, nimmt die Gelder an, oder schreibt, je nachdem viel oder weniger gefrühstückt ist, die Rechnungen. Man liest, man unterhält sich mit gedämpfter Stimme; hört und verkündigt die Neuigkeiten des Tages, oder politisirt über die Tagblätter. Die Zeit des Diners führt große Menschenmassen ab und zu; mehr noch füllen sich die Räume, wenn die meist kurze Mahlzeit vorüber ist. Wer dann hier seinen Kaffee

trinken will, findet sich am glänzendsten in dem Kaffeehause de mille colonnes umgeben. Eine nicht gar große Reihe von Zimmern mit zierlichen Säulen, verlängert sich durch die Spiegelwände unabsehbar, und die kleinste Gesellschaft scheint, sich immer wiederholend, zu großen Zirkeln anzuwachsen. Am lebhaftesten wird jedoch das Palais, wenn am Abend alles erleuchtet ist, und die Schauspiele in den ziemlich nah liegenden Theatern, dem François, Faydeau und Vaudeville geendet sind. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem Treiben und Drängen der Menschen aus allen Ständen und Altern zu machen, die sich dann zahllos begegnen. Nun wagen sich jedoch nicht leicht anständige Frauen in dieses immer wüster werdende Gewühl, wo die vornehmeren und mittleren Classen der Buhldirnen, von welchen eine große Anzahl die oberen Zimmer und Dachstuben bewohnt, itzt die Hauptrolle zu spielen anfangen; einige scheinbar sittsam und spröde dahergehend; andre, wie gejagt von wilder Lust, mit nicht zu beschreibender Schaamlosigkeit ihre Beute anlockend oder verfolgend. So durchschwärmen sie die Bogengänge und den Garten bis auf den letzten Augenblick, wo die Mitternacht einbricht. Dann werden die Thüren der eisernen Gitter, welche gegen den Garten zu die Arkaden verbinden, geschlossen. Alles was hier zusammengeflossen war, verliert sich nun entweder in den oberen Wohnungen oder, oft von Hunger und Durst gequält, in den zahllosen Straßen.

Unstreitig läßt der öftere Besuch dieses merkwürdigen Schlosses manche angenehme Eindrücke zurück. Es wird durch die große Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die Schönheit so vieler Kunstproducte, die tausendfältigen Richtungen menschlichen Fleißes, selbst die zum Theil sehr sinnig ausgedachten und unschuldigen Mittel des täglichen Erwerbs, so anschaulich, wie weit den Menschen aus dem rohen Naturstande Civilisation und geistige Cultur geführt hat. Auch erscheint in dem Anstande, welcher am Tage hier herrscht, der angenehmen Manier, womit man in den Kaffee's oder in den Kaufläden empfangen und bedient wird, eine gewisse sittliche Ausbildung. Wenn man dagegen in den Abendstunden sich zurückzieht aus dem bald lästig werdenden Gedräng hin und her wogender Menschen, die sich dann zu Tausenden begegnen, und auf irgend einem Ruhesitz dem Treiben zusieht — wie ganz andre Betrachtungen drängen sich dann dem Nachdenken auf. Nicht ohne tiefes Mitgefühl wird man besonders gewahr, wie so viele unglückliche, oft kaum der Kindheit entwachsene, wohl einer ganz andern Bestimmung fähige weibliche Geschöpfe, wie so manche mit den besten Grundsätzen in Paris angekommene Jünglinge und Männer, am Arm der ausgelerntesten Verführer, in dem Strudel der Lust fortgerissen, mit raschen Schritten dem Abgrund des Verderbens entgegenrennen.

Vertauscht man aber einmal diese unteren Regionen mit dem oberen Geschoß, so kann man auch da bald

in Säle gerathen, in denen, wer nicht eingeweiht oder abgestumpft ist, nicht minder von einem kalten Schauer ergriffen wird. Hier scheint die Stille des Todes zu herrschen und alles den Odem anzuhalten, um die kurzen eintönigen Laute einer einzigen Stimme nicht zu verfehlen. Um die langen mit Geldhaufen bedeckten Tische steht schweigend die Hoffnung, die Furcht, die Angst in allen Gestalten. Da tritt dem Beobachter jeder Zug aus Hogarths und Lichtenbergs Gemählden der Spieler entgegen *); hier der bedächtige Ernst und die versteinerte Fühllosigkeit des Bankhalters und seines alles bewachenden Croupiers; ihm gegenüber — bald tiefer in sich gekehrter Mißmuth mit krampfhaft zusammengedrückten Lippen; knirschende gegen sich selbst und das Verhängniß wüthende Verzweiflung; selbst Kälte bey günstigem Glück; — bald behagliche Freude mitten unter den Verwünschungen der Unglücklichen. Wie stiert das Auge nach dem verhängnißvollen Rade oder dem Becher, aus dem Kugeln oder Würfel wie Todeslooſe fallend, entscheiden werden, ob die nächste Stunde Glück und Reichthum bringen, oder kaum noch so viel übrig lassen wird, um sich gegen Hunger und Blöße zu schützen. Denn hier wird ja oft noch der äußerste Versuch gemacht, sich aus einer hoffnungslosen Lage zu retten.

*) S. Hogarths 6te Platte in der the rakes progress oder der Geschichte des Liederlichen, nebst Lichtenbergs Commentar zu den Riepenhausischen Copien 3te Lieferung.

Daher sind auch die Beyspiele nicht selten, wo der Entschluß zum Selbstmord in dem Augenblick, wo man den letzten Einsatz wagt, schon völlig reif ist, und, wenn auch dieser verloren geht, zur That wird. Unter den zum Theil unbekannten Leichnamen, die man in der Morgue zu sehen bekommt, kann man bey der Unzahl von Spielhäusern, die es in allen Gegenden in Paris giebt, darauf rechnen, daß gar manchen da liegenden Todten Unglück im Spiel gegen sich selbst bewaffnet oder in den Strom getrieben hat. Die tragische Geschichte, welche Moritz Arndt von einem jungen Kaufmann aus Bordeaux erzählt, der, nachdem er in einem der vornehmsten Spielplätze in diesem Palais Royal, dem Caffé philharmonique, einige tausend für seinen Vater eincassirte Carolinen am Abend vor seiner Rückreise verloren hatte, die Pistole aus der Tasche zog, sie aufs Auge drückte und mit zerrißnem Gehirn mitten in die Gesellschaft stürzte, die gleichwohl, sobald er bey Seite geschafft war, ruhig fortspielte — sie mag sich seitdem mehr als einmal wiederholt haben.

So gränzt in diesem Sammelplatz aller bis auf das höchste gesteigerten Sinnengenüsse, mit dem, wie Vielgereiste versichern, kein andrer Platz in Europa verglichen werden kann, Lust und Elend nah an einander; so schleicht mitten in diesem fröhlichen Getümmel seine Beute suchend der Tod umher! Gott! dacht' ich oft, wenn auch

ich manche Tags- und Abendstunde das Wesen mit angesehen hatte — was ist es doch, was so viele Menschen Leben nennen! Wie verlieren sie in dem Treibjagen nach Glück und Lust, Geld, Ruhe und Zufriedenheit! Wie schwer mag es selbst für die rechtlichen Bewohner dieser Bezirke seyn, daß in solcher Umgebung der Sinn für die höhere Bestimmung des Menschenlebens nicht abgestumpft werde? Denn von den gutgemeinten moralischen Anschlägen und Warnungen, die man hier und da an den Eingängen und Pfeilern findet, kann wohl wenig Wirkung da erwartet werden, wo so oft die schändlichsten Verführer gegenüberstehen, und verstohlen ganz andre Bilder- und Schandbücher feil bieten.

Sollte man im Einzelnen das Ende so vieler, die hier die mannichfaltigsten Rollen gespielt haben, kennen — welch eine lange Geschichte menschlichen Elends würde sich davon schreiben lassen. „Man kann — sagte mir einst auf dem Heimwege ein sehr erfahrner vieljähriger Beobachter — sicher annehmen, daß ein großer Theil derer, die heute in Glanz und Uebermuth, auch wohl noch in der Fülle der Gesundheit uns umgaben, nach wenigen Jahren in der Salpetriere, dem Irrenhause zu Charenton, unter den Incurablen, oder in den Gefängnissen von Bicetre wiederzufinden seyn würden.“

„In Bicetre — sagt' ich — dahin ist morgen früh ein Gang verabredet.“ — „So sagen Sie mir morgen Abend wieder, was Sie gesehen haben.“

Bicetre.

Wohl mag man dieß alte vormals bischöfliche Schloß — das späterhin eine Zeitlang der Aufenthalt der Invaliden war, seit Ludwig dem Vierzehnten aber zu einem großen Hospital und Gefängniß bestimmt ist — wohl mag man es den Endpunct menschlichen Elends nennen, wie es denn auch unter den Anstalten dieser Art am entferntesten Ende von Paris südwestlich auf einer nackten Höhe liegt. Nach allem, was uns auf dem drey Viertelstunden langen Wege dahin unser Begleiter erzählte, hatte sich zwar das Innere der Verwaltung und der Zustand der Bewohner seit der Revolution bedeutend verbessert; doch ist zu vermuthen, daß man darin unter der letzten und itzigen Regierung noch weiter vorgeschritten seyn werde, worüber mir die näheren Nachrichten fehlen. Früherhin war es der Sammelplatz aller Schlechtigkeit und Schändlichkeit, und man darf nur die Beschreibung in Wardenburgs Briefen lesen *), um sich zu überzeugen, daß in Merciers Gemählde, der dieß Bicetre „die große, tiefe, eiternde Pestbeule von Paris“ nennt, nichts übertrieben war. Auf mich machte alles was wir sahen, einen so widrigen Eindruck, daß ich niemand rathen möchte, dieses Haus des Jammers zu besuchen, wenn es nicht seitdem gänzlich umgestaltet ist.

*) 1. Bd. S. 516. Siehe oben S. 305. und Mercier Tableau de Paris Chap. 604.

Schon wenn man sich dem Ort näherte, hätte man lieber umkehren mögen, zumal an einem warmen Sommertage; denn der Weg führte vor den Kanälen und Kloaken vorbey, in welchen aller Unrath sich sammelt und zur Seine abgeführt wird. Aus dieser mußte vormals alles Trinkwasser herbeygekarrt und gefahren werden, bis es gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch ein großes in seinem Mechanismus sehr merkwürdiges Pumpwerk, in das Innere eines sehr tiefen Brunnens geführt, durch Filtriren von dem häufigen Unrath gereinigt, trinkbar ward.

Die Bestimmung der Anstalt ist höchst verschiedenartig. Gerade dieß ist der Hauptgrund ihrer großen Mängel und inneren Verderbnisse, die auch die Bemühung und weise Sorgfalt einzelner vortrefflicher Aerzte, wie Pinel und ihm Aehnlicher, nur hat mindern nicht aufheben können. Ist gleich der Umfang des Ganzen sehr bedeutend, sind gleich mehrere durch Mauern und lange Gebäude getrennten Höfe geräumig genug, um eine große Anzahl zu fassen — dennoch, wie ist es möglich, mehr als dreytausend Menschen — Greise, Arme, Gebrechliche, Kranke, Kinder, Wahnsinnige und Verbrecher — nur einigermaßen bequem unterzubringen? Wie unmöglicher noch, durch eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von angestellten Personen, zweckmäßig für ihre Bedürfnisse Sorge zu tragen? Wenn allenfalls manche Säle, worin alte oder kränkliche Männer allerley

Handwerke und kleine Geschäfte trieben, noch erträglich genug waren, so sah es desto schlimmer um die Krankenanstalten, um die ganz Gebrechlichen, um die unglücklichen Kinder aus, die sich oft zwischen den Kranken oder Wahnsinnigen bey Tag und Nacht herumtreiben mußten; vor allen aber um die vielen Hunderte von Verrückten, die man als Unheilbare aus dem Hotel Dieu und andern Spitälern hieher schickte, und die ohne alle Sonderung und ohne daß man Versuche sie zu heilen machte, am Tage in den Höfen, des Nachts im Erdgeschoß in feuchten Gewölben auf einander geschichtet, oder als Sträflinge in dunkeln Löchern an Ketten lagen. So hat denn hier lange Zeit das hülflose Alter dicht neben dem Verbrechen gewohnt. Tausende und aber Tausende sind in dieser verpesteten Umgebung zu Grunde gegangen, denen durch eine menschlichere Behandlung hätte geholfen werden können. In andern Tausenden ist der letzte Funke des Verstandes, weil sie nur mit Verstandlosen umgeben waren, verloschen. Aber so hat auch schon gar Mancher, der im Schooß des Wohllebens aufgezogen war, die Schuld eines in Thorheit und Laster vergeudeten Lebens, hier wie in einem Vorhofe der Hölle büßen müssen.

Wie Kranken- und Irrenanstalten der Maaßstab sind, in welchem Grade ein Staat oder eine Verwaltungsbehörde dem Ideal so wichtiger Institute näher gekommen, oder hinter der Zeit zurückgeblieben ist, so geben sie auch der Beobachtung die reichste Gelegenheit, tiefere Blicke in das Menschenleben und Menschen-

schicksal zu thun, und Erfahrungen zu sammeln, welche die gewöhnlichen gesellschaftlichen Kreise kaum ahnden lassen. Nicht leicht ließ ich sie daher auf meinen Reisen unbesucht. In keiner, gesteh ich, ist mir jedoch so übel zu Muthe gewesen als in dieser nach ihrem damaligen Zustande; und wenn es bey dem Besuch der englischen Irrenanstalten, vorzüglich des St. Lucas Hospitals *), noch einer besondern Anregung der Hochachtung gegen die brittische Humanität bedurft hätte, so würde nichts dazu geschickter gewesen seyn, als die Erinnerung an Bicetre.

Fast überall wohin man uns führte, war die Luft mit den ekelhaftesten Ausdünstungen geschwängert; in manchen Localen durch die schlechte Einrichtung der Aborte so verpestet, daß man unwillkührlich von der Furcht ergriffen ward, selbst auf der Stelle zu erkranken. In das Stöhnen und Seufzen der an Uebeln, Wunden, Gebrechen aller Art Schwerleidenden, mischte sich im widrigsten Contrast das Lärmen, Toben, Lachen der Wahnsinnigen. In dem großen Hofe, wo ihrer fünf bis sechshundert entweder ganz frey umhergingen, oder nur durch das Kamisol mit vorn zusammengenähten Ermeln des Gebrauchs der Hände beraubt waren, konnte man sich des Zudrängens nicht erwehren, und alle kleine Gaben wollten nicht zureichen sie zu

*) Reise nach England 1. Th. S. 300.

zu befriedigen. Die Geisteszerrüttung selbst war hier in allen Gestalten zu finden. Bald erschien sie in einer stillen oft durch unaussprechliche Wehmuth rührenden Melancholie; bald in dem unbeweglichen Stehen auf einer Stelle; bald in dem wild rollenden Auge in aufgedunsenen, oder den schrecklichsten Verzerrungen in abgemagerten Gesichtern; oft, und fast am fürchterlichsten, in dem lauten Auflachen, als verhöhnten die Irren Alle, die sich für die Vernünftigen, sie für die Thoren hielten.

Die Zahl war viel zu groß, um nach Einzelnen zu fragen, wiewohl Manche durch die Eigenthümlichkeit ihrer Geistesverirrung oder Gesichtsbildung besondre Theilnahme erweckten. Selbst sehr verständige Aufseher, wenn sie nicht von einer so seltnen Humanität beseelt werden, wie ich später in einem ehrwürdigen Ehepaar in der dem weiblichen Geschlecht bestimmten Salpetriere fand, verlieren gewiß bey der Menge gar bald die Lust, sich um das Einzelne zu bekümmern, und so geht hier für die Seelenlehre und für den Pragmatismus der Geschichte, ja selbst für die Dichtkunst ein unendlich reicher gewiß oft höchst tragischer Stoff verloren. Was man uns von den verruchten Thaten einiger hinter den Gefängnißgittern grinsender oder mit den Ketten klirrender Verbrecher, Vater- und Muttermördern, Giftmischern, grausamer Zerstörern der zartesten Unschuld erzählte, hätte das Haar emportreiben können, und das Blut erstarren machen. Kein Wunder, wenn die Auflösung der Sitten, und das Verschwinden aller

Religion, zur Zeit der Revolution selbst Ungeheuer in Menschengestalt erzeugt hatte.

Und doch — vielleicht wäre es noch möglich gewesen, in manchem dieser Verruchten einen Funken des sittlichen Gefühls anzufachen. Aber in so gänzlicher Abgeschiedenheit, in der Einige schon zehn bis zwanzig Jahr zubrachten, da hatte ja kein moralischer Lebenshauch das erstorbene Herz angeweht. Die unter Schutt und Gemäuer verdorrte Wurzel kann, wie die Erfahrung lehrt, nach Jahrhunderten wieder grünen und blühen, und des Menschen Abscheu der Lorch, der in der dichten Steinhülle des Marmorblocks wohl noch länger umschlossen lag, noch einmal aufathmen, sobald nur Beyde Licht und Luft wieder berührt. Warum sollte sich nicht auch der Mensch vom langen moralischen Todesschlaf wieder aufrichten, wollte man sich nur bemühen ihn zu wecken — der Mensch, der den Keim einer ewigen Dauer in sich trägt?

Alle das Elend, das wir hier sahen oder noch sehen konnten, drängte uns, den Ausgang ins Freye so bald als möglich zu suchen. Unter den mannichfaltigsten Empfindungen eilten wir der Stadt wieder zu, in deren Boden leider! viele Keime desselben zuerst gewurzelt hatten, die dann zu Dornen, Disteln und Giftpflanzen aufgewachsen, in diesen dürren Boden verpflanzt waren, um da früher oder später hinzuwelken.

Erster Besuch und Vortrag bey dem Staatsrath Hrn. Grafen v. Beugnot in Angelegenheiten der Stadt und Universität Halle und der Frankischen Stiftungen.

Es hatte nicht wenig vergebliche Gänge, Briefe und Anfragen gekostet, eh es gelingen wollte, vor den Mann zu kommen, in dessen Hände der Kaiser einen wichtigen Theil der Organisation des neuen Königreichs gelegt hatte, indem zu seinen Geschäften, als nachmaligen Minister des Inneren, zugleich die geistlichen Angelegenheiten und Unterrichtsanstalten gehören sollten. Daß er ein vielseitig gebildeter, durch viele bedeutende Posten geübter, auch den Wissenschaften sehr geneigter Staatsbeamter sey, darüber war nur eine Stimme *). Hr. Marron, der, wie schon oben bemerkt ist (s. S. 269.), aus frü-

*) Jacques Claude Comte de Beugnot, gebohren zu Bar sur l'Aube 1761, war während der Revolution Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er die Freyheit der Religionsübungen vertheidigte, aber im J. 1793 in dem Gefängnisse la Force der eignen Freyheit beraubt ward. Späterhin war er Präfect in Rouen. Im J. 1806 Staatsrath. Nach dem Tilsitter Frieden Mitglied der provisorischen Regence des Königreichs Westphalen und 1808 Minister des Innern. Darauf Finanzminister im Herzogthum Berg und Cleve. Nach der Rückkehr der Bourbons ist er mit mehreren der höchsten Posten, der Polizey, Marine u. s. w. bekleidet; ein Beweis, daß er sich bey allem Wechsel der Regierungen das Vertrauen der Machthaber zu erhalten gewußt hat.

heren Verbindungen ihm näher stand, hatte es an keiner Mühe fehlen lassen, mir die Wege zu bahnen — da, wenn etwas für Halle versucht werden sollte, es gerade durch diesen Organisateur gehen mußte. Aber bey den vielen Hoffesten und täglichen ministeriellen Berathungen über den künftigen Zustand der Dinge, ging ein Tag nach dem andern hin, ohne mich meinem Ziel näher zu bringen.

Endlich ward ich am 20sten August beschieden mich einzufinden. Herr Marron war mein Begleiter. Der Staatsrath — hieß es — sey im Bade. Wir erwarteten ihn im Vorzimmer. Es währte nicht lange, als eine große fast verhüllte Gestalt vor uns vorüber eilte. Es war der Staatsrath. Bald darauf fanden wir ihn in einem kleinen Nebenzimmer an seinem Arbeitstisch. Noch ein andrer mir unbekannter Fremder war gegenwärtig, mit dem er eine lange Zeit im Gespräch blieb, ohne besondern Antheil an uns zu nehmen. Fast peinlicher als mir war Hrn. Marron, nach seiner so warmen Empfehlung, dieser kalte Empfang, und da fortdauernd von ganz allgemeinen Dingen die Rede blieb, so erneuerte er die Erinnerung, „daß ich der Empfohlne sey.“ So begann denn endlich das Gespräch, das ich — da ich gleich nachher darüber nach Halle berichtete — hier fast wörtlich wiedergeben kann.

„Sie sind ein deutscher Professor! O ihr deutschen Professoren, ihr seyd allzugelehrt!“

Kann man wohl zu gelehrt seyn, Herr Staatsrath? Doch ich verstehe vielleicht den Sinn Ihrer Worte nicht.

„Nun ihr lebt viel mehr in Ideen als in der wirklichen Welt. Ihr wollt alles nach euren Phantasieen eingerichtet wissen. Da habt ihr ja den Kant! Er hat viel bey unsrer Revolution verschuldet."

Wir hatten Kant — erwiederte ich erstaunt. — Aber man kannte und las ihn zu Anfang der Revolution selbst in Deutschland noch wenig. Nie ist er ein Gegner der bestehenden Ordnung der Dinge gewesen, auch nie in dem Verdacht eines revolutionairen Geistes gekommen. Wenn die Revolution von Schriftstellern ausgegangen ist, so haben wir immer gemeint, daß französische Philosophen, daß namentlich Voltaire, und besonders Rousseau in seinem Contract social Ideen der Art angeregt habe. Wenigstens hat er im Emil wörtlich vorhergesagt, daß Frankreich eine große Umwälzung bevorstehe *). —

„Sie haben Recht! Diese Ideologie, diese Metaphysik hat das Unglück herbeygeführt. Solche Schriften wurden viel gelesen und haben die Religion und den Staat durch ihre schön klingenden Phrasen zugleich umgestürzt. Doch, das ist ein großes Thema. Reden wir itzt nicht weiter davon! — Sie haben gewünscht mir etwas vorzutragen." —

Ich habe durch Hn. Koch ein Memoire übergeben, in dem alles enthalten ist, was ich in diesem Augenblick zu bitten oder zu wünschen habe.

*) Ich hatte die so höchst merkwürdige Stelle im Sinn, die man Beylage XVI. finden wird.

„Gedenken Sie auf Ihrem Posten zu bleiben, oder wünschen Sie eine andre Anstellung?“

Ich habe für meine Person zunächst gar keine Wünsche. Vom Vaterlande getrennt, als Geißel nach Frankreich geführt, ohne zu wissen warum und wie lange, bin ich außer Stande, etwas über meine Zukunft zu bestimmen. Ich habe in meiner Eingabe nicht verschwiegen, daß ich große Verbindlichkeiten gegen meinen bisherigen Souverain habe. Die Absichten des neuen Gouvernements sind mir noch ganz unbekannt.

„Ich habe allerdings Ihre Eingabe gelesen. Durch anderweit mir zugekommene Uebersichten der literarischen Institute in dem neuen Reich, bin ich jedoch überzeugt, daß es für seinen beschränkten Umfang, und für die Mittel, die uns zu Gebote stehen, zu viel Schulen, wenigstens zu viel Universitäten hat. Fünf Universitäten — bey einer Population von nicht zwey Millionen!“ —

Wenn die Regierung, wie man hoffen darf, das neue Reich nicht bloß auf physische und materielle, sondern eben sowohl auf geistige Kräfte gründen will, so möchte gerade die Erhaltung dieser Universitäten sehr wichtig seyn. Nichts giebt so viel Gelegenheit, daß eine Menge vorzüglicher Köpfe sich bilden und für die mannichfaltigsten Posten im Staat brauchbar machen kann. Doch die Studirenden könnten wohl untergebracht werden; aber indem die Zahl der Lehrer durch Verminderung der Lehrstellen beschränkt wird, nimmt auch die Aus-

ficht ab, sich ausschließend den Wissenschaften widmen und auf ein ungestörtes literarisches Leben rechnen zu können.

„Hat Halle eigne Fonds?“

Unglücklicherweise sehr wenige. Der Staat, der es aus freyem Entschluß gegründet, hat es zwar nicht dotirt, aber aus seinen Fonds erhalten, und kein Regent hat so viel dafür gethan, als der itzt regierende König von Preußen. Man hofft, die neue Regierung werde nicht minder liberal als die bisherige seyn wollen.

„Einschränkungen sind doch durchaus nöthig. Wir sind nicht reich. Alles kann nicht bleiben wie es gewesen ist. Auch bey dem besten Willen ists unmöglich.“

So darf man wenigstens hoffen, daß nicht gerade die Universität Halle das Opfer werde. Jede hat ihr entschiednes Verdienst. Aber mit der Erhaltung von jener hängt sowohl der Wohlstand der Stadt als die Erhaltung sehr großer Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten zusammen, die ein Privatmann ohne Hülfe des Staats gestiftet, ihm aber durch sie die wichtigsten Dienste geleistet hat.

„Ich weiß dieß — und nicht bloß aus Ihrem Memoire. Das Waisenhaus zu Halle hat eine europäische Berühmtheit (une renommée européenne). Was hat das aber mit der Universität zu thun?“

Hier versuchte ich nun diesen Zusammenhang klar zu machen. Ich wiederholte was schon schriftlich gesagt war, daß die Waisenanstalt — von der das Ganze, weil

es die älteste sey, den Namen führe — nur den kleinsten Theil desselben ausmache; daß die Absicht des Stifters ganz vorzüglich dahin gegangen sey, durch Anlegung von Schulen und Erziehungshäusern für alle Stände, einer großen Anzahl junger Männer in Schulen aller Art eine Vorübung im Unterrichten zu verschaffen, und daß eben daher keine andre Universität eine solche Pflanzschule neben sich aufweisen könne.

Herr Beugnot hörte mich itzt mit großer Aufmerksamkeit an. Erst als Fremde gemeldet wurden brach er auf, und gab mir die Versicherung, über alles mit dem Könige reden und mir wo möglich eine Audienz verschaffen zu wollen. „Sobald — setzte er hinzu — die Vermählung des Königs von Westphalen vorüber seyn wird, so besuchen Sie mich wieder. Wir wollen dann alles weiter durchsprechen.“ Er entließ mich mit Ausdrücken, die nur allzu schmeichelhaft klangen, um viel darauf zu bauen, wiewohl er in der Folge seine Gesinnungen durch die That bewährt hat.

Sobald die Festlichkeiten vorüber waren, eilte ich Tags darauf wieder in seine Wohnung. Aber in derselben Nacht waren bereits die Organisateurs nach Cassel abgereist. Von einem Vortrage bey dem Könige war nicht weiter die Rede.

Daß meine und meiner Freunde Stimmung hierdurch nicht froher ward, war natürlich, und es wollte mich fast gereuen, von der ersten nicht ungünstig scheinenden Unterhaltung etwas in die Heimath gemeldet zu

haben. Dahin erwachte die Sehnsucht nun um so mehr. Wenn gleich die Herren Koch, Oerthling u. A. mir Muth einsprachen, und versicherten, unsre Angelegenheit werde gewiß in Cassel zur Sprache kommen, so kam mir doch das ganze Wesen in Paris so unsicher vor, und es war auch an vielfacher Gegenwirkung in Deutschland so wenig zu zweifeln, daß ich nicht unterlassen konnte, im nächsten Briefe vor zu frühen Hoffnungen zu warnen. Indeß befolgte ich den Rath des Herrn Koch, dessen Theilnahme unverändert blieb, und schrieb an Herrn Staats-R. v. Beugnot: „daß ich ihn vergeblich gesucht, und daher um die Bestimmung bitte, ob er geneigt sey, das unterbrochne Gespräch fortzusetzen, in welchem Fall ich meine hoffentlich nahe Rückreise über Cassel nehmen würde."

Unter dem 12ten Sept. erfolgte ein — nach meinem Vorschlage nach Frankfurt adressirtes — höchst verbindliches Schreiben von seiner Hand. Es enthielt die Einladung nach Cassel zu kommen, um sich dort über die zweckmäßigste Einrichtung des öffentlichen Unterrichts mit mir zu berathen, wovon er das Resultat dem Könige vortragen werde. Wie weit dieß geschehen ist, und wie viel Einfluß die Pariser Verhandlungen auf das Schicksal von Halle gehabt, davon wird in der zweyten Hälfte dieser Reisebeobachtungen Bericht erstattet werden.

Ich theile indeß hier das Original des Schreibens mit, damit man daraus ersehe, daß ich Ursach hatte, Vertrauen zu dem Organisateur zu fassen, und seine

günstige Meinung von mir zum Besten des Ganzen, das mir zunächst am Herzen lag, zu benutzen.

Cassel le 10 Sept. 1807.

Monsieur. Je serai jaloux de vous revoir lorsque vous passerez par Cassel, et d'examiner avec vous, quel système d'instruction publique conviendra le mieux au Royaume. Je sais que S. M. le Roi de Prusse vous accordoit beaucoup de confiance: elle étoit fondée sur vos connoissances et votre sagesse, et vous pouvez, Monsieur, obtenir aux mêmes titres celle du Roi de Westphalie. Je ne laisserai pas ignorer à S. Maj. l'importance de l'établissement de Halle, et tout ce que cette ville doit à M. le Prof. Franke, dont vous dirigez les fondations et vous reproduisez les vertus.

Recevez Monsieur, l'assurance de ma considération distinguée.

Beugnot.

Aller angewandten Versuche ungeachtet, um die Rückreise so bald als möglich antreten zu können, verzog sich die Erlaubniß noch einen ganzen Monat. Hiedurch gewann ich allerdings Gelegenheit, sowohl mehrere einflußreiche oder doch über die Lage der Dinge wohl unterrichtete Personen, als noch so vieles andre Merkwürdige in Paris kennen zu lernen, wovon ebenfalls in der Fortsetzung dieser Beobachtungen die Rede seyn soll.

II.

Beylagen.

Nachträge und Erläuterungen.

I.

Actenstücke,

die

Aufhebung der Universität Halle im Jahr 1806

betreffend.

(Beylagen zu S. 9.)

A.

Erste öffentliche Bekanntmachung des Marschalls Bernadotte.

Mr. le Maréchal de Bernadotte, Prince de Ponte-Corvo, vient de faire connoitre à l'Université de Halle, que le cours des études ne devoit être nullement interrompu, il a en même tems engagé tous les Professeurs à continuer comme par le passé l'instruction des étudians, et il dispense les Professeurs de tout logement militaire etc. Ainsi les étudians qui se trouveroient maintenant en route pour se rendre à Halle, peuvent sans crainte continuer leur route. Mr. le Maréchal a déclaré qu'il étoit dans l'intention de son Souverain de protéger l'Université de Halle.

Malgré qu'il y a eu un combat très meurtrier dans la ville, tout est calme et le moindre excès est réprimé.

Mr. le Maréchal s'eſt rendu en perſonne ſur la place pour commander la plus ſévère discipline, et a ordonné qu'on punît de mort le militaire qui ne reſpecteroit pas la demeure des habitans.

Les fonds de l'Univerſité reſteront intacts et il eſt défendu d'y toucher.

Halle ce 19 Octobre 1806.

B.

Je vous addreſſe, Monſieur le Géneral Ménard, le Deputé de l'Univerſité, Mr. Froriep. On peut laiſſer afficher l'Avertiſſement ci joint. Je Vous ordonne, de donner toute protection et ſureté à l'Univerſité.

Halle le 19 Octobre 1806.

Le Major Géneral
M. Alex. Berthier.

à Monſieur le Général Ménard,
Commandant Militaire à Halle.

C.

Grande Armée.

Halle le 20 Octobre 1806.

Monſieur le Prorecteur.

Je Vous préviens Monſieur, qu'à compter de ce jour les Ecoles de l'Univerſité doivent être fermées, je Vous charge particulièrement et ſur Votre reſponſabilité d'exécuter cette meſure.

Vous donnerez auſſi l'ordre à tous les Etudians de l'Univerſité, de prendre des paſſe-ports auprès de moi, pour rentrer dans leurs foyers. Vous les pré-

viendrez en même temps que ceux qui seroient trouvés demain en Ville, seront arrêtés et détenus en prison.

J'ai l'honneur de Vous saluer
Le général Commandant de la place
Ménard.

D.

Monsieur le Prorecteur.

Je vous annonce avec satisfaction, que Son Altesse le Prince Major Général, à qui J'ai fait connoitre la position fâcheuse de Messieurs les Professeurs de l'Université, a bien voulu m'autoriser à leur permettre de rester dans cette Ville. Les Etudians et toute espèce d'Ecoliers seulement sont forcés de prendre des passe-ports et de se rendre dans leurs familles.

Je vous prie de communiquer à Messieurs vos Collégues cette décision favorable, à laquelle je m'applaudis d'avoir un peu contribué.

Halle, le 21 Octobre 1806.

J'ai l'honneur d'être avec considération
Monsieur Votre très humble et très
obéissant serviteur
Ménard Comdt de la place.

E.

Dessau le 22 Octobre 1806.

à Monsieur Maass Prorecteur de l'Université de Halle.

La protection que l'Empereur porte aux arts et à l'éducation, Monsieur, est assez connue. Si

Sa Majesté s'est déterminée à quelques mesures de rigueur à l'égard de l'Université de Halle, c'est qu'au lieu de continuer paisiblement vos devoirs d'instruction publique, on s'est permis des écrits qui tendoient à faire naître dans l'esprit de vos élèves l'insurrection contre les François *). Si vous ne fussiez point sortis des bornes de vos devoirs vous eussiez partagé la protection que l'Empereur accorde aux Universités et aux établissements publiques, partout où ses armes le portent.

Le Major Général *Prince de Neufchatel.*

*) So nannte man eine nach Ausbruch des Krieges ergangene Aufforderung zu Beyträgen zur Bekleidung des in Halle stehenden Regiments, die mehrere Hallische Mitbürger, worunter auch ein Paar Professoren waren, im Hallischen Wochenblatt ergehen ließen. Sie steht im 7ten Jahrg. 41. St. S. 645.

II.

(S. 93.)

Hier noch einige Stellen, welche Herr Butenschön, der itzt als Regierungsrath zu Speyer steht, und die Schuldirection des bayerschen Rheinkreises führt, in der Zeitschrift Klio über seine Erfahrungen in den fürchterlichsten Tagen der fränkischen Revolution mitgetheilt hat.

„Meine Sehnsucht nach Thätigkeit stieg mit jedem Tage, ich war müde des Predigens meiner Bücher und wollte jetzt einmal selbst versuchen, ob es noch Römerkraft unter den Menschen gäbe. Fernher rollten die Donner der fränkischen Revolution, alles hauchte Enthusiasmus, alles drängte

drängte sich kühn zur nahen Aussicht goldner Tage. Was vermag nicht die Magie der Einbildungskraft? Wer widersteht dem Ungestüm eines hochschlagenden Herzens?

Ich ging mit Enthusiasmus und reinem Herzen nach Frankreich, handelte redlich, obgleich oft unvorsichtig, litt sehr viel und lernte der theuer erkauften Wahrheit getreu seyn, ohne Ausschweifungen zu lieben oder zu loben.

Nun weiß ich gewiß, daß nichts den Mann so sehr schmückt, als edle Ehrfurcht vor fester, gesetzlicher Auctorität, heiße sie auch, wie sie immer wolle. Wehe dem, der da umstürzen will, wo der Saame der Humanität noch nicht aufgegangen ist, und wo noch sehr zerstreut echte Aufklärung leuchtet. Volksungewitter sind leicht erregt, aber die Spur ihrer Verheerung flammt oft noch nach Jahrhunderten, und wer der Zeit ins Amt greifen will, kämpft als Zwerg mit Riesen.

Mancher wird wohl des Schwärmers lachen, der so mit offner Brust ins Schlachtgetümmel flog, allein er bedenkt nicht, wie seltsam oft Umstände den Menschen leiten, er bedenkt nicht, daß Uebung in Gefahr den Jüngling zum Fels im Ungewitter zieht, und daß Tage kommen können, wo jedes Land solche Felsen braucht. Eure Akademien und Philanthropine mögen gut und trefflich seyn, aber einen kernhaften Charakter erwirbt man sich nur in der Schule des Unglücks.

Ich habe keine Revolution gemacht und werde keine machen, wenn ich auch Cäsars Genie und Demosthenes Beredtsamkeit besäße. Zuschauer zu seyn, war erlaubt, und wem ein Posten angewiesen wird, der muß ihn als redlicher Mann zu behaupten suchen.

Doch lehrt es die Geschichte, daß der Mensch sich überall nur durch Kampf und Widerstreben groß und weise

gerungen hat. Die physische sowohl als die moralische Welt bedarf dann und wann eines Sturmes zu ihrer Reinigung. Wer verkennt die guten Folgen von Luthers Reformation, wer weiß nicht, daß selbst Machiavells Principe und der Wunderfrevel des Systeme de la nature zum Plane Gottes gehören? Sie haben doch manchen Funken herausgeschlagen. Wenn aber eine ungewöhnliche, Land und Meer umfassende Begebenheit die Menschen auf sich selbst zurückruft, so muß man nicht mit kleiner Seele rechnen, sondern groß und weitsehend seyn in die Zukunft.

Nun auf mich zurück. Ich lebte im Wirbel und Ocean einer erstaunenden Revolution und war ein Zeuge fürchterlicher Auftritte; aber den ehrwürdigen Gang der Vorsehung hat mein Herz nie verkennen können. Unaufhörlich habe ich gelitten, so lange ich diesem politischen Erdbeben nahe stand, und doch blicke ich dankbar auf alle diese Leiden zurück, denn sie haben meinen Charakter gestählt und mich bekannter gemacht mit mir selbst und mit dem, was die Menschheit bedarf und zu tragen vermag. Drey Monden lang stand ich unter den Waffen, im Pulverdampf und Kanonendonner. Ich habe auf dem Schlachtfelde die Würde der Menschheit gefühlt, und bin stärker geworden durch Muth in Gefahr.

Zwey Monden lang trug ich die schwere Bürde eines öffentlichen Amtes. Der Feind drohte mit Feuer und Schwerdt vor den Thoren der Stadt; blutdürstige Proconsuls geboten in ihrer Mitte; über mich hat kein Auge geweint, und meine Irrthümer wird der humane Mann gern mit dem Schleyer der Liebe zudecken.

Zehn Monden lang schmachtete ich im Kerker und sah den Tod unter tausend Gestalten. Ich hatte meine

Pflicht gethan und fühlte mich stolz in Ketten und Eisengittern. Das Blut meiner Freunde floß, weil sie Wahrheit geredet hatten zur Zeit der Tyranney, und ich glaube an Wunder, denn ich sehe mich ja dem Mordschwerdte der Unterdrücker entrissen.

Es war eine schreckliche Zeit. Der beste Wille lief Gefahr, gemißbraucht zu werden, und gemeine Klugheit riß nur schneller zum Abgrunde hin. Im Kampfe der Parteyen mußte Partey genommen werden; Solon hatte dieses schon gefühlt, sogar ein Gesetz daraus gemacht.

Ich habe mich mehrere Male in Personen und Sachen betrogen, weil ich einsam lebte und von ganzer Seele an Tugend glaubte; aber niemand wird wider mich aufstehen, zu zeugen, daß ich abwich vom engen Pfade der Rechtschaffenheit. Einfache Seelen können betrogen werden, aber betrügen können sie nicht.

Ich wünsche, ich hätte mehr Gutes thun und alle Irrthümer vermeiden können, allein homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Zwey Anker müssen die Gesellschaft in jedem Sturme schützen, Religion und Sitten; wenn ich also auf diese oft und gern zurückkomme, so wird es mir kein Menschenfreund verargen.

Uebrigens laßt uns redlich seyn, getreu und einfachen Herzens. Das thut wohl in jedem Lande, ist undurchdringbarer als die feinste Politik, und stärker als Mauern und Bastionen. Echte Freyheit gebührt nur den Weisen und Rechtschaffenen und gedeihet auch nur unter ihnen. —

III.

Die Sammlung der Alterthümer in Maynz.

(S. 97.)

Auf einige Anfragen über diese merkwürdige Sammlung, hat mir Herr Prof. Lehne folgendes zu erwiedern die Güte gehabt:

„Es gab schon früher eine Sammlung, die Huttich in den Collectaneis Antiquitatum Moguntiae beschrieben hat. Sie ist aber längst verloren. Die Entdeckungen von Pater Fuchs wurden an die Akademie in Manheim verschenkt. Ich fand nur noch einen einzigen Grabstein im Hofe des Universitätshauses und zwey Altäre, die während des Krieges entdeckt wurden. Nach meiner Rückkehr aus Italien verdroß es mich, daß Maynz keine Reste seines classischen Bodens aufzuweisen habe, und als Professor der Universität suchte ich meine Zuhörer für die Auffindung derselben zu gewinnen. Auf meinen häufigen Excursionen mit ihnen, wobey ich mich nach dem Laufe der römischen Heerstraßen orientirte, fand ich an einem Abhange bey Zahlbach einen Stein aus der Erde hervorstehen, der mir Meißelarbeit auf dem Rücken (denn er lag verkehrt) zu haben schien. Ich ließ nachgraben und fand 9 Grabsteine liegend und zum Theil zertrümmert; die noch erhaltenen ließ ich in die Bibliothek bringen, wo sie bey mangelnder Aufsicht gestohlen wurden. Kurz darauf fiel da, wo ich hatte graben lassen, das Erdreich herunter und es zeigte sich ein noch stehender Stein. Nun bewog ich den Präfecten, die Stadtbehörde zum Nachgraben zu autorisiren, und ich fand eine Linie von fast sechzig Steinen, welche den Anfang unsrer Sammlung ausmachten. Was

noch etwa hier und da eingemauert war, ließ ich ausbrechen und die Festungsarbeiten zu Cassel förderten viele Altäre und Votivsteine zu Tage; so daß unsre Sammlung nun aus 29 Altären und Votivsteinen, aus 70 Grabsteinen, wovon ich 15 an Ort und Stelle ließ, wo sie in einem angelegten Gebüsche stehen, und aus 21 andern, theils Bausteinen der Legionen, theils Basreliefs von Monumenten und architektonischen Verzierungen, besteht. Dabey zwey große Särge.

Die Sammlung ist itzt in dem Local der Stadtbibliothek aufgestellt. Das Lyceum, wo sie vorher stand, ist eine preußische Kaserne, so wie das ehemalige Universitätshaus eine östreichische.

Mein Werk, worin ich alle in unsrer Gegend gefundenen Alterthümer kritisch-historisch erkläre, ist der Vollendung nahe. Es wird bey 400 römische Inschriften beurtheilen und eine vollständige Uebersicht der alten Geschichte unsres Landes liefern. Ein gedrucktes Verzeichniß ist noch nicht erschienen." L.

Die oben S. 96. erwähnte Inschrift auf dem Grabsteine einer sehr alten Sclavin ist wörtlich folgende:

LYCNIS	d. i. Lycnis (Lychnis)
Q. EPID	Quinti Epidii
ANCILL.	ancilla
ANN. V. CL.	annos vixit CL
ET. MEN. IIII	et menses IIII
H. S. E	hic sita est.
FELIXS	Felix
POSIT.	posuit.

IV.

Cardinal Albert,

Erzbischof von Magdeburg u. Maynz, Bischof zu Halberstadt.

(S. 97.)

Der von vielen Seiten merkwürdige Mann, verdiente wohl einen Biographen zu finden, der mit allen Hülfsmitteln versehen, deren gewiß noch viele in den Archiven unbenutzt liegen, ihn darstellte wie er war, und die Licht- und Schattenseite des Gemähldes mit gleicher Unparteylichkeit behandelte. Die Uebersicht seines Lebens und Wirkens geben die Chroniken und die Geschichtschreiber der Reformation; das Wesentlichste gut zusammengestellt der Artikel in Ersch und Grubers allgemeiner Encyclopädie.

Zur Erläuterung dessen, was oben S. 97 u. 98 nur kurz angedeutet ist, besonders über seinen Plan, in Halle eine Universität zu stiften, hier noch folgende Notizen:

Das größte und berühmteste aller Hallischen Klöster lag zwischen den Stadtmauern und dem Schloß Giebichenstein, wo die Erzbischöfe von Magdeburg, und auch Albert oft wenn er sich in der Gegend aufhielt, residirte. Es war unstreitig der schönste Punct, dicht an der Saale. Da, wo itzt das Malzhaus zum Neuen Werk auf den felsenfesten Grundmauern steht, erblickte man eine Kirche mit 4 Thürmen, und rings umher die sehr weitläuftigen herrlichen Klostergebäude, welche der Ehre

der heil. Jungfrau, dem heil. Johannes und dem heil. Alexander (einem Märtyrer) geweiht waren. (Monasterium — heißt es in den alten Documenten — B. Mariae, S. Johannis et S. Alexandri in Novo opere.) Hier hauseten seit seiner Stiftung durch Erzbischof Adelgotus im Jahr 1116 die Kapitularen; von hier aus besorgte der Propst als Archidiaconus Banni Halensis seinen 11 Meilen weiten Sprengel, welcher 4 Synodalsitze, zu Halle, Brachstädt, Zörbig und Golme hatte; hier verwaltete der Kämmerer das große Vermögen, das man einer Grafschaft gleich schätzte; hier rief die berühmte Glocke Susanna — nach der Erfurter der größten eine in Deutschland, itzt noch im Domthurme von Magdeburg — zur heiligen Feyer. Hier durfte, laut der Privilegien, selbst dann, wenn das ganze Land unter dem päpstlichen Bann lag, doch der Gottesdienst mit gedämpfter Stimme fortdauern. Dennoch beschloß der Cardinal Albert, auch dieß Kloster, nachdem es vierhundert Jahre gedauert, aufzuheben und sich selbst in der Gründung des Neuen Stifts ein Denkmal zu stiften, nicht ahndend, daß er für die Evangelischen bauete. Die nähere Veranlassung ist nicht ganz klar. Nur weiß man, daß schon im Jahr 1509 der letzte Propst N. Demuth das Kloster verlassen hatte, daß die meisten Kapitularen seinem Beyspiele gefolgt waren, daß im Jahre 1528 die Aufhebung erfolgte, und die mit großer Gewalt gesprengten Mauern, die Steine zum Bau des Neuen Stifts oder des Gebäudes geliefert haben, das nachmals die Residenz der Administratoren des säcularisirten Erzstifts geworden ist.

Albert wollte nämlich an dieß Neue Stift alles wenden, was er vermochte. Er widmete dasselbe dem heil. Mauritius und der Maria Magdalene mit

dem Zusatz zum heiligen Schweißtuch. Das bisherige St. Pauliner-Kloster neben der Neuenmühle, aus welchem er die Dominikaner-Predigermönche in das Kloster bey der Moritzkirche versetzte, wieß er den Canonicis an, welche ein Collegium tüchtiger Männer, die mehr verständen als Messe lesen und Hora's halten, und wo möglich der evangelischen Lehre Widerstand leisten könnten, bilden sollten. Er baute die itzige Domkirche. Sie sollte die Stiftskirche werden; daneben ein großes Gebäude, um darin eine Universität zu errichten. In dem Neuen Stift häufte er unermeßliche Schätze von goldenen und silbernen Gefäßen und Reliquienkasten, deren Beschreibung er selbst mit Zeichnungen von A. Dürer herausgab. Ueberhaupt hatte dieß Neue Stift fürstliche Einkünfte und verschlang das Vermögen von mehreren andern eingegangenen Stiftungen. Als aber der Cardinal sah, daß der Fortgang der neuen evangelischen Lehre unaufhaltsam sey, raffte er im Jahr 1545 den ganzen Schatz zusammen und entführte ihn nach Maynz, wo er bekanntlich ebenfalls Erzbischof war. So ging das große Werk, das der damals mächtigste und unstreitig geistvollste Prälat der römischen Kirche in Deutschland begonnen hatte, nach 20 Jahren auseinander, und des armen Augustinermönchs Luthers Werk wuchs und gestaltete das halbe Deutschland um.

Der Briefwechsel zwischen Luther und dem Cardinal, ist in den Schriften des ersteren zu finden. Die sehr harte Sprache des Reformators, im Gegensatz mit der schonenden Milde des Cardinals, erklärt sich aus der so verschiedenartigen Bildung und Erziehung beyder Männer. Man sieht aber zugleich, welchen Muth das gute Gewissen giebt.

V.

Franz von Sickingen.

(S. 105—109.)

Unter dem Titel: Kriege und Pfedschaften des Edlen von Sickingen, erschien zu Manheim 1787 eine Handschrift im Druck, welche im alten Styl die Hauptmomente seines Lebens enthält. Ausführlicher oft nur wortreicher ist eine spätere Schrift: Franz von Sickingen. Eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert. Frankf. 1795. Die noch vorhandene Inschrift an dem geharnischten Standbilde, dessen ich oben (S. 106.) erwähnt habe, ist buchstäblich folgende:

HIE LIGT DER EDEL VND EHRENVEST
FRANCISCVS VON SICKINGE DER IN ZEIT
SEINS LEBENS KAYSER KAROLEN DES
FVNFFTEN RATHE CAMMERER VD
HAVPTMAN ETC. GEWESEN VND IN
BELEGERVNG SEINES SCHLOSS
NANNSTAIN DVRCH DAS GESCHITZ
TODTLICH VERWVNDET VOLGENDS
VHF DONERSTAG DEN SIEBENDEN MAY
AN̄O M·D·XXiii· VMB MITAG IN GOTT
CHRISTLICH VND DIESER WELT
SELIGLICH VERSCHIDTEN †R·I·P·†

VI.

(S. 152.)

In der Biographie moderne (Paris 1816) findet sich folgender nicht uninteressanter Artikel über diesen Dichter:

„J. A. Roucher, homme de lettres, etc. Né à Montpellier le 22 Févier 1745 et fils d'un tailleur de cette ville. Il y fit de bonnes études, cultiva la littérature, et vint ensuite se fixer à Paris où il se fit bientôt connaître par son Poëme des mois. Il fut arrêté pendant le régime de la terreur comme ennemi de la révolution, resta longtemps détenu dans la maison d'arrêt de Saint-Lazare, et s' y trouvait encore au moment de la prétendue conspiration des prisons. Il fut traduit au tribunal révolutionairs de Paris, condamné à mort comme complice de la trame ourdie dans les prisons de Saint-Lazare, et exécuté le 27 Juillet 1794 jour même de la chute de Robespierre. Pendant sa captivité, Roucher entretient une correspondance très suivie avec sa fille, et leur lettres furent imprimées quelque temps après sa mort, par les soins de M. Guillois son gendre. Le jour où on lui signifia son jugement, il envoya son portrait à sa femme et à sa fille avec les quatre vers suivans:

Ne vous étonnez pas, objets charmans et doux,
Si quelque air de tristesse obscurat mon visage;
Lorsqu' un savant crayon dessinait cette image,
On dressait l'echafaud et je pensais à vous.

Les principaux écrits sont 1) les Mois, poème en douze chants, fort vanté lorsqu'il etait connu que par

ſes lectures particulieres et vivement cenſuré lors de l'impreſſion. Il offre effectivement de grands défauts es quelques beautés qui juſtifient les éloges et les critiques qu'on en à faites. 2) Une traduction des recherches ſur la nature et les cauſes de la richeſſe des nations de l'Anglais Smith, et enfin 3) des poéſies fugitives. Roucher à auſſi laiſſé en manuſcrit pluſieurs chants d'un poème dont le ſujet était Guſtav Waſa."

VII.

Johanna d'Arc.

(S. 222 — 234.)

Literariſche Notizen.

Die auf jeden Fall höchſt merkwürdige Geſchichte iſt, außer Lenglet du Fresne und de l'Amerdy actenmäßiger Unterſuchung über den Prozeß, Paris 1790, in neueren Zeiten mit beſondrem Fleiß bearbeitet worden. Die neueſte zwar mit Actenſtücken belegte, jedoch mit einem unverkennbaren Hange zum Uebernatürlichen abgefaßte Schrift, iſt von Lebrun de Charmette Hiſtoire de Jeanne d'Arc Paris 1817, IV Tomes. Das unſtreitig allermerkwürdigſte neuere Actenſtück hat vor einigen Jahren Hr. Prof. Voigt in Königsberg aus dem dortigen geheimen Archiv, dem er ſo ruhmvoll vorſteht, in der Leipz. Literaturzeitung (1820 Nr. 135) bekannt gemacht. Es iſt ein — wahrſcheinlich an einen Herzog von Mayland erlaſſenes — Schreiben eines Raths und Kämmerers des Königs von Frankreich, der Augenzeuge der Thaten der Jungfrau war;

geschrieben drey Tage nach der Schlacht, in welcher Talbot gefangen ward (18 Jun. 1429), und sich Karl VII Schicksal entschied. Es ward gerade in dem Augenblick abgeschickt, als Johanna mit dem König zur Krönung nach Rheims zog. Die Hauptsachen werden dadurch ohne Ausnahme bestätigt, und stehen, wenn man auch manches was die Begeisterung für die junge Heldin dem Berichterstatter eingegeben haben mag, abrechnet, nun fester als je, da man bisher den einzigen Monstrelett, der im Gefolge des Herzogs von Burgund war, abhören konnte.

Merkwürdig bleibt das so ehrenvolle Urtheil, welches der vortreffliche englische Geschichtschreiber Hume über sie fällt, und das so sehr mit ihrer unwürdigen, nur aus dem Nationalstolz und Haß erklärbaren Behandlung in Shakespears Heinrich VI contrastirt. Unbefangener und würdiger kann, was diese junge Heldin war und that, kaum dargestellt werden, der, wie Hume sich ausdrückt, „das gerechtere Alterthum Altäre errichtet haben würde.“ — Voltaire's Entwürdigung des Gegenstandes in seiner Pucelle nannte schon Mercier un crime antinational d'un poète immoral et calomniateur. An das schönste Denkmal, was ihr unser Schiller gestiftet hat, darf man nicht erst erinnern. Kein ähnlicher Versuch vor oder nach ihm kann ihm an die Seite gestellt werden. Das Prachtwerk von Jollois führt den Titel: Histoire abregée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, mit vielen Kupfern in Fol. Die Feyer, nebst den dabey gehaltenen Reden, hat C. N. M. de Haldat in einer kleinen Schrift: Relation de la fête inaugurale celebrée a Domremy, le 10 Sept. 1820, beschrieben.

VIII.

Jacob Benignus Bossuet,

Bischof von Meaux, Königl. Staatsrath, Lehrer des Dauphin ꝛc. Geb. zu Dijon 1627, gest. 1704.

Nachträglich zu S. 253 hier noch folgendes:

Das Leben und Wirken dieses höchst merkwürdigen Prälaten der katholischen Kirche ist zwar oft, unter andern im 2ten Theil von Schröckhs Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, neuerlich aber mit großer Ausführlichkeit und vielen wichtigen Belegen von X. L. F. Bausset 1804, 4 Bde. 8. (deutsch übersetzt von Feder) beschrieben. Aber es verdiente in allem Betracht noch einmal von einem recht tüchtigen und liberalen Charakteristiker sine ira et studio bearbeitet zu werden. Der Biograph müßte sich dabey gänzlich von der Einseitigkeit frey erhalten, die auch Protestanten so leicht begegnet, wenn sie über ausgezeichnete Männer der katholischen Kirche urtheilen sollen. Er müßte daneben sich ganz in die Zeit in welcher der Mann lebte, auch besonders ganz in die Sphäre eines Hofes, wie der Hof Ludwig des 14ten, versetzen, um zu fühlen, welche Aufgabe er zu lösen hatte. Gewiß gehört Bossuet zu den ausgezeichnetesten Charakteren seiner Zeit. In ihm war die unbeugsamste Ueberzeugung von der Unbestreitbarkeit des Systems und der Gebräuche seiner Kirche, die unerbittlichste Strenge in der Vertheidigung ihrer ausschließenden Wahrheit und ihrer Rechte, im seltnen Verein mit der feinsten Geschmeidigkeit des Hofmanns, wo es Nebensachen galt, so wie eines durch classische Literatur gereinigten Geschmacks und einer mächtigen Beredtsamkeit.

In dem nebenstehenden Bildniß könnte man glauben, sey nur diese letzte Seite zu erkennen, wenn sich nicht zu der Milde und der hingebenden Freundlichkeit, auch Züge der Festigkeit und des Ernstes mischten. Große Fähigkeiten, die sich sehr früh entwickelt hatten, durch rastloses Studiren erworbene Gelehrsamkeit, seltne Belesenheit in den Kirchenvätern, Bekanntschaft mit dem ganzen Rüstzeug der katholischen Orthodoxie und Polemik, dabey ein Talent der Rede, das alle Gemüther ergriff, und sich selbst ohne lange Vorbereitung wie ein Strom aus seinem reichen Geist ergoß, dieß alles verband sich in ihm mit einem unermüdeten, dabey höchst uneigennützigen Wirken in seinem Kirchsprengel Meaux, dem er als Erzbischof vorstand, und dabey auch die kleineren Geschäfte, wie die Katechisation der Kinder, nicht scheute. Gewiß war es ihm ein Ernst um die Seligkeit aller Menschen, an der er aber freylich verzweifelte, wenn er sie nicht in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückführen könnte. Sein größter Triumph war die Bekehrung des großen Türenne. —

In dem Streit mit Fenelon hat er am meisten verloren. Man fühlt sich natürlich weit mehr zu dem gemüthvollen Erzbischof von Cambray hingezogen. Man sollte aber auch nicht vergessen, daß hier zwey Naturen einander gegenüber standen, die eben so verschieden waren als ihre Gesichtszüge; Männer, die sich wohl eine Zeitlang schätzen, aber nie in ihren Gefühlen begegnen konnten. Mehr davon in der zweyten Hälfte dieser Reise, wo mir Fenelons Sarg, den ich in Cambray sah, Gelegenheit geben wird auf ihn zurückzukommen.

IX.

Mémoire
adreſſé à Monſ. le Conſeiller d'Etat Comte de Beugnot.

(Belag zu S. 272.)

Le ſouſſigné jusqu' à préſent au ſervice de S. M. le Roi de Pruſſe en qualité de Conſeiller du Conſiſtoire ſupérieur, de Profeſſeur de l'Univerſité de Halle, de Directeur du Pédagogium ou Collége royal d'éducation, et de la maiſon des orphelins, dans ce moment à Paris par ordre de S. Ex. Mſg le Miniſtre de la guerre, croit que c'eſt un devoir ſacré pour lui, de ſaiſir cette occaſion d'intercéder pour Halle, ſa ville natale, qui conformément à la paix de Tilſit fait aujourd'hui partie du royaume de Weſtphalie; d'autant plus, qu'il eſt aſſez inſtruit ſur tout ce qui regarde l'état eccléſiaſtique et l'inſtruction publique tant à l'Univerſité que dans les écoles primaires et ſecondaires.

Nonobſtant ſes obligations infinies envers ſon ſouverain, et ignorant encore les diſpoſitions de S. M. le Roi de Pruſſe relativement à ſon ſort à venir, il ne pourra jamais ſéparer ſon intérêt perſonnel de celui de la province et nommément de la ville de Halle, à laquelle il a conſacré la plus grande partie de ſa vie et de ſes travaux.

En cas que le nouveau gouvernement daignât lui accorder une confiance, que pluſieurs perſonnes très-eſtimées en France ne lui refuſeront certainement pas, on le trouvera en état de pouvoir donner

les plus grands détails, au moins sur tout ce qui concerne la forme, le système et l'état actuel de la ville de Halle et de ses instituts.

Pour le moment il se borne à faire sur cet objet les observations suivantes.

1. Quoique la ville n'ait pas un territoire très-étendu, que son commerce ne soit pas très considérable, elle est cependant sous tous les rapports, si elle reste telle qu' elle est aujourd'hui, une des premières villes du royaume de Westphalie. Les salines surtout sont très avantageuses pour le gouvernement; leur produit net est à peu près de 400,000 fr. par an. Anciennement c'étoit la source la plus féconde pour le bien-être des habitans, dont le nombre, y compris les faubourgs, est de 22,000 âmes.

2. Dans ce moment-ci la plupart ne jouissent que d'une très médiocre fortune. Une autre source principale de leur existence est *l'Université*, qui par son ancienne gloire et par les hommes célèbres qui ont orné ses chaires depuis *Thomasius*, *Stahl*, *Boehmer*, *Wolf*, *Baumgarten*, *Hoffmann*, *Semler* et tant d'autres, attiroit depuis long-temps un grand nombre d'étudians et fut sans contredit une des premières de l'Allemagne. Si elle eut le malheur de déplaire à S. M. l'Empereur et Roi lors de l'occupation de la ville par les troupes françaises, la faute n'en peut être attribuée qu' à un très petit nombre d'individus, animés par un patriotisme mal-entendu, et qui malheureusement ont été confondus avec les professeurs, dont aucun ne s'est égaré de ses devoirs. Nous avons donc lieu d'espérer

que

que S. M. l'Empereur et Roi ſera trop juſte, pour vouloir qu' une faute pardonnable à quelques jeunes gens attachés à leur ſouverain, et ſéduits pas de faux bruits, retombe ſur le corps entier d'une Univerſité, qui jouiſſoit de la protection particulière de *Fréderic le Grand*, et qui ſe glorifie de porter ſon nom.

Le ſouſſigné juge ces événemens malheureux avec d'autant plus d'impartialité, que pour ſa perſonne il étoit dans ce temps-là abſent, faiſant au mois d'Octobre de l'année dernière un voyage littéraire en Hollande.

3. Il oſe encore ajouter, que l'Univerſité de Halle a formé pour le nouveau royaume de Weſtphalie dans toutes les claſſes les perſonnes les plus diſtinguées, et que toutes les provinces qui en ſont aujourd'hui partie ont le plus grand attachement pour une ville où ils ont fait leurs études.

4. Le rétabliſſement de l'Univerſité, la circulation produite par les appointemens que reçoivent les profeſſeurs, mais dont ils ſont privés depuis le mois d'Octobre de l'année dernière, ce qui les a mis dans la ſituation la plus triſte; le retour des étudians qui occupoient les maiſons des propriétaires qui ſe trouvent aujourd'hui ſans locataires; enfin les ſommes très conſidérables qu'ils dépenſoient, voilà les ſeuls moyens de ſecourir les habitans, dont un grand nombre ſans cela, ſe verra dans la plus grande détreſſe.

On peut compter, que la ſomme qui fut miſe l'année paſſée en circulation par l'Univerſité, étoit au moins de 8,000,000 fr.

5. Les célèbres fondations du feu *Franke* dont le soussigné est le Directeur actuel, connues sous le nom de *Pedagogium* ou *Collége royal* et de *maison des orphelins* contiennent, vu leur étendue, la plus grande pédagogie, non seulement de toute la monarchie prussienne, mais même de la plupart des pays que renferme l'Allemagne.

Dans le *Pedagogium* une centaine de jeunes gens des premières familles, tant de l'Allemagne que de la Russie, de la Suisse etc. reçoivent leur éducation. Plusieurs citoyens français y ont été formés. Dans l'enceinte de la *maison des orphelins* on trouve une école secondaire et plusieurs écoles primaires et élémentaires, qui sont si fréquentées, qu'on a compté, sans y comprendre les orphelins, plus de 2,000 élèves par an. Elle a une librairie, une pharmacie et plusieurs autres instituts très considérables. Mais la destination la plus importante de cet institut est sans doute, qu'il est pour ainsi dire, comme un annexum de l'Université, un séminaire fécond, duquel sortent des ecclésiastiques et des maîtres pour l'instruction publique et privée, parce qu'il donne aux jeunes étudians une occasion des plus favorables de s'exercer dans toutes les branches de l'instruction. C'est aussi là une des prérogatives que notre Université a sur toutes les autres de l'Allemagne, vu qu'elle est la seule, à laquelle un institut pareil soit annexé. Les revenus de cette fondation, qui consistent dans quelques biens-fonds, dans le débit d'une librairie, dans la vente des médicamens etc. ont souffert considérablement depuis peu; mais par un ordre du

cabinet de S. M. Prussienne daté du mois de Mai de l'année dernière, une partie des biens provenans des couvens séquestrés dans le cercle de Magdebourg et de Halberstadt a été donnée pour la conservation et l'amélioration de cet institut. Considérant, que par le 24ème article du traité de paix de Tilsit le souverain futur de ces pays a daigné promettre de vouloir bien respecter les obligations contractées par son prédécesseur, il n'est nullement douteux, qu'elles ne soient remplies sitôt que S. M. se convaincra de la haute importance de ces fondations pour tout le pays. Mais malgré toutes ces faveurs il ne pourroit pas remplir son but principal, celui de former des ecclésiastiques et des pédagogues, *si l'Université* venait à être supprimée. L'existence des fondations de *Franke* est donc inséparable de la conservation de l'Université. Par ce seul rapport il est déja évident qu'elle mérite principalement la protection du nouveau gouvernement.

Le soussigné en appelle pour l'exactitude de toutes ses données tant à toutes les autorités constituées dans les pays conquis, auxquelles elles doivent être connues, et nommément à Mr. Clarac, Intendant actuel de la ville et de la province de Halle; tant à toutes les personnes les plus instruites du nouveau royaume, parmi lesquelles il se permet de nommer Mr. de Dohm, président de la chambre royale de Heiligenstadt, Mr. de Vangerow, président de la cour de justice de Magdebourg etc.

Pénétré du plus vif désir de rendre encore quelque service à sa patrie, animé par l'avantage que son séjour à Paris lui procure de s'approcher

de personnes respectables, dont il espère des secours et des consolations après tant de malheurs de la guerre, il ose encore une fois recommander à la bienveillance paternelle de son nouveau souverain la conservation de la ville de Halle et de tous les instituts qui en dépendent.

Ce n'est nullement l'embarras de sa propre existence qui lui a dicté ces lignes. En cas que les fonctions, qu'il a remplies jusqu'ici pendant une vingtaine d'années, vinssent à être suspendues, ses relations et quelques connaissances qui sont le fruit d'une longue expérience, sont bien en état de le tranquilliser sur l'avenir. Ce n'est donc que le pur intérêt, dont il est animé pour sa patrie, particulièrement pour sa ville natale et les fondations de ses ancêtres, qui lui a dicté ces lignes, qu'il ose mettre sous les yeux d'un Ministre éclairé, destiné dans ce moment à l'organisation du royaume de Westphalie. Paris le 10. Aout 1807.

Ein zweytes Memoire (s. S. 270.) enthielt eine noch genauere Darstellung der Stadt Halle und ihrer damaligen Lage. Es wurde von mir und Hrn. Keferstein gemeinschaftlich übergeben, ist aber abhanden gekommen.

X.

C. F. Cramer.

Gebohren 1752. Gestorben 1807.

(S. 283.)

Hier noch folgendes über sein Leben:

In Göttingen studirend, gehörte er zu den Mitgliedern jenes Bundes geistreicher Jünglinge, die in Göttin-

gen für deutsche Sprache und Poesie so thätig waren, Bürger, Voß, Hölty, die Stollberge u. m. A. Schon im Jahr 1775 ward er Professor zu Kiel für das Fach der Orientalien, die ihn doch zu wenig fesselten. Von seinem Enthusiasmus für Klopstock zeugt besonders seine Schrift: Klopstock, Er und über ihn, und Briefe von Tello an Elisen 1778. In Meusels gelehrtem Deutschland findet man das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften. Der unvorsichtige Eifer für die französische Revolution brachte ihn um seine Professur. Er ging nach Paris, und lebte dort in der vielartigsten literarischen Thätigkeit als Buchhändler, Buchdrucker, Schriftsteller. Sehr gewandt in beyden Sprachen, hoffte er auch durch Uebersetzungen von Klopstocks Hermanns Schlacht und Schillers Jungfrau die Franzosen für deutsche Literatur zu gewinnen. Doch sah er davon wenig Erfolg. So überspannt und paradox er im Empfinden und Handeln war, so ist doch gewiß ein reich begabter Geist und ein redliches Gemüth in ihm untergegangen. Von seinem in einer höchst merkwürdigen Zeit sehr sorgfältig geführten Tagebuch aus Paris sind nur wenig Bruchstücke erschienen, die den Verlust des Ganzen bedauern lassen.

XI.

(S. 311.)

Eine so eben erschienene Schrift unter dem Titel: Marie Antoinette à la Conciergerie. Fragment historique publié par le comte F. de Robiano (Paris 1824) giebt Auskunft über einige weniger bekannte Umstände.

Der Verfasser hatte aus dem Munde der beyden einzigen Personen, denen es durch die Nachsicht des braven Gefangenwärters Richard gelungen war, die Gefangenen zu sehen, das Nähere über den Aufenthalt der Königin in der Conciergerie erfahren. Es war der noch lebende Abbé Magnin, Pfarrer der Kirche von Saint Germain l'Auxerroi, und eine Mlle Fouché. Beyde hatten sich verbunden, den Gefangenen, wo sie irgend vermochten, Hülfe und den Trost der Religion zu bringen, und es war ihnen, da sie bloße Menschlichkeit leitete, und der erstere bloß als Privatperson handelte, gelungen, mehrere rechtliche Kerkermeister zu gewinnen. Dringende Bitten und Goldstücke machten auch Richard geneigt, ihnen Gelegenheit zu nächtlichen Besuchen zu verschaffen, wobey sie jedesmal ihr eignes Leben aufs Spiel setzten. Dadurch bekam die anfangs mißtrauende hohe Gefangene doch einiges bessere Leinenzeug und wärmere Strümpfe, da ihr bisher nur das Gröbste gewährt war.

Nach einiger Zeit, und wie das Vertrauen zu nahm, empfing sie aus den Händen des Geistlichen die Communion. Unter den vier Gensdarmen, die bey Tag und Nacht, bloß durch einen Vorhang von ihr getrennt waren, um sie aufs strengste zu bewachen, waren zwey sehr gute Menschen. Man wählte die Stunde, wo gerade diese die Wache hatten. Ergriffen von der heiligen Handlung knieten auch sie eben der Königin und empfingen zugleich die geweihte Hostie.

Viele andre kleine Umstände sind höchst interessant und rührend. Unstreitig wird von dieser Schrift bald eine Uebersetzung erscheinen.

XII.

Die Greuelscenen in den Tuillerien am 10ten August.

(Beläge zu S. 323.)

Folgendes sind nur einige Züge aus den Berichten von Augenzeugen, wie Peltier, Fennel, Mallet du Pan.

„Sobald der Pöbel in das Schloß eingedrungen war, wurden alle Personen, die sich in demselben befanden, ohne Unterschied des Alters, des Ranges oder des Geschlechts umgebracht; die Schuhputzer sogar, und die Küchenjungen, entgingen, so wenig als die Hofmarschälle und Kammerherren, der Rache. Ueberall floß das Blut, überall lagen nackte und verstümmelte Leichname; denn ein Haufe von Weibern, welcher den Mördern nachfolgte, durchbohrte mit Dolchen alle Diejenigen noch einmal, die durch Zuckungen verriethen daß sie noch nicht ganz todt wären. Eben diese Weiber zogen die Körper der Getödteten nackend aus, bemächtigten sich der Kleider, und verstümmelten die Leichname der Mannspersonen auf eine Weise, welche die Schaamhaftigkeit zu beschreiben verbietet.

Sobald nichts mehr im Schlosse zu morden war, fing das Gesindel an zu plündern, Schränke und Schreibtische wurden erbrochen; Geld, Juwelen, Silbergeschirre und Assignate, wurden gestohlen; die herrlichsten Gemählde zerrissen; die Fußteppiche nebst den Tischen und Stühlen, aus den Fenstern geworfen; die köstlichsten Weine des königlichen Kellers tranken die Weiber, auf den nackten Leichnamen sitzend, aus silbernen Nachtgeschirren; die Garderobe der Königin und der Prinzessinnen theilten sie unter sich, und schmückten ihre in Blut getauchten Hände mit den

prächtigsten, zum Schmucke der Königin gehörigen Fingerringen. Die an das Schloß stoßenden Gebäude, Wohnungen der Herren des Hofes, wurden erst geplündert, dann in Brand gesteckt; unten, in den Höfen und im Garten, spielten die Kinder mit den abgehauenen Köpfen und Gliedmaaßen der Gemordeten. — Der Pöbel wetteiferte unter sich, wer am besten köpfen und würgen könne; auch lachte und spottete derselbe über das Krümmen und Winden der unglücklichen Schlachtopfer seiner Wuth. Während das Blut in den Höfen des Schlosses über das Pflaster weg floß, verzehrte das Feuer die Häuser, welche das Schloß der Tuillerien umgaben, und fing bereits an das Hauptgebäude zu ergreifen. Mobilien, Tische, Leinengeräthe, Betten, alles ist auf dem Karusselplatz geschleppt worden, um diesen Kannibalen zu einem Freudenfeuer zu dienen. Das Schloß ward von dem Keller bis unter das Dach ausgeplündert. Das kostbarste Geräthe sowohl, als die Meisterstücke der Kunst; alles hat der Pöbel geraubt.

Von den unermeßlichen Schätzen, die sich im Pallaste der Tuillerien befanden, ist kaum der zwanzigste Theil gerettet und von einigen Bürgersoldaten nach der Nationalversammlung gebracht worden: alles übrige wurde von den Rebellen gestohlen und unter sich getheilt. Einige von den Rebellen entzweyten sich bey dieser Theilung, fielen selbst über einander her, und mordeten sich.

Welch einen schrecklichen Anblick — sagt ein andrer Augenzeuge — gewährte ganz Paris am zehnten August, besonders an den Orten, wo das Blutbad vorzüglich statt gefunden hatte! Alle Läden, Fenster und Thüren, waren zugeschlossen; die Straßen voll von bewaffneten Männern und Weibern, die ihre blutenden, und in Blut getauchten, Siegeszeichen trugen. Einige Betrunkene

tappten noch immer nach ihren vom Blute triefenden Säbeln herum, und wälzten sich in den Folgen ihrer Unmäßigkeit. Man sah hie und da Knaben und Mädchen, welche in die Verbrechen ihrer Eltern eingeweiht wurden, und welche sich um einen Kopf, einen Arm, ein Stück Fleisch, oder den Rest einer Schweizerkleidung, die unter sie geworfen wurden, zankten. Der Karusselplatz war einem großen Ofen ähnlich. Wer von dieser Seite in den Pallast wollte, der mußte durch zwey lange Gebäude gehen, die, von einem Ende bis zum andern, in Flammen standen, und auf brennenden Leichen, oder auf zerstückelte Körper treten. Der Pallast stellte ein zweytes fürchterliches Schauspiel dar; er war von den Kanonen der Rebellen stark, wenn gleich nicht wesentlich, beschädigt; seine Fenster waren zerschmettert, nur ein Theil seiner zertrümmerten Staffirung hing noch an ihm herab. Aber nichts konnte empörender seyn, als der Anblick, welchen der Eingang, die Treppe, die Kapelle, und alle Zimmer gewährten. An den Wänden klebte das Blut der bluttriefenden Hände der Mörder, welche sie daran abgewischt hatten; das Getäfel war zerbrochen; und von den Gemählden, Gläsern, Spiegeln und allen anderen Zierrathen, konnte man nur noch die Trümmer erkennen. Die Fußböden waren mit verstümmelten, meist nackten Leichnamen; mit Gliedern, die man vom Körper abgesondert hatte; mit zerbrochenen Armleuchtern, Flaschen, und Ueberresten von Seide, Atlaß, Leinwand und dergl. bedeckt. Die Garderoben des Königs und der Königin hatte man geplündert, und die Kleider theils weggenommen und unter dem Pöbel vertheilt, theils unter die zerschlagenen Trümmer geworfen. Das Thor des Pallastes, welches nach dem Garten führt, füllten mehrere Haufen todter Leichname

an, die man hier getödtet hatte, als sie zu entfliehen suchten. — Auf allen Spatziergängen des schönen Gartens, in den Bassins, am Fuße einer jeden Statue, und beynahe eines jeden Baumes, traf man zerstückelte Gliedmaaßen an, die, selbst nach dem Tode, auf die unmenschlichste Art zerhackt waren, während, von der vordern Seite her, um diesen Schauspiel den höchsten Anstrich des Schreckens zu geben, die hölzernen Hütten der Schweizer, welche in vollen Flammen standen, ihren blaugelben Widerschein auf die, mit todten Körpern angefüllten, Karren warfen, welche durch das Volk vom Schlachtfelde weggezogen wurden. —

XIII.

(S. 333.)

Der Begräbnißplatz des hingerichteten Königs und der Königin, vormals der Kirchhof St. Madeleine, (s. im Abriß S. 316 N.), war Eigenthum eines Privatmanns Hrn. Descloseaux geworden. Die Ausgrabung der Leichname ward am 18. und 19. Januar 1815 mit der äußersten Vorsicht, in Gegenwart des Reichscanzlers, veranstaltet. Der Verbalprozeß sagt folgendes darüber aus:

„Der Körper der Königin wurde zuerst gefunden. Er lag zu den Füßen des Königs und befand sich besser erhalten als man erwarten konnte. Der Kopf war noch erkennbar, selbst die Haare noch vorhanden; einige Kleidungsstücke umgaben den Körper. Die Kniebänder waren noch unversehrt, so wie der größte Theil der floretseidnen

Strümpfe (eben die, welche ihr Mlle Fouché verschafft hatte, s. Beylage XI.). Man schrieb diese Erhaltung einer Art von Gewölbe zu, das der Kalk über den Sarg gebildet hatte. — Der Körper des unglücklichen Monarchen war mehr beschädigt, einige Gebeine schon ganz in Staub verwandelt. Man verschloß diese kostbaren Ueberreste in bleyerne Särge, und brachte sie in das Haus des Hrn. Descloseaux, der bisher gleichsam ihr Wächter gewesen war." —

Am Todestage des Königs wurden sie in feyerlichem Zuge in die Gruft von St. Denis gebracht. Im ganzen Reich ertönte das Trauergeläut und — so las man im Moniteur — in 40,000 Kirchen Frankreichs lagen die Gläubigen auf den Knien, um den Himmel für ihr Vaterland um Verzeihung der so schwer gebüßten Frevelthat zu bitten.

Von Chateaubriant hat man eine mit allem Pomp seiner Beredtsamkeit geschriebene Flugschrift: Sur l'exhumation des corps de Louis XVI et de la Reine M. A. Sie steht auch in der Sammlung seiner kleinen Schriften.

XIV.

(S. 367.)

Das große Prachtwerk führt folgenden Titel:

Musée François, ou Recueil des Tableaux et Statues de la collection nationale par Robillard-Peronville et Laurent. Paris 1803—20. Royal Fol. Papier Velin. Von der ersten Serie sind 80, von der zweyten 40 Livraisons erschienen. Complet 6 Bände. Der Preis für jedes Cahier 48 Fr. Das Ganze 5760 Fr. oder 1440 Thlr.

Jedes Blatt von einer historisch-artistischen Beschreibung begleitet, stellt eine Antike oder ein Gemählde in zum Theil vortrefflichen Kupfern von sehr guten Meistern dar. Es gehört wohl in Deutschland unter die seltenen Werke. In Leipzig fand ich es in der reichen Gemählde- und Kupfersammlung des Hrn. Kaufmann Speck, welche er mit großer Liberalität den Freunden der Kunst öffnet. Nicht minder zugänglich ist an den Meßsonntagen die Gallerie des Hrn. Cammerrath Campe. Eine dritte Sammlung besitzt der Königl. Preuß. Consul Herr G. R. Baumgärtner. Wie viel müssen einer Stadt Mitbürger werth seyn, die reichen Besitz mit so viel Sinn für Kunst und Geschmack verbinden.

Von den Monumens antiques du Musée Napoleon dessinés par Piroli, publiés par Piranesi. Paris 1804 ff. 4. sind 9 Volumes in 32 Livraisons erschienen. (Preis 192 Fr.)

Die Annales du Musée depuis sa formation par P. Laudon, Paris 1806—9, 24 Bände, enthalten bloße Umrisse, und mischen alle Schulen, auch alte und neue Gemählde und Statuen durcheinander.

Von Tilhot erschien eine Galerie du Musée Napoleon, Paris 1802—19. in 120 Lieferungen in 4.

Die Description des antiques du Musée Royal par M. C. de Clarac, Paris 1820, ist unter allen der musterhafteste Catalog.

XV.

Note des Lord Castlereagh über die Zurückgabe der Kunstwerke des Museums zu Paris im Jahre 1815.

(Beylage zu S. 368.)

Den Ministern der verbündeten Mächte sind von Seiten des Papstes, der Souverains von Toscana, der Niederlanden u. A., Vorstellungen gemacht worden, es möchten die Statuen, Gemählde und andere Kunstgegenstände, welche Frankreichs letzte revolutionaire Regierung ihren Staaten nach und nach und systematisch gegen alle Rechtsgrundsätze und neuern Kriegsgebrauch genommen hat, ihnen durch Dazwischenkunft der verbündeten Mächte zurückgegeben werden. Unterzeichneter hat diese Vorstellungen seinem Hofe vorgelegt, und darauf vom Prinzen Regenten Befehl erhalten, den Verbündeten folgende Bemerkungen über diesen interessanten Gegenstand zur Berathung vorzutragen.

Zum zweyten Male sind Europens Mächte genöthigt worden, nach Frankreich zu ziehen, um ihre Freyheit und den Weltfrieden zu erobern, und zwey Mal haben sie jene Hauptstadt besetzt, wo diese Spolien vom größten Theile Europa's aufgehäuft sind. Der rechtmäßige Herrscher von Frankreich ist zwey Mal in den Stand gesetzt worden, auf seinen Thron zu steigen, und durch seine Vermittelung für sein Volk einen Frieden mit den Verbündeten zu erhalten, der günstiger ist, als dasselbe ihn, seinem Betragen gegen seinen Monarchen und die andern Staaten nach, zu hof-

sen ein Recht hatte. Es geschah unstreitig aus reinster Achtung für Ludwig XVIII, aus Schonung für sein altes und erlauchtes Haus und aus Ehrfurcht für sein Unglück, daß die Verbündeten im vorjährigen Friedensschlusse Frankreich seine ganze Integrität erhielten; und noch mehr war dieß der Fall, als sie dieselbe das letzte Mal, nach grausamer Täuschung ihrer Erwartungen, dem Wesen nach aufrecht erhielten, und bloß mit einem Systeme temporairer, für die Ruhe ihrer Völker nöthiger Sicherheitsmaaßregeln in Verbindung setzten. Aber es wäre der Gipfel der Schwäche und Ungerechtigkeit, und man würde nur Frankreichs Volk verirren, statt es zu friedlichen und moralischen Gesinnungen zurückzuführen, wenn die Verbündeten, von denen die Welt mit Aengstlichkeit Schutz und Ruhe erwartet, nicht auch auf andre Völker, ihre Verbündeten, (und vorzüglich die Schwachen und Schutzlosen darunter) den Grundsatz der Integrität anwenden wollten, den sie einem Volke zum zweyten Male zugestehen, gegen das sie so lange Krieg führen mußten. — Aus welchem Grunde könnte wohl Frankreich sich am Ende eines solchen Krieges versprechen, dieselben Besitzungen, wie vor der Revolution, und zu gleicher Zeit die Zierden aller andern Länder zu behalten? Ist etwa der Ausgang des Kampfes zweifelhaft geblieben, oder haben die Verbündeten nicht die Macht durchzusetzen, was Gerechtigkeit und Politik fordern? Oder aus welchem Grunde könnte man Frankreich alle seine neuen Eroberungen nehmen, ihm aber die Spolien lassen, die noch alle neuere Eroberer als unzertrennlich von den Ländern, denen sie gehörten, unangetastet ließen? Die verbündeten Herrscher sind wohl selbst Europa einigen Ersatz für ihr Betragen zu Paris im vorigen Jahre schuldig. Es ist zwar wahr, daß sie

nicht so weit gingen, jenes Plünderungssystem durch einen feyerlichen Vertragsartikel zu heiligen; dagegen haben sie sich immer gesträubt; aber sie haben doch durch ihren Einfluß alle Rückforderungen niedergeschlagen, hoffend, Frankreich, durch ihre Großmuth eben so sehr als durch ihre Siege bezähmt, werde einen Frieden unverletzt halten, der darauf berechnet war, das Volk mit seinem Könige zu versöhnen. Auch hofften sie, man würde dem König rathen, freywillig einen Theil der Beute den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzustellen. Itzt aber ist die Frage ganz anders gestellt, und sie auf dieselbe Art lösen, wäre, nach der Meinung des Prinzen Regenten, unüberlegt rücksichtlich Frankreichs, und ungerecht gegen unsere dabey interessirten Bundesgenossen. Indessen will Sr. Königl. Hoheit sich bey Aeußerung dieser Meinung vor jeder falschen Auslegung sicher stellen. Während derselbe es für Pflicht der Verbündeten hält, die Rückkehr der geraubten Gegenstände an ihre vorige Standorte nicht nur nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern, scheint es dem Zartgefühle der Verbündeten angemessen, nicht zu gestatten, daß die Anwesenheit ihrer Heere in Frankreich, oder die Wegnahme jener Gegenstände aus dem Louvre, weder mittel- noch unmittelbar ein Mittel werde, in ihre Staaten auch nur einen einzigen Gegenstand wegzuführen, der früher weder ihren Privatsammlungen, noch den Ländern angehörte, über die sie gegenwärtig herrschen. So viel Werth auch der Prinz Regent selbst auf jene Meisterwerke legen würde, könnte er sie auf andere Art erwerben, so wünscht er doch nicht ihren Besitz auf Kosten Frankreichs oder vielmehr ihrer rechtmäßigen Besitzer zu erlangen, vorzüglich um nicht einem Grundsatze Rechtskraft zu ertheilen, den man so eben der Nation, die ihn angenommen, zum Vorwurfe

gemacht, und weit entfernt, die Gelegenheit zu benutzen, verschiedene Gegenstände ihren rechtmäßigen Eigenthümern, die sich in Geldnoth befinden könnten, abzukaufen, ist Se. Königl. Hoheit vielmehr geneigt, die Mittel herzugeben, um sie in die Tempel und Gallerien zurückzuführen, deren Zierden sie so lange gewesen. Wäre es möglich, daß die Gesinnungen Sr. K. Hoheit gegen die Person und die Sache Ludwigs XVIII zweydeutig ausgelegt werden könnten, oder daß Se. allerchristliche Majestät in den Augen ihrer Unterthanen verlöre, so würde der Prinz Regent zu dieser Entschließung nur mit den äußersten Widerwillen geschritten seyn; aber Se. Königl. Hoheit glaubt fest, daß Ihre Majestät die Liebe und Achtung ihrer Unterthanen in höhern Grade erwerben werden, wenn sie von allen diesen Erinnerungen sich losgemacht haben. Diese Beuten, die eine moralische Aussöhnung zwischen Frankreich und den einst von ihm überzogenen Ländern hindern, sind zur Fortdauer des Ruhms seiner Heere nicht nöthig, der trotz der Sache, in der er erworben ward, immer den französischen Waffen Achtung im Auslande verschaffen wird. Aber so lange diese Gegenstände in Paris bleiben, und so zu sagen Urkunden und Rechtsansprüche auf die aufgegebenen Länder vorstellen, so lange wird der Gedanke, diese Länder noch ein Mal mit Frankreich zu vereinigen, niemals ganz erlöschen, und der Genius des französischen Volks wird sich nie mit dem beschränktern Daseyn vergesellschaften, welches der Nation unter den Bourbonen angewiesen ist. Bey Aeußerung dieser Meinung hat der Prinz Regent kein Verlangen die französische Nation zu demüthigen. Die allgemeine Politik Sr. Königl. Hoheit, das Betragen seiner Truppen in Frankreich, sein Beeilen unmittelbar nach der Ergebung Bonaparte's, Frankreich seine Handels-

frey-

freyheit zurückzustellen, und über alles dieß, sein itziges Bestreben, Frankreich seine Integrität (mit gewisser für die Sicherheit der Nachbarstaaten nöthigen Beschränkungen) definitiv zu erhalten, sind die besten Beweise, daß jene Entschließung einzig von der, andern Nationen schuldigen Gerechtigkeit, und dem Verlangen, die von der Revolution geschlagenen Wunden zu heilen dictirt, nicht aber von irgend einer illiberalen Gesinnung gegen Frankreich eingegeben worden sey. Die ganze Frage besteht darin: Schließen alle Mächte der Erde gegenwärtig mit Aufrichtigkeit einen bleibenden Vergleich mit dem Könige? und wenn dieß der Fall ist, auf welchen Grundsätzen wird er abgeschlossen? Wird er es auf Beybehaltung oder auf Aufgebung der revolutionairen Spolien? Glaubt der König seine Würde erhöht, seine Rechtsansprüche verstärkt, wenn er von Denkmälern der Kunst umgeben ist, welche eben so sehr die Leiden seines Hauses als die der andern Nationen Europa's ins Gedächtniß rufen? Wenn das französische Volk das Vergangene vergessen machen will, kann es da vernünftiger Weise wünschen, jene Quelle von Gehässigkeit zwischen ihm und andern Völkern beyzubehalten? Und wenn es dieß nicht wünscht, ist es politisch, seiner Eitelkeit zu schmeicheln und Hoffnungen zu nähren, welche die Betrachtung dieser Trophäen jedesmal erwecken muß? Kann das Heer vernünftigerweise dieß wünschen? Das Andenken an seine Feldzüge kann nie erlöschen. Sie sind in den Kriegsannalen Europens eingetragen. Sie sind den öffentlichen Denkmälern seines eignen Landes aufgedrückt. Warum soll es seinen kriegerischen Ruhm mit einem System von Plünderung verknüpfen, durch dessen den neuern Kriegsgesetzen zuwider laufende Annahme der Feldherr, der es in die Schlachten geführt, in der That

nur den Glanz seiner Waffen verdunkelt hat. Wenn wir wirklich zum Frieden und zu den alten Grundsätzen zurückkehren wollen, so kann es nicht weise seyn, vor allen Mißbräuchen der Vergangenheit gerade diesen beyzubehalten, und der König kann noch weniger wünschen, unter den Trümmern der Revolution, deren vorzüglichstes Opfer seine Familie war, in seinem Hause jenes Monopol der Kunstgegenstände zu verewigen. Die glänzende Sammlung, die Frankreich vor der Revolution besessen, vermehrt durch die seitdem erkaufte Borghesische (eine der schönsten in der Welt), wird dem Könige reichliche Mittel darbieten, die Hauptstadt seines Reichs auf angemessene Art zu schmücken, und Se. Majestät kann sich von dieser trüben Quelle der Auszeichnung los machen, ohne der Pflege der Künste in Frankreich Eintrag zu thun. Wenn man nun diesem schreyenden Uebel abhelfen will, so scheint es nicht, daß man einen Mittelweg einschlagen könne, der nicht bis zur Anerkennung einer Menge Ausplünderungen führe, die unter dem Deckmantel von Verträgen wo möglich noch anstößiger sind, als der offenbare Raub, durch den der Ueberrest zusammen gebracht wurde. Der Grundsatz des Eigenthums, geregelt nach den Rechten der Länder, aus denen jene Meisterwerke weggeführt wurden, giebt den sichersten und einzigen Wegweiser zur Gerechtigkeit, und nichts kann vielleicht gegenwärtig zur Beruhigung des Gemeingeistes in Europa mehr beytragen, als eine solche Huldigung, die der König von Frankreich einem Grundsatze der Tugend, der Versöhnung und des Friedens bringt.

(Unterz.) Castlereagh.

XVI.

(S. 389.)

Im 3ten Buch des Emil von Rousseau, dessen erste Ausgabe im Jahr 1762, also 27 Jahr vor dem Ausbruch der Revolution erschien, liest man folgende merkwürdige Worte:

Vous vous fiez à l'ordre actuel de la societé, sans songer que cet ordre est sujet à des révolutions inévitables, et qu'il vous est impossible de prévoir ni de prévenir celle, qui peut regarder vos enfans. Le Grand devient petit, le riche devient pauvre, le Monarque devient sujet. Nous approchons de l'état de crise et du siècle des révolutions.

Unter dem Text steht hiebey noch die Note:

Je tiens pour impossible, que les grandes monarchies de l'Europe aient encore long-temps à durer. — J'ai de mon opinion des raisons plus particulière de cette maxime; mais il n'est pas à propos de les dire, et chacun ne les voit que trop.

Man muß hiebey nicht vergessen, daß Rousseau den Hof eines Königs wie Ludwig XV und die gänzliche Auflösung der Sitten an diesem Hofe in der Nähe sah, und gerecht genug seyn, den, der ein Uebel vorher sieht nicht mit dem zu verwechseln, der es herbeyzuführen wünscht oder strebt.

Bemerkte Druckfehler.

S. 18 Z. 15 ist allerley wegzustreichen.
— 96 — 15 lies 150 statt 140.
— 266 — 4 und S. 269 Z. 11 v. u. l. Marron st. Maron.
— 313 — 11 S. 316 Z. 1 und S. 318 Z 5 l. der Louvre st. das Louvre.
— 344 — 9 v. u. st. bey meinen Besuchen und Reisen l. bey meinen Besuchen im Museum.

Einige Verwechselungen von Buchstaben, namentlich des n und m wird man von selbst bemerken und verbessern.

Halle,
gedruckt in der Buchdruckerey des Waisenhauses.

106 I. 4